

Cyborg werden: Möglichkeitshorizonte in feministischen Theorien und Science Fictions

Fink, Dagmar

Veröffentlichungsversion / Published Version

Dissertation / phd thesis

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Fink, D. (2021). *Cyborg werden: Möglichkeitshorizonte in feministischen Theorien und Science Fictions*. (Gender Studies). Bielefeld: transcript Verlag. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-76662-6>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

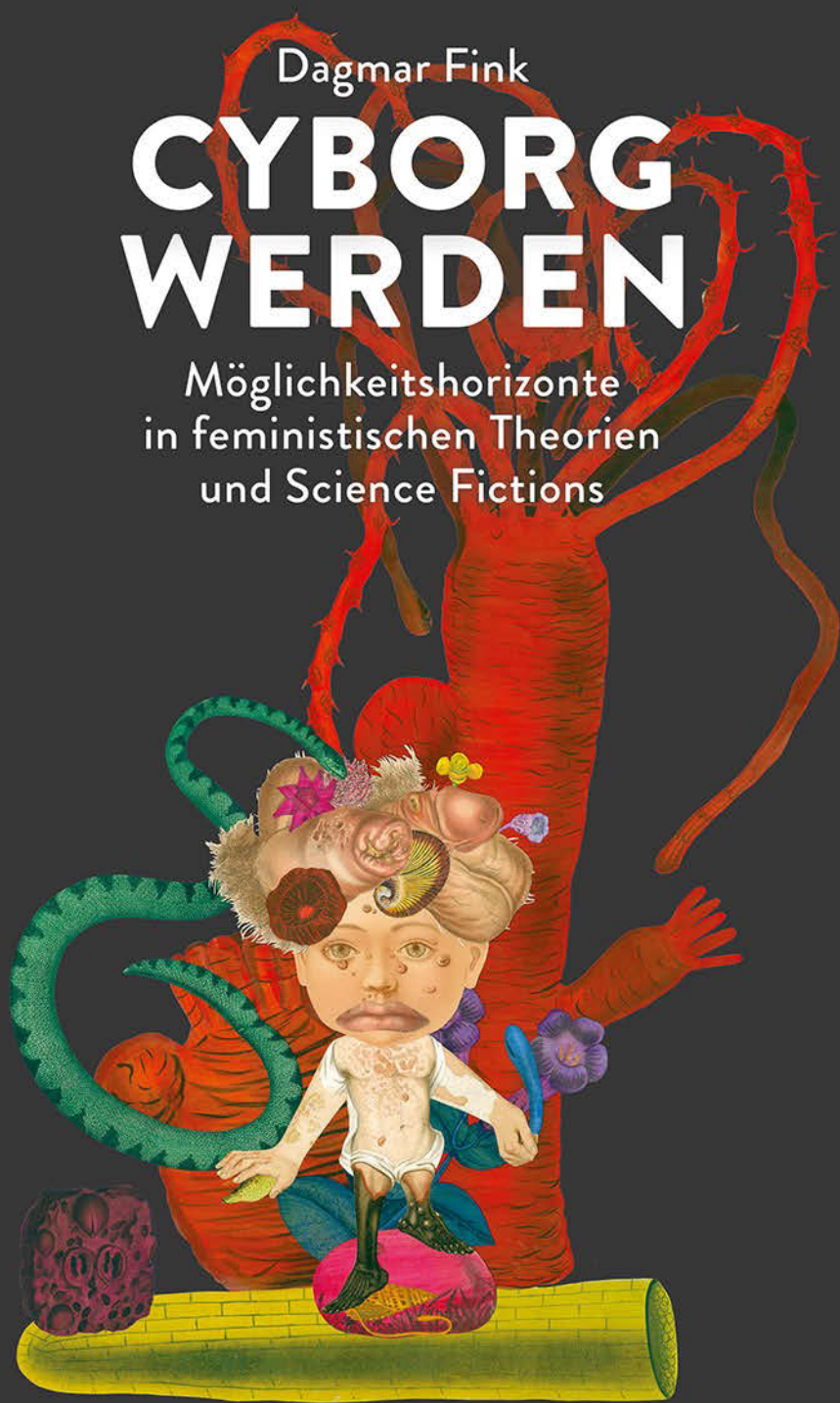
Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Dagmar Fink

CYBORG WERDEN

Möglichkeitshorizonte
in feministischen Theorien
und Science Fictions



[transcript] GenderStudies

Dagmar Fink

CYBORG WERDEN

Gender Studies

Dagmar Fink ist Literatur- und Kulturwissenschaftlerin mit Schwerpunkten in den Bereichen der Repräsentationskritik, Feminist Cultural Studies, Techno-Wissenschaftskritik, Science Fiction sowie queeren Weiblichkeiten. Sie lehrt an der Universität Wien und an anderen Hochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz im Bereich der Gender Studies. Als Mitglied des queer_feministischen Kollektivs *gender et alia* übersetzt sie theoretische Texte aus dem Englischen ins Deutsche und ist eine der Leiter*innen von »Queertactics. Queer_Feministisches Filmfestival Wien«.

Dagmar Fink

Cyborg werden

Möglichkeitshorizonte in feministischen Theorien und Science Fictions

[transcript]

Das vorliegende Buch basiert auf der Dissertation der Autorin an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel.

Die Open-Access-Ausgabe wird publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell.

(Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Dagmar Fink**

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Umschlagabbildung: Ines Doujak

Lektorat: Katja Wiederspahn, Stefan Schoppengerd

Satz: Gabi Adebisi-Schuster, werkstattwienberlin.at

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5855-2

PDF-ISBN 978-3-8394-5855-6

<https://doi.org/10.14361/9783839458556>

Buchreihen-ISSN: 2625-0128

Buchreihen-eISSN: 2703-0482

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Vom Cyborg Werden 7

Die vorliegende Arbeit 11

Aufbau 12

Zugänge 13

1. System und Information als Möglichkeitsbedingungen der Cyborgs 23

1.1 Raumfahrer*innen im All: Wie ein Fisch im Wasserglas 25

1.2 Eine neue Leitwissenschaft: Kybernetik 29

1.3 Lebende und technische ›Systeme‹ 32

1.4 Kybernetik zweiter Ordnung 37

1.5 Von der Kybernetik zum Cyborg-Manifest 43

2. Haraways Einsatz: Implodierende Dualismen 47

2.1 Dualismen und Herrschaft 49

2.2 Ein ironischer, politischer Mythos 59

2.3 Partielle und strategische Identitäten 66

2.4 Informatik der Herrschaft 71

2.5 Schreiben: Eine bedeutende Cyborgtechnologie 85

2.6 Kritik 105

3. SF: To Boldly Go Where No HuMan Has Gone Before 131

3.1 Was ist SF? 132

3.1.1 Einige Definitionen 135

3.1.2 SF: Science? Fiction? 137

3.1.3 SF: Speculative? Fiction? 140

3.1.4 SF als Modus des Schreibens und Art des Lesens:

Die Poetik des Buchstäblichen 143

3.1.5 SF und Gesellschaftskritik: Nach dem Unmöglichen greifen 151

3.2 SFs (queere) Feminismen 156

3.2.1 SF-Feminismen anstelle feministischer SF 157

3.2.2 Vorläufer*innen, Anfänge und erste Hochzeit 159

Exkurs 1: SF-Feminismen als Experimentierfeld und
imaginativer Beitrag zur feministischen Theoriebildung 164

3.2.3 SF-Feminismen zwischen zwei Hochzeiten 171

3.2.4 Cyberpunk: Reaktion des Boy's Club 172

Exkurs 2: Bearbeitungen einer Abenteuerheldin 174

3.2.5 Cyberpunk versus Cyborg Writing 181

3.2.6 Die Sprache der SF-Feminismen und ihre Bedeutung als
imaginäre Ressource 186

3.3 Zusammenfassung 189

4.	<u>Marge Piercys Cyborgversionen: <i>He, She and It</i></u>	197
4.1	Setting	199
4.1.1	Multi-Enklaven	203
4.1.2	Glop	207
4.1.3	Freie jüdische Stadt: Tikva	210
4.1.4	Black Zone	214
4.2	Figuren	217
4.2.1	Yod: D* Cyborg als komplementärer Binarismus	218
4.2.2	Nili: Cybersuperdyke	232
4.2.3	Gadi: Heterosexualisierte Cyborgtunte	237
4.2.4	Malkah: Listige Cyberwitch im fortgeschrittenen Alter	241
4.2.5	Piercys Cyborgversionen	244
	Exkurs: Octavia Butlers Alien Cyborgs	247
5.	<u>Horizonte des Möglichen</u>	257
	Was die Zukunft anbelangt	268
	Literatur	272
	Danke!	290

Vom Cyborg Werden

Als ich Donna Haraways »Manifest für Cyborgs«¹ das erste Mal las, schrieb ich gerade an meiner Abschlussarbeit über feministische literarische Dystopien als Spiegel und Kritik patriarchaler Ideologien.² Im Zuge von Thatcherismus und Reaganomics sowie eines konservativen »Backlash«³ gegen die in den 1970er Jahren von Frauen-, Lesben- und Schwulenbewegung erkämpften Rechte wurden in den 1980er Jahren in fiktionalen Texten häufig Zukunftsvisionen entworfen, die eine feministische »Apokalypse« ausmalten. Eine Tendenz, die sich aktuell angesichts weit verbreiteter rechtspopulistischer Regierungen, des erneuten Angriffs auf Frauen- und reproduktive Rechte (bzw. des immer noch währenden Kampfes um diese) in vielen Teilen der Welt, reaktionärer nationalistischer gesellschaftlicher Kräfte, religiösem Fundamentalismus und globalisierter Ausbeutungsverhältnisse sowie der zunehmend (geografisch jedoch sehr unterschiedlich) spürbaren Folgen des Klimawandels wiederholt (vgl. Fink 2019). Anfang der 1990er Jahre stand die literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit feministischen Dystopien allerdings noch relativ am Anfang. Zwar gab es zahlreiche Analysen von einzelnen Werken, allen voran Margaret Atwoods *The Handmaid's Tale* (1987; dt. 1989 von Helga Pfetsch, *Der Report der Magd*), Untersuchungen zu feministischen Dystopien als spezifische ästhetische Form mit spezifischen inhaltlichen – politischen – Anliegen waren jedoch nur sehr spärlich vorhanden. Auf der Suche nach Sekundärliteratur griff ich deshalb auf die literatur- und politikwissenschaftliche Beschäftigung mit dem umfangreichen Korpus feministischer fiktionaler Utopien – vorwiegend aus den 1970er Jahren – zurück, zumal die Dystopie der literarischen Gattung der Utopie zugerechnet wird. Ich setzte mich also intensiv mit fiktionalen Visionen auseinander, die ausgehend von (damaligen) gesellschaftlichen und politischen Tendenzen den feministischen Katastrophenfall – insbesondere hinsichtlich Subjektivierung, Sexualität und reproduktiver Rechte von Frauen – ausbuchstabierten sowie mit literarischen Vorstellungen feministischer Gesellschaftsentwürfe, die im Geiste der Aufbruchsstimmung der Frauen- und Lesbenbewegung verfasst waren. Erdrückende Herrschaftsverhältnisse auf der einen Seite – alternative (lesbisch-)feministische Gesellschaftsentwürfe auf der anderen. Beziehungsweise beschäftigte ich mich gerade auch mit den damals vorliegenden wissenschaftlichen Abhandlungen über diese Visionen, welche die fiktionalen Zukünfte teilweise vereindeutigten, also ihrer Ambiguität beraubten. Denn manche feministische Utopien – wie beispielsweise Marge

Piercys *Woman on the Edge of Time* (1976, dt. 1986 Norbert Werner, Hertha Zidek, *Frau am Abgrund der Zeit* sowie 1996 in überarbeiteter Übersetzung von Karsta Frank) – weisen darauf hin, dass sie nur eine von mehreren möglichen Zukünften beschreiben, wenn sie Einblicke in eine mögliche dystopische Zukunft geben. Damit machen sie gerade auf die Notwendigkeit politischen Handelns in der Gegenwart aufmerksam. Manche Dystopien wiederum waren Vorläuferinnen von Utopien, spekulierten also über einen Weg aus der dystopischen Gegenwart der Fiktion. Darüber hinaus lassen sich nicht alle zukunftsgerichteten Visionen eindeutig als utopisch oder dystopisch klassifizieren. Joanna Russ' bahnbrechender Roman *The Female Man* (1975; dt. 1979 von Werner Fuchs *Planet der Frauen* und 2000 von Hilde Bontrup *Eine Weile entfernt*) beschreibt verschiedene mögliche zukünftige Gesellschaften, von denen keine perfekt ist, in denen die Bedingungen, als ›weiblicher Mensch‹ zu leben, jedoch sehr unterschiedlich ausfallen. Ebenso verweigern die meisten Erzählungen der Pionierin afrofuturistischer SF Octavia Butler eine klare Einteilung in utopische oder dystopische Vision; häufig geht es erst einmal um das Überleben unter herausfordernden Umständen. All diese Autor*innen weisen mit ihren Romanen somit darauf hin, dass in der Gegenwart das Potenzial für verschiedene Zukünfte angelegt ist und möglicherweise nicht alle Aspekte der als ›perfekt‹ gedachten Welt als *wirklich* wünschenswert betrachtet werden können. Doch nur mit *möglichst klaren und anschaulichen Vorstellungen der vielen* – wünschenswerten wie gefürchteten – *Möglichkeiten, die die Zukunft bringen kann*, können wir mehr oder weniger steuern, welchen Weg in die Zukunft wir einschlagen (vgl. Delany 2012, 14).

Vor diesem Hintergrund eröffneten Aussagen in Haraways Manifest wie: »Der politische Kampf besteht darin, beide Blickwinkel einzunehmen, denn *beide* machen nicht nur Herrschaftsverhältnisse, sondern auch Möglichkeiten sichtbar, die aus der jeweils anderen Perspektive unvorstellbar sind« (CM, 40; Hervorh. D. F.), eine vielversprechende Betrachtungsweise jenseits des theoretisch wie politisch unbefriedigenden Entweder-Oder-Schemas. Das 1985 erschienene Cyborg-Manifest ist in einer Zeit fundamentaler gesellschaftlicher Umbrüche im Zuge von Entwicklungen in den Technowissenschaften verortet, die Haraway als Wandel vom Industriekapitalismus zu einem globalisierten Spätkapitalismus, vom organismischen Denken zu einem von der Kybernetik geprägten Denken in Systemen, von hierarchischen zu vernetzten Herrschaftsstrukturen beschreibt. Unter anderem linke, radikal- und ökofeministische Kritiken – auch in Form literarischer Utopien und Dystopien – warnten vor den dramatischen Konsequenzen dieser gesellschaftlichen Umbrüche. Doch wurde Technik hier oftmals einzig als Herrschaftsinstrument charakterisiert, dem Natur und organischer Körper gegenübergestellt wurden. Auf diese Weise blieben *diese* Kritiken im Dualismus Natur/Technik, Körper/Geist verhaftet – Dualismen also, die in ›westlichen‹ Gesellschaften für die Logik der Herrschaft konstitutiv sind. Haraway hingegen schlägt im Manifest einen Perspektivwechsel vor und fragt danach, welche sozialistisch-feministische Politiken und Praktiken in veränderten Macht- und Herrschaftsverhältnisse einerseits *erforderlich* und andererseits *möglich* sind. Das Cyborg-Manifest baut auf der Prämisse auf, dass Dualismen wesentlich mit Herrschaft verknüpft sind, diese sich jedoch aufgrund der zunehmenden *Socialist Review* Uneindeutigkeit der Grenzen zwischen Menschen, Tieren und Maschinen nicht mehr aufrecht erhalten lassen, sondern implodieren. Entwicklungen in den Technowissenschaften können also möglicherweise auch für feministische Ziele genutzt werden. Haraway findet ein

hier ein richtungsweisendes Bild, das ihre Analyse der historischen Situation wie auch die Möglichkeit von Politiken und Praktiken, die sich einer Logik der Identifikation widersetzen, verkörpert: Cyborgs, das heißt kybernetische Organismen, Kreaturen, die weder natürlich noch künstlich, sondern beides zugleich und nichts allein sind. Die Figur der Cyborgs soll verbildlichen, wo ›wir‹ stehen, wohin die Reise möglicherweise geht und wohin sie stattdessen gehen könnte, wenn ›wir‹ – Linke (und) Feminist*innen – uns dafür jetzt in unserer Gegenwart einsetzen. Wie die fiktionalen literarischen Entwürfe beschreibt auch Haraway, dass verschiedene Zukünfte möglich sind. Sie wirft in ihrem Text die klassischen Fragen eines Manifests auf – Was wäre wenn? Was, wenn das so weitergeht? – Fragen also, die auch Ausgangspunkt vieler Erzählungen in der Science Fiction (SF) sind. Manifeste wie auch SF haben die Veränderung der Gegenwart im Hinblick auf die Zukunft im Auge. Das Herausragende und Bestechende an Haraways Konzept ist, dass sie *Analyse* und *Imagination* verbindet: das Bild der Cyborgs leitet die theoretische Analyse an und ist zugleich selbst ein komprimiertes Bild dieser Analyse. Damit bietet das Cyborg-Konzept eine zusätzliche, wirkmächtige Möglichkeit des Begreifens an.

Haraway nutzt das Bild der Cyborgs jedoch nicht allein für ihre Analyse der Technowissenschaften, sie verknüpft es auch mit feministischen (Selbst-)Kritiken an der Kategorie ›Frau‹ als einheitlichem Subjekt des Feminismus, wie sie zu der Zeit von verschiedenen, innerhalb der feministischen Bewegung minorisierten⁴ Positionen laut – oder auch erstmals gehört wurden. Und Haraway reflektiert diese Kritiken nicht nur, sie macht Analysen und Figuren der Schwarzen und Chicana-Feminismen zu einem zentralen Ausgangspunkt ihres Konzepts. Als uneindeutige, ambivalente Figur steht Cyborg bei Haraway auch für Subjektpositionen, die sich nicht eindeutig entlang der Kategorien Geschlecht und Rassifizierung einordnen lassen. Aus heutiger Perspektive ließe sich das Cyborg-Konzept folglich als intersektionaler oder interdependenter Ansatz beschreiben. Vor allem jedoch dient Cyborg als Bild für ein Denken von Differenz und Alterität jenseits von Dualismen. Eben dieses leitet Haraway aus ihrer Analyse der Technowissenschaften wie auch aus Schwarzen und Chicana-feministischen Ansätzen ab – aus einer Kombination von theoretischen Bezügen also, die nie zuvor systematisch zusammengedacht wurden. Obwohl diese Kombination einzigartig und (theorie)politisch bedeutend ist, wurde und wird sie erstaunlicherweise in der Rezeption des Manifests wie auch in theoretischen Anschlüssen an Haraway zu meist außer Acht gelassen. Es ist daher ein Anliegen dieser Arbeit, die Bedeutung nicht nur der Technowissenschaften, sondern gerade auch der Schwarzen, Chicana- und postkolonialen Feminismen für das Konzept d* Cyborg herauszustellen.

Damit dieses Konzept Verschiedenheit jenseits von Dualismen umreißen kann, musste Haraway Cyborgs allerdings zunächst deren Entstehungszusammenhang ›entreißen‹. Denn diese sind zuallererst technomilitaristische Figuren: Sei es im Kontext der Raumfahrt, in dem sie erstmals konzipiert wurden, sei es im Kontext der Kybernetik, die gerade auch militärische Forschung betrieb, sei es als populärkulturelles Bild des technologisch aufgerüsteten Kriegers in zahllosen SF-Geschichten, Filmen wie *Terminator* (USA 1984, R: James Cameron) oder TV-Serien, wie *The Six Million Dollar Man* (USA, 5 Staffeln von 1973–1978)⁵. Weibliche Cyborgfiguren hingegen repräsentierten meist entweder die Phantasie der ›perfekten‹ Frau, die sich als Maschine erweist, wie etwa Rachel in Ridley Scotts *Blade Runner* (USA 1982)⁶, oder als hypersexualisierte, fetischisierte Femme-Fatale-Maschine nicht mit übermenschlichen Kräften, sondern

mit übermenschlichen Brüsten. Das Cyborg-Manifest ist also gerade auch ein Projekt der *Refiguration* – es ›kapert‹ eine Figur aus militaristischen, technowissenschaftlichen, (hetero)sexistischen Erzählungen und stellt sie in den Mittelpunkt eines sozialistisch-feministischen Konzepts. Es greift ein zentrales Bild auf, das gerade nicht befreiend ist, um es neu zu gestalten als performative Figur, nicht nur für die Welt, wie sie sich Ende des 20. Jahrhunderts aus der Perspektive ›westlicher‹ Gesellschaften darstellt, sondern auch als performative Figur für feministische Politiken und Praktiken. Damit ist das Cyborg-Manifest selbst eines der besten Beispiele für eine Praxis der Freiheit, für die es sich einsetzt: Geschichten neu und anders zu erzählen. Denn auch Technowissenschaften sind narrativ, produzieren Erzählungen, in denen wir leben. Kritiken der Technowissenschaften wie auch der Gesellschaften, in denen wir leben, bedürfen entsprechend anderer Geschichten, Geschichten, die nicht von Helden berichten, die auszogen, um große Taten zu verrichten, sondern Geschichten von der Organisation des (Zusammen)Lebens. Die patriarchalen, rassistischen und heteronormativen Geschichten, die in ›westlichen‹ Kulturen vorherrschend sind, kolonisieren unsere Vorstellungswelten bis in die ›letzten‹ Winkel, deshalb ist es von zentraler Bedeutung, sie umzuarbeiten, ihre zentralen Figuren und Geschichten umzuschreiben. Das bedeutet zuallererst, die Annahmen und Vorbedingungen dieser Geschichten neu zu konzipieren. Im Cyborg-Manifest kommen Haraway hierfür vor allem Figuren aus den (queeren) SF-Feminismen – den Feminismen in der Science Fiction – zu Hilfe. Diese erzählen von anderen Cyborg-Figuren als die Technowissenschaften oder auch der Malestream der Science Fiction. SF-Feminismen verstehen sich gerade auch als eine Form der Kritik an gesellschaftlichen und insbesondere an Geschlechterverhältnissen. Und sie schaffen ausgehend von der Gegenwart Vorstellungen möglicher alternativer Realitäten, Vergangenheiten und Zukünfte. Sie erweitern in entscheidender Weise, wie wir uns verstehen, was wir uns vorstellen, was wir anstreben – und schließlich leben – können. Wer eine*r glaubt zu sein und wer eine*r werden möchte, hängt von den Geschichten ab, die si*er⁷ hört (vgl. Grauer 2000, 55). Während Haraway die Grenzen zwischen Menschen, Tieren und Maschinen konzeptuell verschwimmen sieht, können SF-Feminismen fiktive Welten entwerfen, in denen diese Trennungen gar nicht existieren. Gerade weil Dualismen so hartnäckig sind und immer wieder reproduziert werden, brauchen wir Geschichten über Welten, in denen andere Konzepte von Differenz und Alterität umgesetzt sind. Ich verstehe SF gerade als Experimentierfeld, das es ermöglicht, alternative Konzeptionen in eine fiktive Realität zu übersetzen. Das ungeheure Potenzial fiktionaler Entwürfe in SF liegt jedoch nicht allein darin, dass deren Erzählungen nicht den Beschränkungen ›weltlicher‹ Fiktionen unterliegen. Das ungeheure Potenzial der SF-Feminismen besteht vielmehr darin, dass sie Leser*innen an alternativen Welten teilhaben lassen können – und zwar in einer Weise, die ›diesen die Erfahrung ihrer gefühlsmäßigen Reaktion auf eine fremde, beängstigende oder begeisternde Lebensweise ermöglicht‹ (Keinhorst 1985, 17). Das Erlesen und dabei Erleben einer Alternative ist etwas, das kein theoretisches Konzept zu leisten vermag. Darin besteht die ›performative Kraft von Erzählungen‹, von der im Folgenden öfter die Rede sein wird; und auch das fiktive Handeln fiktiver Figuren kann als performativ verstanden werden.

Die vorliegende Arbeit

In dieser Arbeit wende ich eine essenzielle Cyborgtechnologie an: In meiner Analyse erkunde ich den Cyborg-Mythos sowohl in der SF wie auch in Haraways Konzept und erzähle ihn zugleich neu. Es geht mir um d* Cyborg⁸ als performative Figur, die Dualismen als wesentlichen Bestandteil von Herrschaftslogiken und -praktiken dekonstruiert und zum Zusammenbruch bringen will. Dafür beschreibe ich d* Cyborg als bildmächtige Erzählung, die in appellativer, letztlich unabgeschlossener und mitunter ironisch gebrochener und selbstreflexiver Form zur Diskussion stellt, in welcher Welt wir zu diesem historischen Zeitpunkt leben, welche Logik den gegenwärtigen gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen zugrunde liegt, aber auch wie aus feministischer Perspektive die verschiedenen ineinandergreifenden und sich wechselseitig konstituierenden Formen von Herrschaft gefasst werden können – und nicht zuletzt, was sinnvolle und notwendige politische Strategien feministischer Kämpfe sein können.

Vor allem jedoch interessiert mich in dieser Arbeit d* Cyborg als performative Figur, die Dualismen auflösen will, das heißt als Möglichkeitsentwurf vielfältiger, in sich widersprüchlicher strategischer Identitäten, die Vorstellungen ›natürlicher‹, binärer und heteronormativer Geschlechter, Sexualitäten und Rassifizierungen hinterfragen. Dieser Anspruch, so werde ich in der Auseinandersetzung mit dem Cyborg-Manifest darlegen, wird von Haraway entschieden vertreten und in eine Form gebracht, die nicht nur theoretisch-argumentative, sondern auch erzählerische Kraft entfaltet. Dabei stößt sie aber an Grenzen, deren Überwindung den SF-Feminismen mit ihrem erzählerischen Potential wesentlich leichter fällt. Ihnen und ihren Cyborg-Entwürfen ist der zweite Teil der Arbeit gewidmet. Ihre Erzählungen verstehe ich als performativen Akt, als Exploration von Möglichkeiten. Dabei ist von Bedeutung, wie die jeweiligen Cyborgs konzipiert sind. Sollen Dualismen überschritten, verwischt, durchkreuzt, vereint oder veruneindet werden? Werden Cyborgs als Mischwesen im Sinne eines »beide zugleich« als beiden Seiten des Dualismus zugehörig gedacht, quasi als komplementär? Oder aber als ein Durchkreuzen des Dualismus, oder als queer? Wie genau, durch welche Bewegung sollen Dualismen hintergangen werden? Mittels welcher Strategien? Und welche Effekte haben diese Strategien? Was steht im Zentrum der jeweiligen Konzeption? Insofern Repräsentationen Prozesse darstellen, in denen Wirklichkeiten konstruiert und Bedeutungen produziert werden (vgl. Lummerding 1994, 14 f.), ist meines Erachtens ein notwendiger Bestandteil eines queer*feministischen Rassismus reflektierenden Projekts zu erfassen, wie diese ›Konstruktions-‹ und ›Produktionsprozesse‹ in einem bestimmten Feld arbeiten: Sie geben vor, was gedacht und was gelesen bzw. erkannt werden kann, kurz: was überhaupt vorstellbar ist. Ich werde daher herausarbeiten, welche Geschlechter, Sexualitäten und Rassifizierungen wie hervorgebracht werden und welche Effekte dies bezüglich der Reproduktion von Dualismen beziehungsweise alternativer Repräsentationen hat. Mein Interesse gilt dabei sowohl den Orten der *Wiederholung*, den Möglichkeiten der *Veränderung* dominanter Repräsentationen wie auch den Orten, an denen marginalisierte⁹ Existenzweisen überhaupt erst *intelligibel* werden. Es wird also zu fragen sein, was die Figuren in den Romanen zu Cyborgs macht und wie sie als solche dargestellt werden.

Fiktive ebenso wie theoretisch-konzeptuelle ebenso wie ›reale‹ Cyborgs erzählen stets auch selbst Geschichten und sind in Geschichten eingebettet. Mehr noch: Sie sind

und werden überhaupt nur in einem spezifischen Kontext als Cyborgs erkennbar. So wie auch Selbstbilder und Bilder möglicher Existenzweisen mit den Geschichten zusammenhängen, die erzählt werden (können). Und auch in welcher Welt gelebt und welche Welten für möglich gehalten werden, ist gebunden an die Erzählungen von Welt. Insofern befasse ich mich in dieser Arbeit auch analytisch mit dem Neu- und Anders-Erzählen von Geschichten als einer Praxis der Freiheit. Nicht nur weil d* Cyborg primär in der SF verortet ist, sondern weil die SF ein herausragendes Experimentierfeld für alternative Entwürfe ist, das es ermöglicht, diese Entwürfe auch affektiv zu er- und durchleben, befasse ich mich in der Hauptsache mit deren Erzählungen. SF kann gegenwärtige Gesellschaftsverhältnisse befremdlich erscheinen lassen und neue Möglichkeitshorizonte aufzeigen. Auf diese Weise kann SF Vorstellungen davon, wer eine*r sein kann, in wesentlicher Weise erweitern. In diesem Sinne geht es mir in dieser Arbeit um die performative Kraft von Erzählungen.

Aufbau

Das erste Kapitel ist der Rekonstruktion der technowissenschaftlichen Voraussetzungen des Cyborg-Manifests gewidmet: Cyborgs unterscheiden sich von Automaten, Robotern und Androiden, das Bild des kybernetischen Organismus ist gebunden an die Begriffe der Information und des Systems, wie sie in der Kybernetik entwickelt wurden. Auch die Verbindung von Cyborgs mit Raumfahrt, die in der Populärkultur eine große Rolle spielt, entstammt dem Kybernetik-Diskurs und seiner Anbindung an militärische Forschung. Das Kapitel stellt diese Zusammenhänge dar und verfolgt ihre Weiterentwicklung bis zum Begriff der »Autopoeisis«. In dieser Vorstellung des selbsterhaltenden Systems ist auch der Anspruch formuliert, Dualismen zu überwinden – eine interessante Konvergenz mit Diskussionslinien feministischer Philosophie.

Diese werden zu Beginn des zweiten Kapitels nachgezeichnet: Wie hängen Dualismen und Herrschaft zusammen, inwiefern liegen Herrschaftsverhältnisse in Dualismen begründet? Im weiteren Verlauf des Kapitels entwickle ich ein Close Reading des Cyborg-Manifestes – unter Hinzuziehung weiterer Texte von Haraway –, um mit und entlang des Manifests d* Cyborg als performative Figur zum Sprechen zu bringen. Das Lesen des Manifests erfolgt dabei in zweierlei Hinsicht. Das Close Reading stellt einerseits eine sehr genaue und detaillierte Lektüre des Textes dar, um das theoretische Konzept nachzuvollziehen. Andererseits lese ich das Manifest als ästhetischen Text und konzentriere mich auf Haraways Sprache und Schreiben, die sie sehr gezielt als Mittel der Bedeutungsproduktion und letztlich der Erkenntnis einsetzt. Das Close Reading, die spezifische Relektüre, führt in meiner Erzählung schließlich zu einem Rewriting.

Die Auseinandersetzung mit kritischen Stimmen zum Cyborg-Manifest liefert die genauere Begründung, warum mir für das Ermessen des Freiheitspotentials von Cyborg-Figuren eine eingehendere Auseinandersetzung mit SF-Feminismen geboten scheint. Haraway selbst bringt diese ins Spiel und eröffnet eine Lesart von SF-Feminismen als eigenständiger Beiträge zum theoretischen Diskurs, macht damit aber nicht ernst. Dieser Aufgabe stellt sich die vorliegende Arbeit in den Kapiteln 3 und 4. Kapitel 3 erarbeitet ein deutlicheres Bild von SF im 20. Jahrhundert: Was sind ihre spezifischen

ästhetischen Qualitäten, wie hat sie sich entwickelt? Wie ist SF nicht nur als Modus des Schreibens, sondern auch als Subkultur strukturiert? Welche Eigenarten machen sie interessant für gesellschaftskritische Anliegen – und welche Linien *feministisch*-gesellschaftskritischer Praxis des Schreibens und Lesens lassen sich ausmachen? Mit welchen Widerständen sind sie konfrontiert?

Kapitel 4 kehrt, angereichert mit dem Wissen um Entwicklung und Eigenheiten von SF-Feminismen, zurück zur Auseinandersetzung mit der performativen Figur d* Cyborg, und zwar anhand eines Close Readings von Marge Piercys *He, She and It* (1991; dt. 1999 von Heidi Zerning: *Er, Sie und Es*). Zunächst werden Plot und Setting des Romans erörtert. Im Folgenden identifiziere ich vier Charaktere, die als Cyborgs zu lesen sind und untersuche, wie sie erzählt, wie sie dargestellt werden. Weit stärker als Haraway verfolgt Piercy das Problem geschlechtlicher (Un-)Eindeutigkeit – umso mehr drängt sich die Frage auf, wie sich ihre Cyborg-Figuren in oder jenseits geschlechtlicher Dualismen positionieren.

Ein Exkurs zu Octavia Butlers Kurzgeschichte »Bloodchild« (1996) skizziert eine weitere Darstellungsweise von Cyborgfiguren in den SF-Feminismen. Butler schildert das unfreiwillige Zusammenleben wie auch die gemeinsame Fortpflanzung geflüchteter Menschen mit Aliens, in deren Folge (möglicherweise) eine neue Spezies entsteht. Die Spannungen zwischen Selbst und Anderem verlangen hier ein Denken von Differenz, das diese gerade auch im eigenen Selbst verortet.

Abschließend werde ich die Bedeutung Schwarzer und postkolonialer Perspektiven für aktuelle Entwicklungen von feministischen Cyborgfiguren wie auch in der SF herausarbeiten. Für beide spielt Nalo Hopkinson eine wichtige Rolle, deren Roman *Midnight Robber* (2000) in sehr ungewohnter Weise über Technik spekuliert.

Zugänge

Feminist Cultural Studies

Mein Interesse gilt Fragen danach, wie und auf welche Weise die Auseinandersetzung mit Literatur und Kultur nicht nur zu einem Verständnis der kulturellen Hervorbringung von Identität, Differenz und Alterität (insbesondere in Hinblick auf Geschlecht, Sexualität und Rassifizierung) beitragen kann, sondern auch zu einem Verständnis der *Möglichkeiten der Veränderung* hegemonialer Modi ihrer Hervorbringung. Das beinhaltet, nach Orten und Formen zu suchen, in denen marginalisierte Existenzweisen zum Ausdruck gebracht werden (können). Feminist Cultural Studies stellen hierfür einen ausgezeichneten Zugang dar, da in diesem Forschungsfeld auch Bereiche untersucht werden – wie Texte feministischer und/oder minorisierter und/oder queerer Autor*innen, verschiedene Populärkulturen wie SF, Rap, queer_feministisches Camp –, die häufig aus den Betrachtungen kanonisierter Literatur- und Kulturwissenschaften herausfallen beziehungsweise erst gar nicht als LITERATUR oder KULTUR wahrgenommen werden.

Entgegen einem elitären Kulturbegriff beschäftigen sich die Cultural Studies seit ihrer Entstehung in den 1950er Jahren mit Alltagskulturen im Allgemeinen, insbesondere Arbeiter*innen-, Populär- und Massenkulturen/-literaturen. Stand anfänglich vor allem die Kategorie Klasse im Fokus, wurde dieser infolge der Interventionen

feministischer, queerer, Schwarzer, postkolonialer Wissenschaftler*innen vor allem um Rassifizierung, ethnisierte Identitäten, Sexualität und Geschlecht erweitert. Die Fragestellungen und Methoden des heterogenen Feldes der Cultural Studies waren und sind inter-, trans- und zum Teil auch antidisziplinär angelegt. Eine Melange insbesondere historischer, literaturwissenschaftlicher und soziologischer Methoden diente zunächst vor allem der Erforschung von Populärkulturen. In den 1970er Jahren kamen Theorieansätze wie Strukturalismus und Poststrukturalismus, Semiotik, Psychoanalyse, Neo-Marxismen, Hegemoniekritik und Diskurstheorie hinzu. Was die Cultural Studies eint, ist ihre politische Perspektive: Kultur wird hier als ein Feld von Machtbeziehungen verstanden, als Ort der Auseinandersetzungen und Aushandlungen, in denen es um Grenzziehung zwischen Selbst und ›Anderem‹ geht. Cultural Studies sind folglich mit Fragen der Produktion und Reproduktion kontingenter Identitäten in gesellschaftlichen Machtverhältnissen befasst. Besonderes Augenmerk liegt auf dem Zusammenhang von Bedeutungsproduktion mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Das heißt, es geht um die Betrachtung von symbolischen Ordnungen, Repräsentationen innerhalb gegebener Macht- und Herrschaftsstrukturen und Repräsentationsregimen: Wer wird in welchen Medien und Diskursen mit welchen Mitteln in welchem Interesse wie dargestellt? Wie werden Unterschiede hervorgebracht? Welche Möglichkeiten der Veränderung gibt es? (vgl. insbesondere de Lauretis 1984 und 1987 sowie Hall 1997a und 1997b). Denn das Selbstverständnis der Cultural Studies ist – wie auch das Verständnis feministischer Forschung – nicht allein wissenschaftliche Analysen, sondern *Gesellschaftskritik* zu betreiben, das heißt, politisch relevantes Wissen hervorzubringen. Intellektuelle Praxis ist hier immer auch politische Praxis – auch wenn sie direkte politische Aktionen nicht ersetzt.

Repräsentationskritik

Die epistemischen Gemeinsamkeiten des sehr heterogenen Feldes der Cultural Studies – wie etwa die Situiertheit und Kontextabhängigkeit des Wissens, die Untrennbarkeit von Macht und Wissen, von Wissenschaft und Macht- und Herrschaftsverhältnissen, die Konstruiertheit von Wissen, das Verständnis von Wissenschaft als einer kulturellen Praxis unter vielen – werden im Rahmen der Diskussion von Haraways Ansatz deutlich, die ihre Arbeit als *Feminist Cultural Studies of Science and Technology* (vgl. Haraway 1997a, 35) oder – im Reader *Cultural Studies* – als »Science Studies as Cultural Studies« (Haraway 1992a, 296) beschreibt. Für mich von Bedeutung ist, dass manche Ansätze in den Cultural Studies und gerade auch in den Feminist Cultural Studies ihre Analysen Repräsentationen und Bedeutungsproduktionen widmen. Denn auch meine Arbeit ist wesentlich von der Repräsentationskritik informiert, wie sie in semiotischen, dekonstruktiven und diskurskritischen Theorien, in der feministischen Filmtheorie sowie den (feministischen) Cultural Studies entwickelt wurde, das heißt von einer Perspektive, die Repräsentationen als Prozesse begreift, in denen Wirklichkeit(en) ebenso wie Bedeutungen zuallererst produziert werden. Tatsächlich sehen repräsentationskritische Ansätze – das heißt Ansätze, die das Verständnis des Abbildcharakters von Repräsentationen in Frage stellen und stattdessen nach den Effekten von Darstellungen fragen – gerade einen strukturellen Zusammenhang zwischen Wirklichkeits- und Bedeutungsproduktion (vgl. Schaffer 2008, 81). So wurde im Rahmen semiotischer und dekonstruktiver Theorien herausgestellt, dass Sprache nicht als Repräsentation oder Abbild eines vorgängig vorhandenen Objekts zu ver-

stehen ist, das in der Sprache dann lediglich bezeichnet wird. Vielmehr wird das zu bezeichnende Objekt – und dessen Bedeutung – erst im Akt des Bezeichnens diskursiv hergestellt. Eine stabile Repräsentation ist dabei unmöglich, so dass es keine direkte Bezeichnung im Sinne einer Stellvertretung geben kann. Darüber hinaus entsteht Bedeutung in Begriffspaaren. Die Repräsentationskritik betrachtet Dualismen folglich als sprachlich – und damit symbolisch – konstituiert und darüber hinaus als hierarchisiert. Auch wenn jeder Text und jedes Bild für sich Bedeutung herstellt, wird Differenz und Alterität in einem spezifischen historischen und kulturellen Kontext durch die Wiederholung bestimmter Darstellungspraxen und Bilder von Text zu Text produziert (vgl. Hall 1997b, 232). Bedeutung kumuliert also über verschiedene Texte hinweg, wobei ein Bild oder Text auf einen anderen verweist oder im Kontext des anderen Textes (anders) gelesen wird (vgl. Hall 1997b). Diese Form des Verweises – Intertextualität – spielt gerade in der SF eine große Rolle, in der Autor*innen intentional andere Texte und Bilder aufgreifen, auf diesen aufbauen, sie wiederholen, diese herausfordern und/oder verändern.

Bedeutung entsteht jedoch nicht allein in einem Text (oder Bild). Wie unter anderem die Rezeptionsästhetik herausgestellt hat, bedarf es eine*r Leser*in, damit ein Text Bedeutung erlangt. Texte müssen von eine*r Leser*in aktualisiert werden, welche den Text oder auch das einzelne Wort für sich übersetzt. Gerade für literarische – das heißt ästhetische – Texte heißt dies, dass ein Text von Leser*in zu Leser*in und auch von einer Leser*in zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich interpretiert wird. Zu unterscheiden ist dabei zwischen de*r impliziten Leser*in, die dem Text quasi immanent ist, und de*r konkreten Leser*in. Letztere liest einen Text vor s*ihrem konkreten historisch und soziokulturell bedingten Rezeptionshintergrund und schafft auf diese Weise individuelle Konkretionen oder Lektüren, dies jedoch in Auseinandersetzung mit dem Text, – Bedeutung entsteht also weder allein auf Seiten des Textes noch allein auf Seiten de*r Leser*in, sondern in Kommunikation zwischen beiden. »Wirkung«, in der programmatischen Formulierung Wolfgang Iser, »ist daher weder ausschließlich im Text noch ausschließlich im Leserverhalten zu fassen; der Text ist ein Wirkungspotential, das im Lesevorgang aktualisiert wird« (Iser 1994 [1976], 7). Für Iser vermag sich »das Werk zu seinem eigentlichen Charakter als Prozeß nur im Lesevorgang zu entfalten [...]. Das Werk ist das Konstituiertsein des Textes im Bewußtsein des Lesers [sic]« (Iser 1994 [1976], 39). Lesen ist folglich ein performativer Akt. In der Kommunikation zwischen Erzählung und Leser*in entstehen Welten, wofür gerade literarische ebenso wie paraliterarische Texte paradigmatische Beispiele sind – und für die SF gilt dies in besonderem Maße (vgl. Kapitel 3). Wobei die Lektüre eines literarischen oder paraliterarischen Textes d*ie Leser*in quasi zwischen zwei Welten versetzt: »Sie [die Lektüre, D. F.] eröffnet eine Dimension des Dazwischenseins und der Nicht-Identität und macht es dem Leser [sic] möglich, im Lektüreakt »wir selbst und zugleich jemand anders zu sein« (Fluck 2011, 16).

Insofern es um literarische – oder paraliterarische¹⁰ – Texte geht, entsteht die ästhetische Erfahrung im Wechselverhältnis zwischen einem Textsegment und dem mentalen Bild eines sinnvollen Kontext für die verschiedenen Textsegmente, das ein*e Leser*in sich macht. Im Anschluss an zentrale Überlegungen der Rezeptionsästhetik betont der Kultur- und Literaturwissenschaftler Winfried Fluck in seinen Ausführungen zum »kulturellen Imaginären« darüber hinaus, dass Erzählungen als ein Überschreiten der Wirklichkeit bzw. des Realen angesehen werden können, »durch das es

möglich wird, Gedanken, Gefühlen, Phantasien und Erfahrungen [...] Gestalt zu geben, die ansonsten nicht gegenstands- und kulturfähig wären« (Fluck 1997, 15). Gerade weil fiktionale Texte von eine*r Leser*in übersetzt werden müssen, können sie etwas radikal Subjektives artikulieren, das gleichzeitig in einer Version dargestellt ist, die scheinbar intersubjektive, öffentliche Anerkennung erzeugt (siehe Fluck 2002). Für die SF gilt darüber hinaus, dass die Entwürfe anderer Welten »marginalisierte Existenzweisen intelligibel« (Daniel und Klapeer 2019, 26) werden lassen und so potenziell sowohl der Bestärkung als auch der Reflexion sozialer Bewegungen dienen.

Close Reading

Nach den Ausführungen zur Bedeutungsproduktion im Kontext gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse, zu Intertextualität und der Analyse kultureller Praxen wie SF als einer Form von Gesellschaftskritik mag es verwundern, dass ich methodisch auf eine Form zurückgreife, die gerade als entpolitisiertes, dekontextualisiertes und formalanalytisches Lektüreverfahren gilt: das Close Reading. Entwickelt wurde diese Methode im New Criticism der 1930er Jahre, der sich gegen eine Literaturkritik richtete, die sich auf historische, philologische oder biografische Details de*r Autor*in oder des Textes beschränkt. Der New Criticism betonte demgegenüber die »Autonomie des literarischen Kunstwerks als organisch-ästhetischer Einheit« (Wilpert 1989, 622). Der Analyse des Textes kommt entsprechend die zentrale Bedeutung zu: »Auf seine objektiven Strukturen (Wörter und Wortmuster mit ihren geschichtlich belegbaren Bedeutungen und Assoziationen)« (Wenzel 2004, 192). Deziert außer Acht bleiben sollten Kontext, Intention d*er Autor*in oder subjektive Reaktionen de*r Leser*in. Der New Criticism betonte also die Bedeutung der symbolischen Sprache als Mittel der Erkenntnis und favorisierte das Close Reading für die Analyse literarischer Werke, »das heißt ein genaues, allen Bedeutungsnuancen und sprachlichen Effekten eines Textes nachspürendes Lesen« (Wenzel 2004, 193). Zentraler Gegenstand der Analyse war nicht irgendeine Textform, sondern das Gedicht: »Poetry was the new religion, a nostalgic haven from the alienations of industrial capitalism« (Eagleton 1983, 47). In der Poesie wurde nach Mehrdeutigkeiten gesucht, die nicht nur ein minutiöses und genaues Lesen verlangten, sondern auch ein *rereading* und *rereading* – mehrfache genaue Lektüren. Diese Mehrdeutigkeiten wurden jedoch der größeren Einheit des Kunstwerks unterstellt. Gesucht wurde nach den Prinzipien, die die disparaten Elemente zu einer höheren Einheit zusammenfügen.

Der marxistische Literaturwissenschaftler Terry Eagleton betont, dass der vorwiegend im US-amerikanischen Süden entwickelte New Criticism die Poesie als Gegenmittel oder Religion gegen den wissenschaftlichen Rationalismus des Nordens und die rasante Industrialisierung des Südens in der Zwischenkriegszeit stilisierte. Das Gedicht wurde sowohl von de*r Autor*in und von de*r Leser*in wie auch von seinem historischen und kulturellen Kontext losgelöst analysiert. Damit bewirkt das Close Reading mehr, als »nur« Aufmerksamkeit für den Text einzufordern, es betreibt eine Reifikation des Textes:

›Close reading‹ is also a phrase worth examining. [...] it meant detailed analytic interpretation, providing a valuable antidote to aestheticist chit-chat; but it also seemed to imply that every previous school of criticism had read only an average of three words per line. To call for close reading, in fact, is to do more than insist

on due attentiveness to the text. It inescapably suggests an attention to this rather than to something else: to the ›words on the page‹ rather than to the contexts which produced and surround them. It implies a limiting as well as a focusing of concern —a limiting badly needed by literary talk which would ramble comfortably from the texture of Tennyson's language to the length of his beard. But in dispelling such anecdotal irrelevancies, ›close reading‹ also held at bay a good deal else: it encouraged the illusion that any piece of language, ›literary‹ or not, can be adequately studied or even understood in isolation. It was the beginnings of a ›reification‹ of the literary work, the treatment of it as an object in itself, which was to be triumphantly consummated in the American New Criticism. (Eagleton 1983, 44)

Entgegen diesem rein formalistischen dekontextualisierten Lektüreverfahren wurde in den letzten zwei Jahrzehnten verschiedentlich in den Queer, Gender, Cultural und Postcolonial Studies ein anderes Verständnis von Close Reading entwickelt, das Aufmerksamkeit für die Form mit soziokultureller und historischer Analyse verbindet (vgl. Sedgwick 1994, Boone 1998, Moya 2015). So erklärt die Literaturwissenschaftlerin Paula Moya, dass ein Close Reading von literarischen Texten zur Entwicklung einer *racial literacy* beitragen kann, nämlich zu der Einsicht, dass rassifizierte Identitäten Ergebnis erworbener gesellschaftlicher Praktiken sind, sowie zum Erwerb einer rassifizierten Grammatik und eines Vokabulars, mit denen über Rassifizierung, Rassismus und Antirassismus diskutiert werden kann (Moya 2015, 33). In Erweiterung lässt sich dies auch für vergeschlechtlichte und heteronormative Grammatiken behaupten. Close Reading als Methode scheint Moya daher eine effektive Strategie zu sein, um nachzuvollziehen, wie soziale Kategorisierungen deren individuelles Erleben strukturieren – gerade auch das Erleben, das nicht das eigene ist:

When it comes to understanding how significant social categories like race, ethnicity, gender, and sexuality structure individual experience and identity, as well as why it is necessary to appreciate and engage ›worlds of sense‹ that are anchored in experiences and identities other than one's own, there may be no more efficient and effective approach than the close reading of individual works of literature. (Moya 2015, 6)

Ein literarischer Text ist nicht einfach ein Abbild einer Gesellschaft, vielmehr repräsentiert er in einer spezifischen literarischen Form die Hoffnungen, Träume, Illusionen, Wahrnehmung und das Wissen eine*r Autor*in von der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Literarische Texte sind ein Entwurf fiktionaler Welten, welche die Vorstellung vermitteln, die ein*e Autor*in (und in der Folge d*ie Leser*in) von der Gesellschaft hat, in der si*er lebt. Ein Close Reading eines literarischen Werkes ist daher nicht nur die Begegnung mit eine*r selbst, ein Close Reading ermöglicht vielmehr, einem ›Anderen‹ zu begegnen:

This means that a close reading of a work of literature is not merely an encounter with the self; depending on how careful the reading is, and how willing readers are to have their received ideas challenged, it can also be an encounter with an other—even a radical other. A close reading of a work of literature can thus serve

as an excavation of, and a meditation on, the pervasive sociocultural ideas—such as race, ethnicity, gender, and sexuality—of the social worlds, as well as the worlds of sense, within which both authors and readers live. (Moya 2016, 9)

Close Reading bedeutet also auch, sich den affektiven Dimensionen des Lesens – und dies ist bewusst emphatisch formuliert – nicht nur auszusetzen, sondern gezielt hinzugeben, und zwar gerade jenen, die versuchen zu verstehen, was es bedeutet, einen bestimmten Platz in der Welt einzunehmen – sei dies ein Platz, der dem eigenen entspricht oder gerade auch einer, den von mir Verschiedene in der Welt innehaben:

Truly close reading demands that we give our selves over to the »closeness« of the relationship that texts elicit in readers, acknowledging the affective dimensions of reading that are not caught up in a reading for mastery but that seek an understanding of what it means to occupy, however temporarily, the place of the other as part of oneself. (Boone 1998, 25)

»Truly close reading«¹² – eine möglichst genaue und sorgfältige (»wahrhaft nahe«) Lektüre von Texten, so wie ich sie in der vorliegenden Arbeit intendiere, zielt darauf, Bedeutungsnuancen zu erfassen, der (symbolischen) Sprache und dem konkreten Ausdruck nachzugehen – was diese inhaltlich vermitteln, welche Bilder diese beim Lesen evozieren und welche Gefühle diese hervorrufen. Nähe zum Text erfordert, nach dem Gestus eines Textes, nach dem Ton, in dem er gehalten ist und nach dessen spezifischer Bildlichkeit zu fragen. Close Reading, so Jonathan Culler, verlangt besondere Aufmerksamkeit für die Verfahren in denen Bedeutung hervorgebracht oder verbreitet wird, »to what sorts of literary and rhetorical strategies and techniques are deployed to achieve what the reader takes to be the effects of the work or passage. Thus it involves poetics as much as hermeneutics.« (Culler, 2010, 22) Genauigkeit verlangt dieses »wahrhaft nahe Lesen« darüber hinaus in Bezug auf den Kontext. Nähe zum Text heißt daher auch, sich Gedanken über den historischen, gesellschaftlichen, kulturellen Bezugsrahmen eines Textes zu machen, sich mit den Begrifflichkeiten eines Diskursfeldes vertraut zu machen und aufmerksam für die Reproduktion gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse in der Sprache zu sein.

Literarische Texte können schließlich nicht nur die Aufmerksamkeit eine*r Leser*in gewinnen, sie können diese auch verlagern, Leser*innen in für sie neue Richtungen steuern, die deren Interpretationen der fiktionalen Welt, die sie temporär »bewohnen«, wie auch der gesellschaftlichen Wirklichkeit, in der sie leben, verändern. Indem sie die miteinander verwobenen Realitätserfahrungen unterschiedlicher Protagonist*innen darstellen, wie sie vielfältige und sich wechselseitig konstituierende Machtverhältnisse bewältigen, können literarische – und paraliterarische – Texte Leser*innen darauf schließen lassen, dass und in welcher Weise Geschlecht, Sexualität und Rassifizierung für Körper, Erleben, Verhaltensweisen und Anschauungen der Protagonist*innen konstitutiv sind. Mithilfe des Close Reading lässt sich daher einerseits untersuchen, wie Geschlecht, Sexualität und Rassifizierung in der jeweiligen Gesellschaft funktionieren. Insofern das Close Reading gerade auch die ästhetische Form des Textes, die Sprache und Bilder analysiert, lässt sich mit dieser Methode andererseits aber auch herausarbeiten, wie Geschlechter, Sexualitäten und Rassifizierungen in Repräsentationen hergestellt werden.

Meine Close Readings von Haraway und Piercy sind entsprechend mehr als eine genaue und spezifische Relektüre von deren Cyborgs. Die detaillierte und kritische Beleuchtung dieser Figuren – ihrer Potenziale wie auch ihrer Unvermögen und blinden Flecken –, ihre Zusammenschau, die Einbindung in die Geschichte der (queeren) SF-Feminismen wie auch der Exkurs zu afrofuturistischen Cyborgfiguren verstehe ich als ein *Rewriting* – das Fort-, neu und anders Schreiben d* Cyborg und der Möglichkeitshorizonte, die sie eröffnet.

Anmerkungen

- 1 Wenn nicht anders angegeben, zitiere ich das Cyborg-Manifest in der Übersetzung von Fred Wolf (Haraway 1995a). Auf diese Weise fügen sich die Zitate besser in meinen deutschsprachigen Text ein. Die wenigen Stellen, an denen mir durch die Übersetzung etwas verloren zu gehen scheint, weil feststehende Begriffe, die keine deutsche Entsprechung haben, frei übersetzt wurden, oder eine Formulierung im Deutschen einen anderen Akzent setzt, gebe ich nach der *Socialist Review*-Fassung von 1985 wieder, nachgedruckt in Haraway 2004, die auch der zitierten deutschen Übersetzung zugrunde liegt. Die 1991 in *Simians, Cyborgs, and Women* erschienene Fassung des Cyborg-Manifests weicht hiervon leicht ab. Für Verweise und Seitenangaben im Text verwende ich das Kürzel CM bzw. CM_E, wenn ich mich auf den englischen Ausgangstext beziehe.
In allen Zitaten ändere ich die Übersetzungen von *sex*, *gender* und von *race*. So es nicht spezifisch um die Thematisierung biologisch-anatomischer oder soziokultureller Aspekte geht, werde ich *sex* und *gender* beide schlicht als ›Geschlecht‹ wiedergeben. Die Sex/Gender-Trennung war zweifellos bedeutsam für die feministische Theoriebildung. Angesichts der Kritiken an dieser Trennung erscheint es mir jedoch ein Vorteil, dass im Deutschen Geschlecht sowohl *sex* als auch *gender* umfasst. Abgesehen davon halte ich die Nicht-Übersetzung auch hier für problematisch und verschleiern. *Race* werde ich aufgrund der Geschichte und unumgänglichen Verweise des deutschen Wortes ›Rasse‹ mit dem rassismuskritischen Begriff ›Rassifizierung‹ wiedergeben (vgl. hierzu die Anmerkungen des queer_feministischen Übersetzungskollektivs gender et alia: www.genderetalia.net/aus-unserer-diskussionspraxis; zuletzt aufgerufen am 18.5.2021).
- 2 »Die gefesselte Hexe.« *Feministische Dystopien als Spiegel und Kritik patriarchaler Ideologie: Zoë Fairbairns und Margaret Atwood*. Institut für Anglistik und Amerikanistik, Goethe-Universität Frankfurt/Main, 1993
- 3 So der Titel des 1991 von der Journalistin und Autorin Susan Faludi veröffentlichten Werkes: *Backlash: The Undeclared War Against American Women*. New York: Crown
- 4 Die auf antirassistische Diskussionen zurückgehenden Begriffe »minorisiert« beziehungsweise »Minorisierung« verweisen darauf, dass es um strukturelle Disprivilegierung geht, um das Zur-Minderheit-Gemachtwerden. Siehe auch Schaffer 2008, 26, FN 6.
- 5 Basierend auf Martin Caidins Roman *Cyborg* (1972; dt. 1974 von Tony Westermayr *Der korrigierte Mensch*)
- 6 Der auf Philip K. Dicks 1968 veröffentlichtem Roman *Do Androids Dream of Electric Sheep?* basiert (dt. 1969 von Norbert Wöfl *Träumen Roboter von elektrischen Schafen?*, 2002 durchges. und erg. von Jacqueline Dougoud *Blade Runner*, Neuübersetzung von Manfred Allié 2017: *Blade Runner – träumen Androiden von elektrischen Schafen?*).
- 7 Im andauernden Streben nach einer geschlechterreflexiven und möglichst wirklichkeitstreuen Sprache verwende ich in diesem Text das Sternchen, um auf die Vielfältigkeit geschlechtlicher Existenzweisen zu verweisen sowie auf die Unmöglichkeit, diese in der (nicht nur deutschen) Sprache adäquat zu repräsentieren. Das Sternchen wird in der Informatik als Platzhalter für alles Beliebige verwendet und so soll es auch hier für jegliche geschlechtliche Existenzweise Raum schaffen. Ein Vorzug des Sternchens ist seine optische Beschaffenheit: Das strahlenförmige Zeichen verweist nicht auf eine Lücke, sondern symbolisiert diese Vielfalt. Ich setze es für vergeschlechtliche Wortendungen ein wie auch für Personalpronomina, wobei die Konstruktion si*er ebenfalls dem Einbezug aller Geschlechter dient. Zu einem früheren Zeitpunkt habe ich die Sternchen auch eingesetzt, um auf die soziokulturelle Konstruiertheit weiblicher oder männlicher Positionierungen, wie Frau, Autorin oder Herausgeber zu verweisen. Davon habe ich inzwischen wieder Abstand genommen, weil mir im Laufe des Schreibens nicht mehr einsichtig war, welche geschlechtlichen Positionierungen als sozial konstruierte auszuweisen wären – und welche nicht.

- 8 Um die Ambiguität d* Cyborg aufrechtzuerhalten, verwende ich das Pronomen mit Sternchen, in der 3. Person werde ich mich auf Cyborg als si*er beziehen. In den Zitaten aus dem Cyborg-Manifest werde ich die Übersetzung der Pronomina ebenfalls unter Rückgriff auf die Sternchen-Variante abändern. Bei der Übersetzung des Cyborg-Manifestes musste eine Entscheidung bezüglich des Pronomens getroffen werden – im Singular musste es entweder der, die oder das Cyborg heißen. Geschlechterreflexive Formulierungen, die auch sprachlich eine Zweigeschlechterordnung unterlaufen, wie Sternchen und Unterstrich, wurden erst Anfang der 2000er Jahre vorgeschlagen. Zugleich verwendet Haraway den Begriff Cyborg im Manifest mindestens in doppelter Weise: »Cyborg bezeichnet einerseits technologisch-organische »Objekte«, die im Rahmen der Wissenschafts- und Technologieverhältnisse hervorgebracht werden. Andererseits bezeichnet Cyborg die in einer »postmodernen« Welt lebenden Menschen und fungiert als oppositionelle feministische Erzählfigur« (Anm. d. Hg., CM, FN 2, 202). In Absprache mit Haraway wurde entschieden, wann immer die utopische und feministische Cyborgfigur gemeint ist, das Pronomen »die« zu verwenden. Im Nachhinein betrachtet sorgt diese Entscheidung für problematische Zuschreibungen. Um der Idee d* Cyborg Genüge zu tun, nutze ich nun also die aktuellen Varianten geschlechterreflexiven Schreibens.
- 9 Wie auch der Begriff der »Minorisierung« verweist der Begriff der »Marginalisierung« – schon durch seine grammatikalische Form – darauf, dass keine*r und keine Position randständig ist, sondern diese strukturell an den Rand gestellt werden.
- 10 Der Literaturwissenschaftler und SF-Autor Samuel Delany insistiert darauf, dass SF keine Literatur ist, insofern sie nicht auf den bürgerlichen Roman zurückgeht, sondern in den *Pulps*, den Groschenheften der 1920er Jahre entstand. Er bezeichnet SF als Paraliteratur und vermeidet damit den wertenden Begriff der Trivialliteratur. »Paraliteratur« will also nicht werten, sondern auf die Spezifika der Form des Schreibens hinweisen. Ich werde dies in Kapitel 3 weiter ausführen.
- 11 Fluck schreibt tatsächlich, dass es möglich wird, den Gedanken, Gefühlen ... »in probeweiser, von unmittelbaren Handlungskonsequenzen entlasteter Form« Gestalt zu geben. Da ich im Unterschied zu Fluck davon ausgehe, dass die Geschichten, die wir lesen, potenziell Konsequenzen auch für unser Handeln haben, spare ich diese Einschränkung aus.
- 12 »Wahrhaft nahes Lesen« ist letztlich eine Form des Übersetzens. Sei es das Denken einer anderen Person, so wie es sich in einem – literarischen ebenso wie theoretischen – Text manifestiert, dem in jeder Hinsicht »nachgespürt« wird, um eigene Worte dafür zu finden. Sei es (meist in einem literarischen Text) das »Erleben« und »Empfinden« eine*r Protagonist*in für sich zu übersetzen, oder sich in eine gesellschaftlichen Position oder eine andere Welt hineinzusetzen und für diese eine eigene Sprache zu finden. Auch hier ist Offenheit und Genauigkeit von großer Wichtigkeit, um die verschiedenen Ebenen von Bedeutung zu erfassen und einen angemessenen sprachlichen Ausdruck zu finden.

1. System und Information als Möglichkeitsbedingungen der Cyborgs

Schon mit dem Titel »Manifest für Cyborgs« macht Haraway deutlich, dass es sich nicht um eine rein wissenschaftliche Abhandlung oder akademische Reflexion handelt. Der Titel kündigt vielmehr einen programmatischen Text an und verortet diesen in einer spezifischen politischen Tradition, die gleich im ersten Satz benannt wird: »Dieser Essay versucht, einen ironischen, politischen Mythos zu entwickeln, der Feminismus, Sozialismus und Materialismus die Treue hält« (CM, 33). Die unverkennbare gesellschaftspolitische Ausrichtung des Textes ist auch dessen Entstehungskontext geschuldet: Haraway berichtet in mehreren Interviews, dass das Westküsten-Redaktionskollektiv der *Socialist Review* sie und andere Feminist*innen aufgefordert hatte, fünf Seiten zur Zukunft des sozialistischen Feminismus im Kontext der beginnenden Reagan-Ära und der zunehmenden Schwäche der Linken in den 1980er Jahren zu verfassen. Gleichzeitig hatte Frigga Haug und die Redaktion der Zeitschrift *Das Argument* sie gebeten, über Reproduktionstechnologien zu schreiben (vgl. Gane 2006, 135 und Haraway 2004, 323 f.). Dass der Text in ›linken‹ Kontexten – sowohl in den USA als auch in Europa – veröffentlicht und rezipiert werden würde, stand also von vornherein fest – ebenso wie die zentralen Themen sozialistischer Feminismus und Technologie(kritik) und die Frage nach der Zukunft. Weitere Überlegungen, denen Haraway im Cyborg-Manifest nachgeht, sind gleichermaßen politisch-programmatischer Natur und behandeln Fragen, die für die Textgattung Manifest charakteristisch sind, allen voran: Wer sind ›wir‹? Wann sind wir? Wo stehen wir? Und: Was ist zu tun? (vgl. Gane 2006, 156)

An der Stelle der Beantwortung all dieser Fragen stehen vielgestaltige Figuren oder auch Figurationen: die Cyborgs. Diese Figuren sollen als machtvolle »Attraktor*innen« wirken, die Hoffnungen, Ängste und auch Interessen von Kollektiven versammeln können (vgl. Haraway 2004, 307). Figurationen sind darüber hinaus, so Haraway, als performative Bilder zu sehen, in denen eine*r leben kann bzw. die bewohnt werden können, und zugleich können sie eine »komprimierte Karte einer umstrittenen Welt« darstellen (Haraway 1997, 11). Als Haraway 1983 beginnt, am Cyborg-Manifest zu schreiben, symbolisieren Cyborgs für sie diese umstrittene Welt.¹ Cyborgs sind assoziiert mit dem Begriff der Information, wie er in der Kybernetik, der Informatik, der Nachrichtentechnik, aber auch der Semiotik entwickelt wurde. Das heißt, Cyborgs stehen für Entwicklungen, deren Beginn frühestens in die Zeit Ende des 19. Jahrhunderts, eher sogar die Zeit ab dem Zweiten Weltkrieg datiert:

Maybe you could date it from the late 19th century, or maybe it's better to track it through the 1930s, or through the Second World War, or after. Depending on what you want to foreground, you could track it in different ways, but it's pretty recent. (Gane 2006, 146)

Verwendet wurde das Akronym ›Cyborg‹ – Kurzform für cybernetic organism – erstmals 1960 im Rahmen militärischer Forschung. Bevor ich mich der Untersuchung des Cyborg-Manifests zuwende, werde ich im Folgenden Umfeld und Kontext dieser Wortneuschöpfung rekonstruieren. Nicht nur die Entwicklung, Debatten und Zukunftsvisionen der Kybernetik in den USA der 40er und 50er Jahre bilden einen wichtigen Einfluss auf und zugleich eine deutliche Kontrastfolie für Haraways Perspektive (1.1), sondern auch die daran anschließenden Konzepte von *System*, *Kommunikation* und *Information* (1.3). Eine zweite Welle der Kybernetik, die an der Schnittstelle von Informatik und Biologie eine Epistemologie »autopoeitischer Systeme« entwickelt, eröffnet weitreichende Perspektiven der Verwischung von Grenzen zwischen Mensch und Tier, zwischen Organismen und Materie (1.4). Wie werden diese Fäden von Haraway aufgenommen und weiter gesponnen? Darauf gehe ich in einem Zwischenfazit (1.5) ein.

Auch das wissenschaftliche Projekt ist ein Projekt des Geschichten-Erzählens. Wissenschaftliche Aussagen über die Welt sind an Sprache und an Metaphern gebunden, zu denen auch Zahlen gehören: Mathematische Metaphern strukturieren das Vorstellungsvermögen nicht weniger als literarische: »Scientific practice is above all a story-telling practice in the sense of historically specific practices of interpretation and testimony.« (Haraway 1989, 4) Das bedeutet jedoch auch, dass die Welt nicht nur erzählt wird, sondern gerade auch erzählt werden kann oder erzählbar ist, dass also verschiedene Darstellungen der Welt miteinander konkurrieren (können). Der politische ebenso wie der wissenschaftliche Wettstreit um Bedeutung wird Haraway zufolge daher immer auch auf der Ebene der Erzählung geführt. Im Folgenden berichte ich ausführlicher über die beteiligten Wissenschaftler*innen, ihre Herkunftsdisziplinen und Projekte, weil ich mit Haraway davon ausgehe, dass es auch und gerade im Fall der Kybernetik als neuer ›Leitwissenschaft‹ darum gehen muss, die Bedeutung der Geschichten auszubuchstabieren, die erzählt werden. Insgesamt scheinen mir diese Geschichte_n aufschlussreich in Bezug auf die Frage, warum gerade hier der Anspruch erhoben wird, Dualismen wenn nicht hinter sich gelassen, dann doch zumindest unterlaufen zu haben.

1.1 Raumfahrer*innen im All: Wie ein Fisch im Wasserglas

Der *Cybernetic Organism* tauchte erstmals 1960 in einem Vortrag Manfred E. Clynes und Nathan Kline auf. Während einer von der US Air Force School of Aviation Medicine gesponserten Konferenz zu den psycho-physiologischen Aspekten der Raumfahrt sprachen sie zum Thema »Drugs, Space and Cybernetics« (vgl. Haraway 1995c: xv) und stellten ihre Vision des Cyborgs vor.

Der in Wien geborene Clynes war 1938 mit seinen Eltern vor den Nazis nach Australien geflohen, wo er Musik und Ingenieurwissenschaft studierte. Über die Musikwissenschaft begann sich Clynes in den fünfziger Jahren in den USA eingehend mit Neurophysiologie und Biokybernetik zu beschäftigen. Seit 1956 war er Chief Research Scientist im Dynamic-Simulation-Labor des Rockland State Hospital in New York, 1960 entwickelte er einen »Computer of Average Transients« (CAT), mit dessen Hilfe Reaktionen des Gehirns auf bestimmte sensorische Impulse gemessen werden konnten. Nathan Kline war klinischer Psychiater und Experte für psychotrope Substanzen, also Substanzen, die auf das zentrale Nervensystem wirken, dort Funktionen verändern und so einen temporären Wandel in Wahrnehmung, Gemüt, Bewusstsein oder Verhalten hervorrufen. So beschäftigte sich Kline u. a. mit der Entwicklung von Psychopharmaka zur Behandlung von Depressionen. Darüber hinaus war er Direktor der Forschungsabteilung am Rockland State Hospital.² Fasziniert von der Kybernetik, arbeiteten Clynes und Kline gemeinsam für die NASA an einem Projekt, das einen Beitrag zur US-amerikanischen »Eroberung« des Weltalls leisten sollte im *Space Race*, dem Wettlauf der USA und der Sowjetunion ins All nach dem Start des Satelliten Sputnik durch die Sowjetunion im Jahr 1957. Und es gab auch die Mittel: Im Zuge des »Sputnikshocks« vervierfachte Präsident Eisenhower das Jahresbudget der National Science Foundation.

Die beiden Forscher sahen die Raumfahrt nicht allein als technologische, sondern vor allem als intellektuell-schöpferische Herausforderung. Ihre Vision beinhaltete, aktiv in die biologische Evolution des Menschen einzugreifen. Zukünftige Astronaut*innen sollten den Bedingungen des extraterrestrischen Raumes angepasst werden – und zwar nicht durch Raumanzüge und Sauerstoffhelme, sondern durch biochemische, physiologische und elektronische Modifikationen der Menschen selbst (vgl. Clynes und Kline 1995). Um diese – im wahrsten Sinne des Wortes – einschneidende Vision zu verdeutlichen, bemühen Clynes und Kline eine »harmlose« Analogie: Ein Fisch in seinem Goldfischglas beschließt, dass er nicht mehr im Wasser, sondern vielmehr an Land leben will. Hierzu, so Clynes und Kline, würde der Fisch wohl kaum ein Glas mitnehmen, um darin schwimmend auch an Land überleben zu können. Mit ein wenig Wasser im Glas an Land zu gehen, würde einer nur temporären, darüber hinaus sehr gefährlichen Lösung gleichkommen: Das Glas könnte schließlich zerbrechen, das Wasser auslaufen oder verdunsten. Außerdem wären die Möglichkeiten des Fisches, sich an Land zu bewegen und es zu erkunden, so viel zu sehr eingeschränkt: An das Glas gefesselt wäre er letztlich nichts anderes als ein Fisch, der zwar an Land, aber doch abgekapselt in einem Wasserglas lebt. Viel eher – so die Forscher – würde der Fisch daher seine Atmung umstellen von Kiemen- auf Lungenatmung. So könnte er sich frei bewegen, ohne in ein Glas eingesperrt zu sein, und er wäre nicht mehr der ständigen Gefahr ausgesetzt, dass das Glas zerbricht, das Wasser ausläuft und er kläglich erstickt. Genauso sei es auch für den Menschen vernünftiger, sein »Goldfischglas«, den

Raumanzug, nicht mit ins All zu nehmen, sondern schlicht seine Atmung umzustellen. Clynès' und Klines Ziel war es also, den Menschen an die für ihn lebensgefährliche Umwelt im Weltraum anzupassen und damit die Überwindung der (damaligen) *Final Frontier*³ zu ermöglichen.

All dies erschien ihnen auch machbar. Die Menschheit sei an einem Punkt angelangt, an dem sie ihre Weiterentwicklung selbst bestimmen könne, so ihre Annahme. Nicht länger einem ›natürlichen‹ Körper oder der Evolution unterworfen, sei es an der Zeit, das Schicksal der Menschheit weder einem Gott noch der Evolution zu überlassen. Clynès und Kline greifen hier auf die Debatte um Determinismus versus (Neu-) Schöpfung zurück, wie sie innerhalb der Evolutionsbiologie, Biokybernetik und Neurophysiologie dieser Zeit geführt wird, wenn sie argumentieren, es gelte die Geschicke der Menschheit selbst zu gestalten. Den Raumfahrer der Zukunft stellen sie sich als »cybernetic organism«, kurz Cyborg, vor, d. h. als sich selbst steuerndes Mensch-Maschine-System (Clynès und Kline 1995, 30). Tatsächlich denken Clynès und Kline ausschließlich an Raumfahrer – und nicht auch an Raumfahrer*innen, wie folgendes Zitat veranschaulicht:

If man in space, in addition to flying his vehicle, must continuously be checking on things and making adjustments merely in order to keep *himself* alive, *he* becomes a slave to the machine. The purpose of the Cyborg, as well as *his* own homeostatic systems, is to provide an organizational system in which such robot-like problems are taken care of automatically and unconsciously, leaving man free to explore, to create, to think, and to feel. (Clynès und Kline 1995, 31; meine Hervorhebungen)

In dieser Hinsicht erweisen sich die Forscher konservativer als die NASA. Angesichts des Kalten Krieges und des *Space Race* sah sich die US-amerikanische Regierung mit dem Problem konfrontiert, nicht die gesamte US-amerikanische ›Intelligenz‹ im Wettlauf gegen die Sowjetunion einsetzen zu können. Wie Studien des National Manpower Council (NMC) 1957 und 1958 festhielten, war das Problem der Mangel an US-amerikanischen Frauen in technowissenschaftlichen Berufen: Stellten sie in der Sowjetunion 69 Prozent der Medizinstudierenden und 39 Prozent der Ingenieur*innen, machten Frauen in den USA weniger als zwanzig Prozent der Studierenden in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern aus. Lisa Yaszek zufolge empfahl das NMC – so wie zahllose Frauen- und Arbeiter*innenorganisationen –, die Anzahl weiblicher Arbeitskräfte durch entsprechende Maßnahmen wie Lohnerhöhungen, die Einrichtung von Kinderbetreuungsplätzen, Teilzeitstellen und Gleichstellungsgesetze zu erhöhen:

And in 1959 the nascent National Aeronautics and Space Administration (NASA) quietly initiated the Women in Space Early (WISE) program, recruiting thirteen of the nation's top female aviators for astronaut training. Although it was unceremoniously shut down in 1962, the very existence of the WISE program in an era otherwise defined by exceedingly conservative notions of sex and gender ideals indicates the extent to which the imperatives of an emergent technoculture were already transforming those ideals. (Yaszek 2008, 13)

Bereits in den frühen 1960er Jahren, so Yaszeks Argument, erodierten die Anforderungen der entstehenden Technokultur konservative, stereotype Geschlechtervorstellungen. Und auch in der SF, der Form des Schreibens, in der Raumfahrer*innen beheimatet sind, wurden zukünftige Astronaut*innen nicht ausnahmslos als Inkarnationen männlichen Verstands dargestellt. In der 1967 veröffentlichten und mit dem *Nebula Award* ausgezeichneten Kurzgeschichte »Aye, and Gomorrah ...« beispielsweise beschreibt der Schwarze queere SF-Autor und Literaturwissenschaftler Samuel Delany die Fetischisierung der geschlechtslosen *Spacers* durch die »perversen« *Frelks*. *Spacers* sind Raumfahrer*innen, deren Körper in der Pubertät den Erfordernissen der Raumfahrt angepasst wurden: Ihre Gonaden wurden entfernt, weil – so die Erzählung – die Strahlung in der Ionosphäre zu hoch für die Keimdrüsen ist (vgl. Delany 1967). In dieser queeren Kurzgeschichte werden Raumfahrer*innen folglich ebenso wie bei Clynès und Kline durch einen Eingriff in den Körper den Bedingungen des Weltraums angepasst. Die Anziehungskraft der *Spacers* liegt allerdings gerade nicht in ihrer Männlichkeit, sondern in ihrer Asexualität (vgl. Hollinger 2009, 270).

Und auch im gerade unabhängig gewordenen und neu gegründeten Sambia wurden die ersten »Afronaut*innen« nicht männlich gedacht. Der Lehrer Edwuard Makuka Nkoloso begann 1964 die erste afrikanische Besatzung für die Raumfahrt zu trainieren: Sein Ziel war, ein eigenes Raumfahrtprogramm zu starten und auf dem Mond zu landen – und so die USA und die Sowjetunion im *Space Race* auszustechen. Nkoloso, ein Mitglied der Unabhängigkeitsbewegung, mag seinen Vorschlag als Satire verstanden haben (oder nicht), jedenfalls war sein Plan, eine Frau, zwei Katzen und einen Missionar zum Mond zu schicken (vgl. Serpell 2017, o. S.).⁴

Clynès und Kline hingegen konnten sich Weltraumreisende nur männlich vorstellen. Sie adressierten nicht nur den Raumfahrer, sondern auch den Cyborg einzig mit männlichen Pronomina. Dies ließe sich darauf zurückführen, dass die Verwendung einer geschlechterreflexiven Sprache im Jahr 1960 in den USA nicht Usus war. In diesem Falle wäre es nicht ungewöhnlich, dass allein von Raumfahrern und nicht auch von Raumfahrer*innen die Rede ist. Der Cyborg allerdings müsste korrekterweise als »it«, als Neutrum, bezeichnet werden und nicht als »he«. Das Bild des Cyborgs, das Clynès und Kline hier zeichnen, reproduziert jedoch das Phantasma eines autonomen männlichen Subjekts. Ihr Cyborg ist ein durch männlichen Forscher-Genius verbesserter Mann: Ihre Vision ist es, den Astronauten, der eingekapselt in seinen Raumanzug und an der Sauerstoffversorgung wie an einer »Nabelschnur« hängend – also in Abhängigkeit und höchst verwundbar – durch das Weltall schwebt, durch ein unabhängiges Mann-Maschine-System zu ersetzen. Auf dass der Mann nicht länger »Sklave der Maschine« sei, ist ihr Ziel, einen sich selbst steuernden Organismus zu erschaffen: den Mann als Cyborg, der sich selbst geschaffen hat und so die Kränkung der Geburt durch eine Mutter oder durch einen »Schöpfer« hinter sich lassen kann und endlich auch von allen körperlichen Begrenzungen befreit ist, um ungehindert »zu entdecken, zu schaffen, zu denken« und angeblich auch »zu fühlen« (Clynès und Kline 1995, 31).

Was Clynès' und Klines Cyborg zu einem *kybernetischen* Organismus macht, ist zunächst das Moment der Selbststeuerung, also die Fähigkeit eines Systems, sich durch Rückkopplung selbst innerhalb gewisser Grenzen in einem stabilen Zustand – der Homöostase – zu halten. Während normalerweise das vegetative Nervensystem gemeinsam mit den endokrinen Drüsen die Homöostase reguliert, denken sie an die

Integration nicht weiter ausgeführter *exogener* Vorrichtungen in den menschlichen Körper. Diese Vorrichtungen sollen es dem Menschen erlauben, sich ›frei‹ im Weltraum zu bewegen. Bei der Erarbeitung ihres Lösungsvorschlags konnten sie auf ein »self-regulating animal-machine system« zurückgreifen: Ende der 1950er Jahre hatten sie einer Laborratte bereits eine osmotische Pumpe implantiert, die kontrollierte Dosen von Chemikalien injiziert und dadurch homöostatische Zustände regulieren sollte.

Was den Organismus außerdem zu einem *kybernetischen* macht ist, dass Clynes und Kline ihren zukünftigen Raumfahrer als System begreifen, und zwar als Mensch-Maschine-System und nicht einfach als Menschen, der ein wie auch immer geartetes Implantat trägt. Chris Hables Gray, einer der Herausgeber des *Cyborg Handbooks* (1995), sieht darin die visionäre Leistung Clynes':

The great insight Clynes had was to think of these modifications systematically because the only possible way to engineer man for space was to see the human and the spacecraft as interpenetrated systems which shared information and energy. So Clynes created the term cyborg from cybernetic and organism, marrying the reality of the organic body with the idea of cybernetics. (Gray 1999, o. S.)

Beide gemeinsam – Raumfahrer und Raumfahrzeug – als ein System zu betrachten, ist elementarer Bestandteil der kybernetischen Logik. N. Katherine Hayles berichtet, wie der Anthropologe Gregory Bateson, einer der Begründer der Kybernetik, dies Studierenden in seinen Seminaren verdeutlichte: Er fragte die Studierenden, ob der Stock eines Blinden zu dem blinden Menschen dazugehört und Teil von ihm ist. Normalerweise würde diese Frage verneint werden, im Verständnis der Kybernetik jedoch ist der Stock Teil des Informationssystems: Der Stock sammelt Informationen über die Umgebung und koppelt dem Blinden zurück, wo er langgehen kann (vgl. Hayles 1999, 84). Ähnliches gälte für einen Menschen mit einem Hörgerät. Aus einer kybernetischen Perspektive handelt es sich eben nicht um einen Menschen mit einem Hörgerät, sondern um ein System, bestehend aus Mensch und Hörgerät, beide zusammen bilden etwas Neues.

Den rückblickend eigentlich ersten Cyborg in Form des Tier-Maschine-Systems, die mit einer osmotischen Pumpe verbundene Ratte, hatten Manfred Clynes und Nathan Kline im Forschungslabor des Rockland State Hospitals entwickelt, einer psychiatrischen Klinik also, an der der Neurowissenschaftler und der klinische Psychiater beschäftigt waren. Auf den ersten Blick mag es verwundern, dass Cyborgs ausgerechnet in einer psychiatrischen Klinik entwickelt wurden, tatsächlich steht die Entstehung der Kybernetik jedoch mit der Psychiatrie und Psychologie in Verbindung. Die Kybernetik beschäftigt sich u. a. mit der Möglichkeit eines Zusammenhangs zwischen menschlichem Denken und technischer Steuerung und Kommunikation – oder auch der Ähnlichkeit von Gehirn und Rechenmaschinen.⁵ Am Rockland State Hospital, der Wirkungsstätte von Clynes und Kline, wurden Forschungen zu neurochemischen Implantaten bei Menschen durchgeführt. Die Macy Foundation, welche die für die Entstehung der Kybernetik zentralen Macy-Konferenzen sponserte, war involviert in Forschungen über neurochemische Verhaltenskontrolle (vgl. Haraway 1995c, XVI). Zur Kerngruppe der Macy-Konferenzen wiederum zählten zwei Psychiater (Lawrence Kubie und Warren McCulloch, einer der Begründer*innen der Neuroinformatik) sowie zwei Psycholog*innen (Molly Harrower und Kurt Lewin). Norbert Wiener zufolge

war die Notwendigkeit des Hinzuziehens von Psycholog*innen von Anfang an offensichtlich: »Derjenige [sic], der das Nervensystem untersucht, darf das Gemüt nicht vergessen, und derjenige [sic], der das Gemüt untersucht, kann das Nervensystem nicht außer acht lassen« (Wiener 1992 [1948], 47).

1.2 Eine neue Leitwissenschaft: Kybernetik

Die zehn Konferenzen, die nachträglich als Macy-Konferenzen bezeichnet wurden, fanden zwischen 1946 und 1953 statt und wurden von der Josiah Macy Foundation finanziert.⁶ Für die Entstehung der Kybernetik waren sie von zentraler Bedeutung – und das nicht nur, weil sich die Begründer*innen der neuen Wissenschaft versammelten: Hier entschied sich, welche kybernetischen Modelle und Artefakte sich durchsetzen sollten (vgl. Hayles 1999, 50). Ziel der Konferenzen war es, eine Theorie der Kommunikation und Steuerung zu entwickeln, die gleichermaßen auf Menschen wie auf Maschinen anwendbar sein sollte (vgl. Hayles 1999, 7). Das heißt, es ging darum, eine universale Theorie der Regulation, Steuerung und Kontrolle zu entwickeln, »die für Lebewesen ebenso wie für Maschinen, für ökonomische ebenso wie für psychische Prozesse, für soziologische ebenso wie für ästhetische Phänomene« (Pias 2002, o. S.) Gültigkeit haben sollte: Hier sollte der Mensch also als kybernetisches System gedacht werden. Die Teilnehmer*innen der Konferenzen kamen aus verschiedensten medizinischen, natur- wie auch geisteswissenschaftlichen Disziplinen: aus der Mathematik, Physik, Elektrotechnik, Psychologie, Neurophysiologie, Psychiatrie und Psychologie, Soziologie, Anthropologie u. a. m. Sie hielten keine ausformulierten Vorträge, sondern waren geladen, ihre wesentlichen Punkte kurz zu umreißen, denn der Schwerpunkt der Konferenzen lag auf den Diskussionen und dem gemeinsamen Entwickeln von Ideen (vgl. auch Wiener 1992 [1948], 47 f.). Katherine Hayles zufolge lässt sich anhand der Transkriptionen nachvollziehen, dass die Teilnehmer*innen aus den unterschiedlichen Wissensgebieten sehr darum bemüht waren, sich wechselseitig zu verstehen und Verbindungen zwischen dem Vorgetragenen und ihren eigenen Fachgebieten herzustellen. Wenn der Mathematiker Claude Shannon, der als Begründer der Informationstheorie gelten kann, von »Information« sprach, verwendete er das Wort als Fachbegriff, der sich auf Wahrscheinlichkeiten des Auftretens bestimmter Folgen von Elementen aus einer festgelegten Menge bezieht. Der Anthropologe Gregory Bateson hingegen verstand unter »Information« einen Unterschied, der einen Unterschied ausmacht – anders ausgedrückt; eine Information sei eine Idee und deren Bedeutung in einem spezifischen Kontext – und verband dies mit Rückkopplungsschleifen zwischen rivalisierenden sozialen Gruppen (vgl. Hayles 1999, 51). Im Hin und Her zwischen unterschiedlichen Fachtermini sowie zwischen fachlichem und Alltagsverständnis bestimmter Begriffe entwickelte die heterogene Gruppe eine neue Wissenschaft.

Darüber hinaus fällt auf, dass viele der Teilnehmer*innen eine – wie eine*r heute sagen würde – transdisziplinäre Ausbildung bzw. Ausrichtung hatten. Viele Ausbildungen und Karrieren der versammelten Wissenschaftler*innen umspannten sowohl eine Natur- wie auch eine Geisteswissenschaft, sie waren von vornherein mit »biologischen und sozialen Systemen« befasst. Um eine Idee davon zu vermitteln, wer die beteiligten Wissenschaftler*innen waren und womit diese sich jeweils wissenschaftlich

beschäftigten, präsentiere ich im Folgenden Stichpunkte zur sogenannten Kerngruppe der Macy-Konferenzen. Hierzu zählten der Mathematiker Norbert Wiener, der der neuen Wissenschaft den Namen gab und sie durch sein Buch *The Human Use of Human Beings: Cybernetics and Society* (1950; deutsch von Gertrud Walther: *Mensch und Menschmaschine. Kybernetik und Gesellschaft*, 1952) wesentlich popularisierte; der dem radikalen Konstruktivismus zugerechnete Biophysiker Heinz von Foerster, der an der Universität von Illinois das »Biologische Computer-Labor« gründete, das für Forschung in den Bereichen Kognitionswissenschaft und Erkenntnistheorie bedeutend wurde; die Anthropologin Margaret Mead, die u. a. aus ihren Studien in Neuguinea den Schluss zog, dass Geschlechterrollen kulturelle Konstruktionen und keine biologischen oder genetischen Gegebenheiten sind; der Anthropologe Gregory Bateson, der neben der *Double-Bind*-Theorie, mit der er Kommunikationssituationen beschreibt, in denen eine Person zwei widersprüchliche Botschaften aussendet, eine neue Theorie des Lernens formulierte, die er vornehmlich im Zusammenhang mit Projekten zur Stützung der Moral der Alliierten und mit der psychologischen Kriegsführung entwickelte (vgl. Lutterer 2000, 34); der Soziologe Paul Lazarsfeld, der 1933 gemeinsam mit Marie Jahoda und Hans Zeisel die berühmte Studie *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen lang andauernder Arbeitslosigkeit* durchgeführt hatte und als einer d*er Begründer*innen der modernen empirischen Sozialforschung gilt und darüber hinaus während des Zweiten Weltkriegs als Berater des *War Production Board* im US-Kriegsministerium arbeitete; der Psychologe Kurt Lewin, der das Theorem der Gruppendynamik formulierte und als einer der prominentesten Vertreter*innen der Gestaltpsychologie gilt; der Mathematiker John von Neumann, der eine frühe Arbeit zur Quantenmechanik schrieb und als einer d*er Begründer*innen der Informatik gilt, daneben an der Entwicklung der Wasserstoffbombe teil- und wesentlich dazu beigetragen hatte, das militärische Raketenprogramm der USA auf den Weg zu bringen.

Aus den Biografien der beteiligten Wissenschaftler*innen wird deutlich, dass nicht nur Psychiatrie und Psychologie, Mathematik und Physik zentral für die Entstehung der Kybernetik waren, auch Anthropologie und Soziologie spielten von Anbeginn an eine Rolle. Diese disziplinäre Bandbreite korrelierte mit dem Anspruch, eine neue Leit- oder Generalwissenschaft zu schaffen. Unter Rückgriff auf die Arbeiten von Geof Bowker argumentiert Hayles, dass die Kybernetik sich sowohl als Metawissenschaft als auch als von jeder beliebigen Wissenschaft einzusetzendes Werkzeug positionierte (vgl. Hayles 1999, 96). Sie bot ein transdisziplinäres Vokabular, das vorgab, frei von Inhalten zu sein und sich für eine Vielzahl von Disziplinen adaptieren zu lassen. Zugleich jedoch wurden kybernetische Mechanismen analysiert, modelliert und zuweilen auch gebaut – gab es folglich eine Praxis der Kybernetik, die klare Inhalte hatte. Indem der kybernetische Diskurs auf diesen beiden Ebenen operierte, konnte er in andere Disziplinen einsickern – was in den Sozialwissenschaften beispielsweise in Form der Systemtheorie erfolgte –, während er gleichzeitig seine Domäne, das disziplinäre Paradigma behauptete.

Was ebenfalls schon allein aus den Biografien der an den Macy-Konferenzen beteiligten Wissenschaftler*innen deutlich wird, ist der enge Konnex zu militärischer Forschung und Entwicklung. Norbert Wiener hatte sich während des Zweiten Weltkriegs für die US-Luftwaffe mit der Entwicklung einer Steuerungseinheit für Flugabwehrgeschütze beschäftigt. Flugzeuge befinden sich in Bewegung, folglich kann

kein fixes Ziel ins Visier genommen werden. Zur Lösung dieses Problems entwickelte Wiener das Modell eines geschlossenen Regelkreises: Aufgrund der errechneten Flugbahn wurde ein Referenzwert konstatiert. Jede Abweichung des Flugzeuges vom errechneten Referenzwert ging als neuer Input in die Gesamtrechnung ein, der Unterschied zum Referenzwert wurde daraufhin mechanisch ausgeglichen. Wieners Flugabwehrgeschütz arbeitete also mit einem »Feedback-« bzw. »Rückkopplungssystem«. Doch nicht nur Wiener, auch Bateson, von Neumann und Lazarsfeld beispielsweise – also nicht ausschließlich die Naturwissenschaftler*innen unter den Kybernetiker*innen – waren in militärische Forschung involviert.

Die Macy-Konferenzen konstruierten Menschen und Maschinen als »*brothers under the skin*« (Hayles 1999, 50), was laut Hayles möglich war, weil Information als körperlose Entität konzipiert wurde.⁷ In den Diskussionen im Kontext der Macy-Konferenzen konnten die Mathematiker Claude Shannon und Warren Weaver ihr Modell gegen konkurrierende Informationsbegriffe durchsetzen. Shannon und Weaver arbeiteten für die Bell Company⁸, d. h. sie waren mit Nachrichtentechnik, genauer gesagt der Telefonie beschäftigt. Gemeinsam formulierten sie die Informationstheorie, in deren Kontext auch der Begriff der Information neu gefasst wurde. Shannon bestimmt Information als Wahrscheinlichkeitsfunktion: Information bezieht sich auf Auftretenswahrscheinlichkeiten von bestimmten Folgen von Elementen (beispielsweise einer Zahlenfolge) aus einer festgelegten Menge. Um dies zu veranschaulichen, übernimmt Hayles von Norbert Wiener folgendes, leicht modifiziertes Beispiel: Bei einem Pferderennen laufen 32 Pferde mit, und wir möchten auf das Pferd Nummer Drei setzen. Der Buchmacher befürchtet, dass seine Leitung von der Polizei angezapft wurde, deshalb hat er dafür gesorgt, dass seine Kund*innen einen Code verwenden. Da er sich mit Informationstheorie beschäftigt hat, weiß er, dass sich jede Nachricht durch einen binären Code vermitteln lässt. Rufen wir bei ihm an, fragt sein Sprachprogramm, ob die Zahl, auf die wir setzen wollen, zwischen 1 und 16 fällt. Falls ja, drücken wir die »1«, falls nicht drücken wir die »0«. Wir verwenden den gleichen Code, wenn das Programm uns fragt, ob die Zahl zwischen 1 und 8, dann zwischen 1 und 4 und schließlich zwischen 1 und 2 fällt. Jetzt weiß das Programm, dass die Zahl entweder 3 oder 4 sein muss, deshalb fordert es uns auf: »wenn die Zahl 3 ist, drücken Sie 1, wenn die Zahl 4 ist, drücken sie 0«, und mit einem letzten Tastendruck geben wir die Zahl bekannt. Mit Hilfe dieser binären Aufteilung braucht es also fünf Reaktionen, um unsere Wahl zu kommunizieren (vgl. Hayles 1999, 52).

Information hat nun nichts mehr mit Inhalt oder Bedeutung zu tun. Das von Shannon und Weaver im Rahmen der Informationstheorie entwickelte Modell von Kommunikation basiert auf einem schlichten Sender*in-Empfänger*in-Modell, in dem keine Nachrichten oder Botschaften übermittelt werden, sondern Signale. Information ist hier die statistische Seltenheit bzw. die Unwahrscheinlichkeit eines Signals einer beobachteten Signalquelle, sie ist das Maß für die Wahrscheinlichkeit von Nachrichten – eine quantifizierbare Menge. Auch wenn Shannon betonte, dass dieses Kommunikationsmodell für technische Zwecke entwickelt wurde, um z. B. die Übertragungsleistung von Telefonen, Fernschreibern oder Funkgeräten konzeptionell zu erfassen und zu verbessern, wurde dieses Modell später in den Sozialwissenschaften aufgegriffen – schließlich verlaufe die Kommunikation zwischen Menschen auch zwischen »Sender*innen« und »Empfänger*innen«. Grundlegend für das Sender*in-

Empfänger*in-Modell ist die Vorstellung des Transportierens, des Informationsflusses, das auch die Kybernetik antreibt.

Hayles betont, dass Information in diesem Verständnis weder Materialität noch Präsenz hat, sondern als abstraktes Muster oder Struktur gefasst wird. Gesendet werden nicht Nachrichten oder Botschaften, sondern Signale, und nur wenn die Nachricht so codiert ist, dass ihr Signal auf ein Medium übertragen wird, nimmt sie eine materielle Form an, also beispielsweise wenn Tinte auf Papier gedruckt wird oder wenn elektrische Impulse Telegrafleitungen entlang geschickt werden. Hayles hält daher fest: »The very definition of ›information‹, then, encodes the distinction between materiality and information that was also becoming important in molecular biology at that period« (Hayles 1999, 18).

Shannon und Weaver waren nicht die einzigen, die sich während der Nachkriegszeit mit Information beschäftigten. So wurde ihre abstrakte, dekontextualisierte und formalisierte Bestimmung von Information nicht nur vielfach kritisiert, es gab auch alternative Konzeptionen, die Information gerade an Bedeutung und Verkörperung koppelten, sich jedoch nicht durchsetzen konnten.⁹ Hayles führt dies vor allem auf zwei Faktoren zurück: Zum einen wurde Information durch Shannons Modell – und in der Weiterentwicklung durch Wiener – zu einer quantifizierbaren Größe. Zum anderen war Shannons Definition gerade deshalb so erfolgreich, weil Information und Bedeutung hier entkoppelt wurden, Information selbst also keine Bedeutungsträgerin ist, denn so konnte sich diese rasch in beliebige Felder ausbreiten. Darüber hinaus erscheint Kommunikation, verstanden als das Senden von Nachrichten, deutlich leichter operationalisierbar als andere Formen von Kommunikation. Zu einer anderen Zeit, so Hayles, hätte sich Shannons Informationsmodell möglicherweise rasch als Sackgasse erwiesen, nicht jedoch in der Nachkriegszeit:

The time was ripe for theories that reified information into a free-floating, de-contextualized, quantifiable entity that could serve as the master key unlocking secrets of life and death (Hayles 1999, 19).

1.3 Lebende und technische ›Systeme‹

Diese spezifische Konzeption von Information als ›bedeutungslose‹ und immaterielle, abstrakte Größe war eine Voraussetzung dafür, die Analogie zwischen Mensch und Maschine in der Kybernetik herzustellen. Am prominentesten und auch populärsten tat dies Norbert Wiener.¹⁰

Der Begriff »Kybernetik«, den Norbert Wiener 1948 einführte, ist etymologisch vom griechischen Wort für Steuermann (bzw. auch Steuermannskunst) *kybernétes* abgeleitet, das im Lateinischen mit *gubernator* übersetzt wurde. Damit betont Wiener die Bedeutung des ersten Aufsatzes über Rückkopplungsmechanismen, Clerk Maxwells »On Governors« (hier also *gubernator*) aus dem Jahr 1868. Die *Governors*, von denen Maxwell spricht, sind nicht Senator*innen, sondern Fliehkraftregler, die zur Regelung der Drehzahl von Dampfmaschinen entwickelt wurden und gemeinsam mit dem Thermostat ein Paradebeispiel für Rückkopplung in der Kybernetik darstellen – ebenso wie die Ruderanlage eines Schiffes einer der frühesten und am besten entwickelten

Rückkopplungsmechanismen darstellt, worauf Wiener verweist (vgl. Wiener 1992 [1948], 39). Mit der Referenz an Maxwell verortet Wiener die Kybernetik also im Kontext von Mathematik und Technikgeschichte, die Metaphorik des Steuermanns bzw. des Steuerns und des Schiffes hingegen macht das weite Feld des Steuerungswissens auf, »das von der Steuerung von Maschinen über die Erziehung und das Verhalten von Menschen bis zum Regieren eines Staates reicht« (Bühler 2004, 25). Wiener umreißt den Bereich, den der Begriff Kybernetik definieren soll, wie folgt:

Unter einer einzigen Überschrift vereinigt er die Erforschung dessen, was im Zusammenhang mit Menschen manchmal etwas vage als Denken beschrieben wird und was auf technischem Gebiet als Kommunikation und Steuerung bekannt ist. Mit anderen Worten unternimmt die Kybernetik den Versuch, gemeinsame Elemente in der Funktionsweise automatischer Maschinen und des menschlichen Nervensystems aufzufinden und eine Theorie zu entwickeln, die den gesamten Bereich von Steuerung und Kommunikation in Maschinen und lebenden Organismen abdeckt. (Wiener 2002 [1948], 15 f.)

Denken setzt Wiener mit Kommunikation und Steuerung gleich, er sucht Gemeinsamkeiten zwischen dem menschlichen Nervensystem und der Funktionsweise automatisierter Maschinen. Zu diesem Zweck entwickelt er seine Geschichte der Automaten, die er in vier Zeitalter einteilt. Jedes Zeitalter ist durch ein Bild charakterisiert: die mythologische Zeit des Golems, die Uhr (17. und frühes 18. Jahrhundert), den Dampf bzw. die Dampfmaschine, die dem Fliehkraftregler vorausgehen (spätes 18. und 19. Jahrhundert), und schließlich Kommunikation und Regelung.¹¹ Diese vier Stadien der Automaten korrespondieren bei Wiener mit vier verschiedenen Körpermodellen:

In den Tagen der Magie haben wir den bizarren und dunklen Begriff des Golem [...] In der Zeit Newtons war der Automat die Spieluhr mit den kleinen Figuren, die sich steif obenauf drehten. Im 19. Jahrhundert ist der Automat eine glorifizierte Wärmemaschine, die irgendeinen brennbaren Stoff verbraucht anstatt des Glykogens der menschlichen Muskeln. Schließlich öffnet der Automat die Türen mittels Fotozellen oder richtet Geschütze auf die Stelle, an welcher ein Radarstrahl ein Flugzeug erfaßt, oder errechnet die Lösung einer Differentialgleichung. (Wiener 1992 [1948], 75 f.)

Der Körper ist hier also zunächst magische, aus Ton geformte Figur (der Golem), dann Uhrwerkmechanismus, dann Brennstoffkraftwerk und schließlich kybernetisches System. Das Studium der Automaten, seien sie aus Fleisch und Blut oder aus Metall, war für Wiener nicht mehr ein Bereich der Energietechnik wie im 19. Jahrhundert, sondern ein Bereich der Nachrichtentechnik, »und ihre Hauptbegriffe sind jene der Nachricht, Betrag der Störung oder ›Rauschen‹ – ein Ausdruck übernommen vom Telefoningenieur –, Größe der Information, Kodierverfahren und so fort« (Wiener 1992 [1948], 79). Diese Vorstellung von Automaten ist an eine neue Form der Rückkopplung gebunden, den Regel- oder Servomechanismus. Das gegenwärtige Zeitalter war für Wiener denn auch das Zeitalter des Servomechanismus,¹² mit anderen Worten das Zeitalter kontrollierter negativer Rückkopplung, das 19. Jahrhundert das der Dampfmaschine und das 18. Jahrhundert das der Uhren (ebd.: 80).

Analogien zwischen Mensch und Maschine stellt Wiener her, indem er den menschlichen Körper als Nervensystem und die Maschine als kommunizierenden Organismus konzipiert. Für beide sei das Fließen von Informationen konstitutiv. Vor allem jedoch verbindet er, wie David Tomas herausstellt, Körper und Maschinen durch eine gemeinsame Sprache der Kommunikation und die Anthropomorphisierung der Automaten. Diese haben »Effektoren« oder »Geber«, die Wiener mit Armen und Beinen gleichsetzt, »Sinnesorgane«, wie fotoelektrische Zellen und Thermometer, die sie nicht nur mit den äußeren Gegebenheiten verbinden, sondern auch darauf reagieren lassen – eine Rückkopplungsfunktion also, und »zentrale Entscheidungsorgane«, die auf der Grundlage der rückgekoppelten Informationen festlegen, was die Maschine als nächstes tun soll und diese Informationen ähnlich dem Gedächtnis eines lebendigen Organismus speichern (vgl. Tomas 1995, 25 und Wiener 1992 [1948], 79 f.). Der kybernetische Automat spiegelt den menschlichen Körper daher weniger durch Formen der Nachbildung, wie beispielsweise Androiden, als vielmehr durch die behaupteten Gemeinsamkeiten, genauer: die Übereinstimmung der Funktionsweise von Maschinen- und Nervensystemen hinsichtlich ihrer Steuerungsmechanismen und ihrer Organisation von Kommunikation.

Die Analogisierung von Mensch und Maschine stellt in dieser Hinsicht nicht nur Ähnlichkeiten zwischen den beiden her, sondern bestimmt darüber hinaus neu, wie der Organismus bzw. »Leben« im Allgemeinen betrachtet wird:

The particular power of cybernetics' analogical logic resided in the fact that it was able to redefine the concept ›life‹ itself in order to bring it in line with a cybernetic automaton's operational characteristics. (Tomas 1995, 25)

Wieners kybernetischer Automat ist eine aktive, hierarchisch gesteuerte und zielorientierte Maschine, die durch eine bestimmte Zeit-Raum-Logik mit ihrer Umgebung verbunden ist und zukünftige Handlungsweisen durch den Vergleich mit vorangegangenen Aktionen anpasst; Umgekehrt konzipiert Wiener Menschen als komplexe mehrstufige Systeme, die auf verschiedenen Ebenen mit Puffern ausgestattet sind, um die Stabilität des Stoffwechsels bei sich verändernden Umweltbedingungen aufrecht zu erhalten, und mit einem Repertoire an Verhaltensweisen, das die notwendige Aufnahme von Energie, Materialien etc. sichert. Menschen sind nun also Systeme mit elaborierten Kontrollstrukturen, die auf der höchsten Ebene vom Hirn koordiniert werden. Es stellt sich folglich nicht länger die Frage, ob Maschinen wie Menschen arbeiten oder Menschen wie Maschinen: Maschinen und Menschen (wie auch andere Organismen) werden in der Logik von Wieners Kybernetik als zwei funktional äquivalente Zustände kybernetischer Organisation betrachtet. Dennoch bilden Mensch und Maschine bei Wiener unterschiedliche Stufen kybernetischer Organisation, denn er will am Menschen als autonomem Subjekt festhalten. Da seine eigene Arbeit nicht nur eine (funktionale) Analogie, sondern auch eine Äquivalenz von Mensch und Maschine impliziert, kommt Wiener hier nahezu in einen Argumentationsnotstand, der zugleich die Grenzen der Kybernetik markiert: Wiener kann nicht erklären, wie der Mensch entstand. Auch wenn er gegen die Theologie und für ein naturwissenschaftliches Modell argumentiert, ist der Mensch nicht als Selbstschöpfung konzipiert, sondern braucht hier noch immer einen Schöpfer oder eine Schöpferin, und auch die Maschinen mögen sich zwar selbst steuern, müssen aber dazu programmiert sein.

Diesem theoretischen Problem – der Abhängigkeit ›geschlossener‹ Regelkreise von äußeren Impulsen, die der Idee einer »Autonomie« sich selbst steuernder Systeme zuwiderläuft – widmet sich die Kybernetik »zweiter Ordnung«. Deren Mitbegründer Heinz von Foerster, Mitglied der Kerngruppe der Macy-Konferenzen und radikaler Konstruktivist, weist darauf hin, dass es neben der Sprache die Einführung des Telos, des Ziels und letzten Zweckes, war, das den frühen Kybernetiker*innen Organismen und Maschinen – bzw. in von Foersters Diktion »lebende und technische Systeme« – ähnlich erscheinen ließ:

Man stellte sich die Frage: was macht man, um an ein Ziel zu kommen? Wie geschieht das? Wie lassen sich Maschinen bauen, die auf ein Ziel zusteuern? Können wir mit Hilfe dieser Einsichten lebende Wesen besser verstehen? [...] Und man analysierte damals auch in einem anderen Zusammenhang einen Frosch – und wies auf die Beobachtung hin, daß dieser sich im Wesentlichen auf ein Ziel, ein Telos zu bewegt, um beispielsweise eine Fliege zu fangen. (von Foerster und Pörksen 1998, o. S.)

Mit der Einführung des Telos in ihrem Artikel »Behaviour, Purpose, and Teleology« aus dem Jahr 1943 hätten, so von Foerster weiter, Norbert Wiener, Arturo Rosenblueth und Julian Bigelow die Absicht verfolgt, die schlichte Vorstellung im Behaviorismus zu überwinden, Verhalten sei nichts weiter als das Verhältnis von »Output« und »Input«. Mit der Umstellung von Kausalität auf Finalität wird die Forschungsperspektive paradigmatisch, auf ein ›Außen‹ zu verzichten und Steuerung als intrinsischen, zwecksetzenden Prozess, als Selbststeuerung zu konzipieren – eine gegebene, ›objektive‹ äußere Realität, die einen bestimmenden Einfluss auf die Funktionsweise der Mensch-Maschinen habe, wird bestritten (siehe dazu und zum Folgenden Kapitel 1.4).

In Hinblick auf die Analogien zwischen »intelligenten« Maschinen und Menschen hebt Katherine Hayles dementsprechend hervor, dass Wiener, Rosenblueth und Bigelow den Menschen *als* Maschine beschreiben:

[...] whether they are understood as like or unlike, ranging human intelligence alongside an intelligent machine puts the two into a relay system that constitutes the human as a special kind of information machine and the information machine as a special kind of human. [...] both humans and cybernetic machines are goal-seeking mechanisms that learn, through corrective feedback, to reach a stable state. Both are information processors that tend toward homeostasis when they are functioning correctly. (Hayles 1999, 64 f.)

Die Kybernetik zweiter Ordnung entwirft Menschen also als Informationsmaschinen, und zwar als zielgerichtete Maschinen, die danach streben, durch negative Rückkopplung einen stabilen Zustand, die Homöostase, zu erreichen.¹³ Hier geht es nicht um Metaphern und es werden auch keine Vergleiche zwischen Menschen und Maschinen gezogen, vielmehr werden Menschen buchstäblich als Maschinen konstituiert und Maschinen als Menschen.

Die Gleichsetzung von Menschen und Maschinen blieb durchaus nicht auf das Nervensystem beschränkt. Der Einfluss der Kybernetik war fundamental und reichte in die verschiedensten Bereiche der heute sogenannten *Life Sciences* bzw. Lebenswis-

senschaften hinein. Darüber hinaus jedoch veränderte die Kybernetik von Grund auf, was im Alltagsverständnis als *Leben* gilt und wie dieses betrachtet wird. In einem Aufsatz aus dem Jahr 1961 beschreibt der Physiologe Wolf Dieter Keidel, Koautor des 1962 erschienenen *Kybernetik – Brücke zwischen den Wissenschaften* und Autor von *Biokybernetik des Menschen* (1989) beispielsweise auch den Blutkreislauf als informationsverarbeitendes System. Den grundlegenden Wandel in den Naturwissenschaften charakterisiert er wie folgt:

Dabei hat sich vom 19. zum 20. Jahrhundert nicht nur die Einstellung des *Biologen* [sic] geändert, sondern ebenso sehr die Grundthematik, ja die Zielsetzung der *Naturwissenschaft* [...] gewandelt: An Stelle des Energiebegriffs [...] sind Begriffe wie *Statistik*, *Wahrscheinlichkeit* (probabilistic approach) und ganz besonders »*Information*« neu in den Gesichtskreis naturwissenschaftlicher Denkart getreten. Mit dieser Entwicklung tut sich nun – für ihre Entdecker [sic] selber überraschend – eine unerwartete Brücke zu ganz grundsätzlichen biologischen Problemen auf: Hatte das 19. Jahrhundert etwa als Frucht der Anwendung der Hydrodynamik die Analyse der Kreislaufvorgänge unter energetischem Gesichtswinkel ergeben, so zeigt sich nun im 20. Jahrhundert plötzlich, daß sich der Blutkreislauf auch als ein informationsverarbeitendes System betrachten lässt, das einige Größen gegen »Störgrößenaufschaltungen« der Umwelt konstant zu halten sucht, um Optimalbedingungen für andere Organsysteme zu gewährleisten. Die Cannonsche Homöostaselehre etwa ist ein Musterbeispiel dieser neuen Denkart. (Keidel 1961, 265; Hervorhebungen im Original)

Evelyn Fox Keller beschreibt in ihrer Untersuchung der Metaphorik der Biologie des 20. Jahrhunderts eine etwas paradoxe Bewegung, nämlich wie sich die Biologie in der Nachkriegszeit begrifflich hin zur Kybernetik und schließlich wieder zurück zur Biologie bewegt (vgl. Keller 1998: 88ff.). Während in der Molekularbiologie die Bemühung zu verzeichnen sei, eine neue Biologie zu erschaffen, die sich klar und deutlich von der historisch vorangegangenen organismischen Biologie unterscheidet, und die Beschreibung lebender Organismen nicht mehr mit einer vitalistischen Erklärung von Lebensfunktionen verknüpft werde – vor allem, indem Begriffe, die dem Teleologieverdacht unterliegen, wie Zweck, Organisation und Harmonie aus ihrer Sprache getilgt würden – habe eine Reihe von Physiker*innen und Ingenieur*innen eben diese »alten« Auseinandersetzungen in die Sprache der Cyberwissenschaften¹⁴ eingeführt, um die Entwicklung neuer Paradigmen der zirkulären Rückkopplung in der Kybernetik und der Systemtheorie voranzutreiben. Eine Bewegung also, die bereits auf die Kybernetik zweiter Ordnung hinweist.

1.4 Kybernetik zweiter Ordnung

Die Analogie von Mensch und Maschine wurde durch die kybernetische Vorstellung vom Gehirn als riesigem Computer wesentlich befördert. Der Psychiater Warren McCulloch und der Mathematiker Walter Pitts untersuchten die Impulsaufnahme und -weitergabe von Neuronen und stellten heraus, dass einzelne Nervenzellen, auf die ein Reiz trifft, auf diesen Reiz reagieren oder nicht, d. h. entweder »feuern« sie einen elektrischen Impuls ab oder nicht. Dieser Impuls wiederum trifft auf andere Nervenzellen, die reagieren oder eben nicht. In jedem Fall gäbe es nur Reaktion oder Nicht-Reaktion, jenseits dieser binären Bestimmung gebe es keine qualitativ anderen und differenzierten Varianten. Damit erschien ihnen die Aktivität einer Zelle in ihrer logischen Funktionsweise berechenbar. So wurde das Nervensystem als Rechner interpretiert, der logisch kalkuliert. Der Mathematiker John von Neumann schließlich verwendete die Arbeit von McCulloch und Pitts zum Bau von Computern, um zu zeigen, dass die Turingmaschine und das neuronale Netz, so wie McCulloch und Pitts dessen Funktionsweise beschrieben hatten, äquivalente Operatoren darstellten (vgl. von Foerster und Pörksen 1998, o. S.). Es ging folglich nicht allein um eine sprachliche Analogisierung, sondern darüber hinaus um den Versuch, dem menschlichen Gehirn in buchstäblichem Sinne entsprechende neuronale Netze nachzubilden und damit eine Äquivalenz herzustellen. So mündete dieser Versuch u. a. in die Forschung zu künstlicher Intelligenz. Doch bereits die sprachliche Analogisierung von Gehirn und Computer befördert deren gedankliche Gleichsetzung in entscheidendem Maße. In der Begeisterung über das vermeintliche Verstehen des Denkens bzw. des gesamten menschlichen Gehirns, die nicht nur Kybernetiker*innen, sondern auch Journalist*innen befiel, verselbstständigte sich die Gleichsetzung von Gehirn und Computer. Von Foerster weist darauf hin, dass diese Verselbstständigung insbesondere dann bedenklich ist, wenn für den Umkehrschluss gleichermaßen Geltung beansprucht wird:

Wenn man die metaphorische Beziehung umkehrt und sagt: So wie diese Maschine, so funktioniert auch das Gehirn, dann wird es gefährlich; man glaubt, das Gehirn zu verstehen, weil man den maschinellen Mechanismus begriffen hat, von dem man ausgeht. Man meint, das Gedächtnis zu begreifen, wenn man es als einen Speichermechanismus metaphorisiert – und beginnt nach dem Ort zu suchen, an dem eine bestimmte »Information« gespeichert wird (vgl. von Foerster und Pörksen 1998, o. S.).

Tatsächlich finden sich im Alltag wie in der Wissenschaft zahlreiche Beispiele dafür, dass sich das metaphorische Verhältnis von Gehirn und Computer längst verkehrt hat. Etwa wenn eine Person, die sich an etwas nicht erinnern kann, davon spricht, dass das »von ihrer Festplatte gelöscht wurde«: Gedächtnis und Erinnerung werden hier als elektronische Speicherung von identisch wieder abrufbaren Daten begriffen. Diese Konzeption ist weit entfernt von Vorstellungen, die Erinnerung als von sinnlicher Wahrnehmung – etwa einem bestimmten Geschmack, Geruch oder einem spezifischen Licht – wachgerufen sehen, wie sie in der Literatur zahlreich zu finden sind. Eines der prominentesten Beispiele stammt sicherlich von Marcel Proust, der in *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* darauf beharrt, dass es »verlorene Liebesmüh« ist, zu versuchen, willentlich die Vergangenheit heraufzubeschwören.¹⁵ »Wahre« Erinnerung geht für Proust

mit Empfindung einher und geschieht unwillkürlich. So beschreibt der Erzähler des Romans, wie in dem Moment, in dem ein in Lindenblütentee getunktes Gebäck – eine Madeleine – seinen Gaumen berührt, ihn ein Glücksgefühl überströmt und er sich in seine Kindheit zurückversetzt fühlt:

Und dann ist mir ganz plötzlich die Erinnerung erschienen. Dieser Geschmack war der des kleinen Stücks Madeleine, das meine Tante Léonie mir eines Sonntagmorgens [...] in Combray angeboten hatte, nachdem sie es in ihren Aufguss von Teeblättern oder Lindenblüten getaucht hatte. (Proust 2013 [1913], Erster Teil: Combray, Kapitel 1)

Doch zurück zur Kybernetik. In einer selbstreflexiven Wendung stellt von Foerster zu dem fest, dass es eines Gehirns bedarf, um ein Gehirn zu verstehen, er wirft also die Frage des Erkennens des Erkennens in der Kybernetik auf. Er, vor allem jedoch die Biologen und Neurowissenschaftler Humberto Maturana und Francisco Varela führen somit ein weiteres zentrales Element in die Kybernetik ein: die Beobachter*in. In dem vielzitierten Aufsatz »What the Frog's Eye Tells The Frog's Brain« behaupten Jerome Lettvin, Humberto Maturana, Warren McCulloch and Walter Pitts, dass das Wahrnehmungssystem des Frosches nicht einfach eine vorhandene Realität registriert, sondern sie überhaupt erst konstruiert. Sie hatten das Gehirn eines Frosches an Elektroden angeschlossen und »beobachtet«, dass kleine, sich schnell und sprunghaft bewegend Objekte maximale Reaktionen bei dem Frosch auslösten, kleine, sich langsam bewegende hingegen wenig oder gar keine Reaktion. Der Frosch kann, so die Forscher, Fliegen wahrnehmen, während er andere, für ihn irrelevante Phänomene ignoriert. Daraus folgerten sie »that the eye speaks to the brain in a language already highly organized and interpreted, instead of transmitting some more or less accurate copy of the distribution of light on the receptors« (Lettvin et al. 1968 [1959], 254 f.). Nicht nur der Wahrnehmungsapparat des Frosches, auch der des Menschen wurde auf seine Funktionsweise und Begrenztheit untersucht. Unter anderem die Beschäftigung mit der Farbwahrnehmung und dem so genannten »blinden Fleck« brachten Maturana und andere dazu zu behaupten, dass auch die visuelle Wahrnehmung des Menschen eine Konstruktion darstellt und eben kein »getreues« Abbild der Verteilung von Licht auf Rezeptoren. Die Papille, also die Stelle, an welcher der Sehnerv aus dem Augapfel austritt und an den Sehzellen ansetzt, hat keine Lichtrezeptoren, in dieser Region des Gesichtsfeldes sieht der Mensch nichts, da hier kein Bild wiedergegeben wird. Diese Lücke im Gesichtsfeld wird jedoch nicht wahrgenommen, denn die bildverarbeitenden Hirnregionen ergänzen die »Lücke« durch die Farben der umgebenden Bereiche und das Bild, welches das andere Auge produziert. In Heinz von Foersters Worten sehen wir also nicht, dass wir nicht sehen. Von Foerster, prominenter noch Maturana, führte dies zu der Aussage, dass alles, was gesagt wird, von ein*er Beobachter*in gesagt werde. Wie in der Erkenntnistheorie spätestens seit Kant, also seit dem 18. Jahrhundert Thema, formulieren nun also auch die Kybernetiker, dass es irreführend sei, davon auszugehen, dass es eine objektiv existierende Welt gäbe, die für alle die gleiche sei. Zwar gäbe es etwas da draußen, das wir in Ermangelung besserer Alternativen »Realität« nennen, es entstehe für uns und alle anderen lebenden Wesen jedoch nur durch interaktive Prozesse, die einzig durch die Organisation des Organismus bestimmt werden. Eine absolute Realität zu beschreiben sei nicht möglich, denn dies erfordere

eine Interaktion mit dem zu beschreibenden Absoluten und die aus einer solchen Interaktion resultierende Darstellung wäre notwendigerweise wiederum von der autopoietischen Organisation d*er Beobachter*in bestimmt (vgl. Hayles 1999, 136). Das heißt, dass in dieser Perspektive jede Beobachtung erstens eine aktive Handlung, ein Tun ist, und zweitens, dass jede Beobachtung von d*er Beobachter*in abhängt und keine Eins-zu-eins-Abbildung einer objektiv gegebenen Realität darstellt. Damit wollen die Forscher jedoch weniger einer radikalen Subjektivität von Beobachtung das Wort reden als vielmehr einer radikalen Relationalität.

Die grundlegende Operation ein*er Beobachter*in, verstanden als kognitives System mit spezifischem Distinktionsvermögen, ist laut Maturana die der Unterscheidung. Beobachtungen sind hier Operationen, die auf eine Einheit oder einen Gegenstand deuten und diesen als distinkte Entität von seinem Hintergrund oder von einem anderen Gegenstand unterscheiden. Auf diese Weise versehen sie den Gegenstand mit Eigenschaften, die ihn vom Hintergrund trennen und seine Loslösbarkeit spezifizieren. Darüber hinaus wird der beobachtete Gegenstand mit einer Kennzeichnung versehen. Für Maturana und Varela vollzieht sich diese Unterscheidung mit Blick auf das menschliche Erkenntnisvermögen in Sprache. Jede Beobachtung schafft dabei eine Asymmetrie, da im Akt des Beobachtens die Kennzeichnung eine Seite der Unterscheidung markiert und die andere unmarkiert lasse. Dieses Beobachten »erster Ordnung« produziert und konstituiert damit zugleich eine Einheit des Beobachteten als auch einen »blinden Fleck« (vgl. Huckenbeck 2001, 336). Beobachter*in, Beobachten und den Prozess des Beobachtens beschreibt Maturana als Erfahrungen, »die entstehen als Unterscheidungen, die ich mache in einer Gemeinschaft von Beobachtern [sic], die auch entsteht in meiner Unterscheidung meiner Erfahrungen, und ich benütze Erfahrungen, um Erfahrungen zu erklären, ohne ihnen einen transzendentalen ontologischen Status zu geben« (Maturana 2000, 12). Erklärt wird nach diesem Modell in der Beobachtung also individuelle oder kollektive Erfahrung und nicht eine »jenseitige«, d. h. vom Beobachter*innenstandpunkt unabhängige, a priori gegebene Welt.

In Bezug auf die Unterscheidung ist bei Maturana und vor allem auch bei Varela überdies interessant, dass nicht nur d*ie Beobachter*in eine Unterscheidung vornimmt, sondern Gegenständen bzw. Einheiten wird zugesprochen, dass sie selbst ihre Loslösbarkeit von ihrer Umwelt oder ihrem Hintergrund bewerkstelligen oder zumindest nahelegen, d. h. sie schaffen eine buchstäbliche oder funktionale Grenze, die ihre Ausdehnung in Bezug auf die Umwelt und damit ihre Einheit umreißt. »Unser Ausgangspunkt für die Erzeugung einer wissenschaftlich validierbaren Erklärung ist das Verständnis vom Erkennen als wirksame Handlung, das heißt, als eine Handlung, die es einem Lebewesen in einem bestimmten Milieu erlaubt, seine Existenz darin fortzusetzen, indem es dort seine Welt hervorbringt.« (Maturana und Varela 1987, 36) Diese Vorstellung einer Autonomie der Systemgenese und ihrer Einheit gilt also explizit für beobachtete Phänomene ebenso wie für den Prozess der Beobachtung und d*er Beobachter*in selbst.

Ich will also zeigen, daß der Beobachter [sic] und das Beobachten als biologische Phänomene ontologisch primär sind gegenüber dem Objekt und dem physikalischen Bereich der Existenz. (Maturana 2000, 145)

Maturana und Varela stellen somit nicht nur in Frage, dass es eine von d*er Beobachter*in unabhängige Welt gäbe, sie sprechen ›Natur‹, ›Materie‹, ›Umwelt‹ auf diese Weise Handlungsfähigkeit zu und beschreiben diese nicht als passive Objekte, die selbst nur beobachtbar und beschreibbar seien. Im Gegenteil: Jedes lebende System gehe eine Interaktion mit seiner Umwelt ein und könne nicht unabhängig von diesem je spezifischen Teil seiner Umwelt ›definiert‹ werden (Maturana 2000, 26). Doch jede dieser spezifisch gebildeten Einheiten sei als »zirkuläre Organisation« zu begreifen:

Diese zirkuläre Organisation stellt ein homöostatisches Gleichgewicht dar, dessen Funktion darin besteht, eben diese zirkuläre Organisation selbst zu erzeugen und zu erhalten. Dies geschieht dadurch, daß das System genau jene Bestandteile determiniert, die die zirkuläre Organisation spezifizieren und die ihrerseits wiederum durch die zirkuläre Organisation synthetisiert oder erhalten werden. (Maturana 2000, 27, Hervorh. im Original)

In ihrem Bemühen, ein naturwissenschaftliches Erklärungsmodell von Erkenntnis zu liefern, ging es Maturana und Varela darum, nicht von vornherein anthropomorphisierende Prämissen zu importieren, wie dies ihres Erachtens charakteristisch für das biologische Denken war. Sie entwickelten den Begriff der »Autopoiesis«, also Selbstschöpfung, um Systeme zu bezeichnen, die sich selbst erzeugen: »Autopoietische Systeme sind Netzwerke von rekursiv vernetzten Komponenten, die sich selbst und damit das Netzwerk als begrenzte Einheit bzw. Organisation in einem physikalischen Raum, dem Medium, reproduzieren.« (Moser 2003b, o. S.) Das heißt, die einzelnen Komponenten produzieren gemeinsam die Organisation, die die Komponenten (re)produziert, es handelt sich also um einen zirkulären Prozess. Die Medienforscherin Sibylle Moser erläutert daher: »Die Zelle als Einheit setzt paradoxerweise das Netzwerk von Zellen voraus, das sie erzeugt.« (ebd.) Autopoietische Systeme haben somit keinen Ursprung und kein Telos – was sie von der so genannten Kybernetik erster Ordnung, der Kybernetik Wiensers also, unterscheidet. Den Begriff der Autopoiesis haben Maturana und Varela für die Bestimmung von lebenden Systemen eingeführt, die sich durch nichtlebende Systeme dadurch unterscheiden, »dass das Produkt ihrer Organisation sie selbst sind, das heißt, es gibt keine Trennung zwischen Erzeuger [sic] und Erzeugnis. Das Sein und das Tun einer autopoietischen Einheit sind untrennbar, und dies bildet ihre spezifische Art von Organisation« (Maturana und Varela 1987, 56). Autopoietische Systeme versprechen folglich, den Dualismus von Schöpfer*in-Geschöpf aufzuheben, und sie sind selbsterhaltend bzw. regenerativ.

Autopoietische Systeme sind darüber hinaus nicht nur lebende, sondern auch kognitive Systeme: »Lebende Systeme sind kognitive Systeme, und Leben als Prozeß ist ein Prozeß der Kognition.« (Maturana 2000, 32) In der »Biologie der Kognition« erhebt Maturana den Anspruch, nicht nur ein naturwissenschaftliches, sondern auch ein »epistemologisches Verständnis des Phänomens der Kognition« (ebd., 24) zu ermöglichen. Wenn er schreibt, dass »Leben als Prozeß ein Prozeß der Kognition« ist, setzt er beides umstandslos gleich. Auch wenn das Verständnis von Kognition erklärtermaßen auch auf begriffliches Denken oder umfassende Erkenntnis übertragen wird, bezieht sich Kognition bei Maturana primär auf Wahrnehmungs- und Erkenntnisleistungen, die zur Selbsterhaltung eines Systems notwendig sind. Die Organisation eines kognitiven Systems definiert einen Interaktionsbereich, in dem das System

zum Zweck der Selbsterhaltung handeln kann. Kognition bezeichnet das »tatsächliche (induktive) Handeln oder Verhalten in diesem Bereich« (ebd., 32). Von einem Verständnis von Kognition als Erkennen oder Begreifen einer äußeren Welt distanziert sich Maturana ausdrücklich:

Der Prozeß der Kognition besteht folglich für jedes lebende System darin, durch sein tatsächliches Verhalten in seinem geschlossenen Interaktionsbereich ein Verhaltensfeld zu erzeugen, und nicht darin, eine selbstständige Außenwelt zu begreifen oder zu beschreiben. Unser kognitiver Prozeß (der kognitive Prozeß des Beobachters) unterscheidet sich von den kognitiven Prozessen anderer Organismen lediglich in den Interaktionsarten, in die wir eintreten können, wie z. B. in sprachlichen Interaktionen, und nicht in der Art des kognitiven Prozesses selbst. (Maturana 2000, 81)

Kognition ist hier weder begriffliches Denken noch reine Informationsverarbeitung. Sie ist einmal mehr abhängig von d*er Beobachter*in, d*ie selbst ein lebendes System ist. Eine Erklärung von Kognition muss Maturana zufolge eine Erklärung d*er Beobachter*in sowie s*ihrer Rolle im Prozess der Kognition beinhalten (vgl. ebd., 26). Darüber hinaus ist Kognition nichts, was den Menschen von anderen Organismen unterscheiden würde – auch nicht von solchen ohne zentrales Nervensystem (vgl. ebd., 32).

Die Zelle ist das prominenteste Beispiel für ein lebendes autopoietisches System. Von ihrer Umwelt abgegrenzt ist die Zelle durch eine Membran. Um sich selbst aufrecht zu erhalten, muss die Zelle in Austausch mit der Umwelt treten. Sie tut dies jedoch selbst, die Steuerung der Membrandurchlässigkeit gehört zu *ihrer* autopoietischen Organisation. »Nicht die Umwelt steuert, was in die Zelle gelangt, sondern die Zelle entscheidet, was sie braucht.« (Rathje 1999, 24) Für Maturana und Varela sind autopoietische Systeme ihrer Umwelt gegenüber energetisch offen, ansonsten sind sie operational geschlossen. Was in der Umwelt passiert, kann auslösende Störung (Perturbation) für Strukturveränderungen im System sein, diese werden jedoch vom System selbst generiert: Wahrnehmung geschieht nicht, sondern sie löst etwas aus. Daran folgt auch, dass autopoietische Systeme selbstreferentiell sind.

Um die Beziehung zwischen Systemen und ihrer Umwelt zu bestimmen, führen Maturana und Varela den Begriff der strukturellen Kopplung ein. Er bezeichnet die Struktur der Wechselwirkung bzw. der Kreiskausalität zwischen beiden: »[I]n strukturell gekoppelten Bereichen werden Wirkungen zu Ursachen und umgekehrt. [...] Strukturell gekoppelte Einheiten produzieren durch ihre wechselseitige Reaktion einen Bereich wechselseitiger Koordination bzw. Koorientierung, ohne einander zu determinieren.« (Moser 2003b, o. S.) Während einer strukturellen Kopplung ist jedes der beteiligten Systeme für die anderen Systeme sowohl Quelle als auch Ziel von Perturbationen. Das bedeutet, dass sowohl die Umwelt wie auch der Organismus eine Veränderung erfahren. Umwelt wird zu einem Bedingungsraum, der Strukturbildungen ermöglicht, aber nicht determiniert.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Theoretiker wie Maturana, Varela und von Foerster im Unterschied zur ersten Welle der Kybernetik betonen, dass das Gehirn kein informationsverarbeitender Apparat ist, der auf Merkmale der Außenwelt reagiert, sondern ein operational geschlossenes System, das gemäß seiner eigenen internen Dynamiken Informationen generiert. Kognition wird demnach nicht als Infor-

mationsverarbeitung verstanden. Es gibt keinen Input in ein System, der daraufhin einen Output generieren würde, da Systeme operational geschlossen sind. Im Verhältnis zu seiner Umwelt oder einem anderen System – in der strukturellen Kopplung – kann ein System sich verändern, dies tut es jedoch auf Basis seiner eigenen, selbstreferentiellen ›Logik‹. Der Begriff der strukturellen Kopplung ersetzt, wie Moser betont, also den Begriff der Kausalität durch den des Ermöglichungsverhältnisses (vgl. Moser 2003b, o. S.). Ferner sind lebende Systeme bei Maturana und Varela keine zielgerichteten Systeme mehr (vgl. Maturana 2000, 82), auch das Telos wird also verabschiedet – jenseits eines von Maturana und Varela als Beobachtern unterstellten allgemeinen Selbsterhaltungszwecks.

Maturanas und Varelas Anliegen besteht darin, das Phänomen der Autonomie des Lebendigen zu erklären und so auch den Kausalismus mechanischer Naturwissenschaften zu verabschieden. Zentrales Merkmal des Lebendigen ist ihnen zufolge die Autopoiesis, die Selbstschöpfung. Erkenntnis ist für Maturana und Varela nicht nur abhängig von ein*er Beobachter*in, sie ist »als Selbstbeschreibung und Selbstexplikation der kognitiven Wirklichkeit« auch »kognitiv konstruiert« – wenngleich dies als letztlich biologischer Prozess gefasst wird (Huckenbeck 2001, 329 f.). Beobachtung ebenso wie Erkenntnis lässt sich damit nur über die dem jeweiligen biologischen System inhärente Erfahrung erklären, nicht durch eine unabhängig von Beobachter*innen gegebene a priori existierende Welt, die beobachtet oder erkannt werden könnte.

Wozu nun diese Ausführungen zur ersten und zweiten Welle der Kybernetik? Sie führen in den wissenschaftsgeschichtlichen Kontext, in dem auch Donna Haraways Schreiben und Sprechen verortet ist. Zum einen wurden in der Kybernetik Begriffe entwickelt, die für Erklärungen der modernen Biologie, der Kommunikationstheorie, der Systemtheorie grundlegend sind – anders gesagt: Die Kybernetik hat fundamental verändert, wie über Natur und wie über Gesellschaft gesprochen und nachgedacht wird. Dies wird im nächsten Kapitel in der Auseinandersetzung mit dem Cyborg-Konzept noch deutlicher werden. Darüber hinaus beharrt Haraway darauf, dass Cyborgs keine Automaten und auch keine Androiden sind, wiewohl es mit letzteren Überschneidungen gibt. Cyborgs sind historisch erst möglich geworden rund um den Zweiten Weltkrieg. Sie sind aufs Engste verbunden mit spezifischen militärischen Forschungen, das heißt mit Forschungsprojekten im Bereich der Psychiatrie, der Kommunikationstheorie, mit Verhaltens- und psychopharmakologischer Forschung und Theorien der Informationsverarbeitung. Die Begriffe der Kommunikation und der Kontrolle, wie sie in der Kybernetik formuliert wurden, stellten eine Voraussetzung für die Entwicklung der Idee von Systemen dar. Ebenso zentral war die Durchsetzung eines spezifischen Begriffs der Information in der Kybernetik. Beide gemeinsam – ein kybernetischer Informationsbegriff und die Vorstellung von Systemen – machen zum einen die Verschmelzung von Organismus und Maschine und zum anderen die Vergleichbarkeit und Verschränkbarkeit von unterschiedlichen – lebenden und nichtlebenden – Systemen überhaupt erst möglich.

Für Haraways Cyborg-Konzeption ist die Kybernetik nicht nur interessant, weil die Idee von Systemen kategoriale Unterschiede zwischen Menschen, Tieren und Maschinen aufhebt. Die Zurückweisung eines mechanistischen Ursache-Wirkungs-Prinzip in der zweiten Welle der Kybernetik wie auch der Abschied von einem Schöpfer –

göttlich oder anders – bieten weitere Anschlussstellen. Maturana und Varela stellen eine Verbindung zwischen organismischer Biologie und der Kybernetik erster Ordnung her. Vorstellungen von Natur als passiver Rohmaterie begegnen sie mit einer Theorie der Organisation von ›lebenden Systemen‹. Damit bieten sie Möglichkeiten, Materie als tätig und als Prozess zu denken – ein Angebot, das vielfach aufgegriffen wurde. Die Idee der *Autopoiesis* – der Selbstschöpfung, die Autonomie und Autarkie suggeriert – wird von der Feministin jedoch scharf kritisiert, geht es ihr doch gerade um ein gemeinsames Werden, um *Sympoiesis*. »[D*] Cyborg stellt auch das furchtbare apokalyptische Telos der eskalierenden, ›westlichen‹ Herrschaftsform der abstrakten Individuation eines zu guter Letzt von jeder Abhängigkeit entbundenen, endgültigen Selbst dar: der Mann in den Weiten des Weltraums« (CM, 35) – diese Kritik trifft sowohl die Cyborg-Projekte der (militärischen) Raumfahrt als auch Konzepte der Selbstschöpfung.

Interessant ist an dieser Stelle überdies, dass sowohl Wieners Konzeption kybernetischer Systeme als auch Maturanas und Varelas Ansatz autopoietischer Systeme es tendenziell erschweren, ein autonomes Subjekt zu denken – auch wenn zugleich an dieser Idee festgehalten wird, um den besonderen Status des Menschen als ›Krone der Schöpfung‹, als privilegiertes Erkenntnisssystem zu erhalten.

1.5 Von der Kybernetik zum Cyborg-Manifest

Während die Figur der Cyborgs heute in vielerlei Gestalt in queer_feministischen populärkulturellen ebenso wie theoretischen Texten und Bildern zu finden ist, war sie im Jahr 1983 noch vorwiegend in einer männlichen Mainstream-Technowissenschaft verortet. In gewisser Weise hat Haraway die Figur für feministische Zwecke ›gekapert‹, anstatt sie der militaristischen Forschung und Technik zu überlassen.

Wissenschaftsgeschichtlich ist sie, wie wir gesehen haben, eng verknüpft nicht nur mit dem Begriff der Information, sondern auch mit dem der Kommunikation, den Informationswissenschaften in allgemeinerem Sinn und der Biologie beziehungsweise gerade der ›Implosion‹ von Informatik und Biologie. Außerdem steht sie in engem historischen oder historisch-materialistischen Zusammenhang mit Kaltem Krieg, technologischem Militarismus und dem *Space Race*, das in Reagans ›Krieg der Sterne‹ seine Fortsetzung fand (vgl. Haraway 2004, 322 und Schneider 2005, 23). Und schließlich sind Cyborgs Kreaturen des Spätkapitalismus. All diese Entwicklungen bilden den Rahmen für Umbrüche, die sich nicht nur Haraways Einschätzung nach in Umfang und Reichweite mit den Umbrüchen der industriellen Revolution gleichsetzen lassen:

Wir leben im Übergang von einer organischen Industriegesellschaft in ein polymorphes Informationssystem, [...] im Übergang von den bequemen, alten, hierarchischen Formen der Unterdrückung zu den unheimlichen neuen Netzwerken, die ich als Informatik der Herrschaft bezeichnet habe. (CM, 48)

Haraway geht es in ihrem Manifest nicht um simple euphorische Technophilie, sondern viel eher darum, die »Materialisierungen äußerst komplexer soziotechnischer Verhältnisse« (Haraway 2004, 322) zu beschreiben und die Figur d* Cyborg als eine zu

begründen, die ›wir‹ (in der ›westlichen‹ Welt) nicht bewohnen können oder sollen, sondern in der wir leben *müssen*. Wollen ›wir‹ – bei Haraway meist Feminist*innen bzw. allgemeiner Linke – mehr als nur Betroffene oder Leidtragende dieser veränderten Existenzweisen und Lebensverhältnisse sein, müssen wir diese mitgestalten:

So inhabiting the cyborg is what this manifesto is about. The cyborg is a figuration but it is also an obligatory worlding—that inhabiting it you can't not get it—that it's a military project, a late capitalist project in deep collaboration with new forms of imperial war—McNamara's electronic battlefield is of course a major parent of cyborg worlds—also the Bell telephone company. And much more than that—cyborgs open radical possibilities at the same time. (Gane 2006, 139)

Demnach will Haraway jedoch nicht nur diese neue »Informatik der Herrschaft« beschreiben, sondern sie will darüber hinaus auch ausloten, welche neuen Möglichkeiten sich durch die veränderten Macht- und Herrschaftsverhältnisse, aber auch die veränderte Art und Weise, in der Welt zu sein und sich selbst zu begreifen, für sozialistisch-feministische Politiken und Praktiken eröffnen. So sieht sie in der durch die »Impllosion von Informatik und Biologie« nicht zuletzt in der Kybernetik entstandene Anschauungsweise, alles und alle als Kommunikationssysteme zu begreifen, zwar Grund zur Besorgnis, aber auch neue Möglichkeiten:

What interested me was the way of conceiving of us all as communication systems, whether we are animate or inanimate, whether we are animals or plants, human beings or the planet herself, Gaia, or machines of various kinds. This common coin of theorizing existence, this common ontology of everything as communication-control-system was what interested me. It made me very angry and anxious, but interested me in more positive ways, too. [...] I was interested in affirming not simply the human-machine aspect of cyborgs, but also the degree to which human beings and other organisms have a kind of commonality to them in cyborg worlds. It was the joint implosion of human and machine, on the one hand, and human and other organisms, on the other, within a kind of problematic of communication that interested me about the cyborg. (Haraway 2004, 322)

Die Perspektive auf das Gemeinsame eröffnet eine neue, substanzielle Möglichkeit, Dualismen zu unterhöheln. Und es ist ja gerade ein zentrales Anliegen des Manifests, Dualismen als Teil von Herrschaftslogiken ins Wanken, wenn nicht gar zum Einsturz zu bringen.

Anmerkungen

- 1 Später betont sie, dass Cyborg nicht die einzige Figur ist, und arbeitet an einer »family of kin« (Gane 2006, 144), zu der auch der Coyote, OncoMouse™, FemaleMan© und andere mehr zählen (Haraway 2004, 322).
- 2 Vgl. Clynes und Kline 1995, Clynes 1995, Gray und Clynes 1995 und Haraway 1995c, xv. Zu Manfred Clynes vgl. auch den Wikipedia-Eintrag: http://en.wikipedia.org/wiki/Manfred_Clynes sowie die Kurzbiografie, die auf den Websites seiner Erfindungen verwendet wird, z. B.: <https://senticycles.org/clynes/page19.html>, zu Nathan Kline vgl. auch die Website des Nathan Kline Institutes: <http://www.rfmh.org/about-nki/our-history> (alle: letzter Zugriff: 7.5.2021)
- 3 Der Begriff der *Frontier* bezeichnet in den USA das Grenzland zwischen den von den europäischen Siedler*innen kolonialisierten Gebieten und den Gebieten der *Native Americans*. In der von ihm herausgegeben Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika erklärt Willi Paul Adams: »*Frontier* bezeichnet im Amerikanischen nicht nur die Linie der am weitesten vorgeschobenen permanenten Ansiedlungen Weißer, sondern auch die oft breite Übergangszone zwischen Wildnis, bzw. Indianerland [sic], den ersten Siedlungen mit ihren Handelsposten, Rodungen, Wegebau, fieberhafter Landspekulation, Städtegründungen und anderen hektischen Entwicklungstätigkeiten, und den bereits strukturierten Siedlungsgebieten« (Adams 1977, FN Seite 145). 1890 erklärte die amerikanische Zensusbehörde die Zeit der *Frontier* offiziell für beendet, da das gesamte Land zwischen den beiden Ozeanen erschlossen war. Gleichzeitig wurde die *Frontier* zur Ursprungsgeschichte der USA verklärt. Der Historiker Frederick Jackson Turner behauptete, dass die Expansion nach Westen und die Erfahrung der *Frontier* konstitutiv für die Einzigartigkeit und den Nationalcharakter der USA gewesen sei. Die Pioniere an der Grenze zwischen »Wildnis« und Zivilisation seien auf sich alleine gestellt gewesen, dabei habe jede neue Generation weitere nutzlose europäische Gebräuche, Institutionen und Vorstellungen abgelegt. So habe die *Frontier* über Generationen zur Ausbildung des Nationalcharakters der USA geführt: informell, rau und ungeschliffen, demokratisch und proaktiv. 1960 verkündete John F. Kennedy das Regierungsprogramm der *New Frontier*, jene der unbekanntenen Möglichkeiten, der unerfüllten Hoffnungen und offenen Bedrohungen. Ziel dieses Programms war die Bekämpfung von Armut, von Vorurteilen und Rassismus gegenüber afrikanischen Amerikaner*innen, vor allem aber auch die Erkundung unerforschter Gebiete in den Wissenschaften sowie des Weltraums (vgl. ebd., 405 ff.). Nach der Raumfahrt wurde im Zuge der Informations- und Kommunikationstechnologien der Cyberspace als neue, als *Electronic Frontier* bezeichnet (vgl. etwa die *Electronic Frontier Foundation*). Darüber hinaus wird der Topos der *Frontier* häufig in der SF aufgegriffen.
- 4 Zu den Afronaut*innen siehe auch den künstlerischen Kurzfilm *Afronauts* (USA 2014) der ghanaisch-amerikanischen Filmemacherin Nuotama Frances Bodomo sowie die fiktive Dokumentation *The Afronauts* der spanischen Fotografin Cristina De Middel (Madrid 2012).
- 5 Eines der Themen der Macy-Konferenzen war beispielsweise die Anwendbarkeit eines logischen Maschinenmodells auf Hirn und Computer gleichermaßen. Vgl. die Zusammenfassung der Macy-Konferenzen auf den Internetseiten der American Society for Cybernetics: <http://www.asc-cybernetics.org/foundations/history/MacySummary.htm#Part2> (letzter Zugriff: 26.5.2021)
- 6 Für die nachfolgenden Ausführungen siehe Hayles 1999, 25–84, Hayles 1998 und Hayles 1990.
- 7 Die Frage, wann und wie »Information« als körperlose Entität konstruiert wurde, ist eine der zentralen Forschungsfragen, die Hayles *How We Became Posthuman* (1999) anleitet. Ihr geht es darum, der Materialität von Information auf die Spur zu kommen.
- 8 Die Verbindung von Telekommunikation und militärischer Forschung – auf die nicht zuletzt Edward Snowden aufmerksam gemacht hat – besteht folglich nicht erst mit der

- Verbreitung von Internet, E-Mail und Smartphones, sondern Telekommunikation und militärische Forschung gehören immer schon zusammen.
- 9 Hayles erwähnt hier vor allem das Modell von Donald MacKay, das die wechselseitige Konstituierung von Form und Inhalt sowie von Nachricht und Empfänger*in der Nachricht betont. Zentral ist hier, welche Veränderung eine Nachricht im Bewusstsein der Empfänger*in auslöst. Dies lässt sich jedoch schwerlich quantifizieren und genau darin sieht Hayles den entscheidenden Punkt, der zur Favorisierung von Shannon und Weavers bzw. Wieners Modell von Information führte. Vgl. Hayles 1999, 54 ff.
- 10 Für die Ausführungen über Wiener vgl. Wiener (1992 [1948], insbesondere S. 6–83), Wiener (2002 [1948]), Tomas 1995, Hayles 1998 und Bühler 2004, 11–14, 23–29
- 11 Das englische *control* wird im Deutschen mal mit »Steuerung« und mal mit »Regelung« bzw. auch als Präfix »Regel-« wiedergegeben. Wann immer also von Steuerung oder Regelung die Rede ist, kann davon ausgegangen werden, dass im englischen der gleiche Begriff, nämlich *control*, stand.
- 12 Ein Servomechanismus kontrolliert die Rückkopplung, wie beispielsweise ein Tempomat in einem Auto. Er kommt zum Beispiel zur Steuerung von Einzelementen automatisierter Produktionsanlagen zum Einsatz.
- 13 Interessanterweise wird nicht nur in der Kybernetik behauptet, dass Menschen einen stabilen Zustand anstreben, auch manche Vertreter*innen der Psychoanalyse tun dies. Sigmund Freud beschreibt den Trieb als einen körperlichen Spannungszustand, der Mensch strebe jedoch die Abwesenheit von Spannung an. (siehe <http://www.wikiwand.com/de/Triebtheorie>; zuletzt aufgerufen: 22.7.2019)
- 14 Der Begriff »Cyberwissenschaften« bezeichnet bei Keller einen Komplex aus »information theory, cybernetics, systems analysis, operations research and computer science« (Keller 1995: 84). Diese hätten eine gemeinsame Aufgabenstellung (die Analyse komplexer Systeme), gemeinsame Begriffe, um mit dieser Aufgabe umzugehen (Rückkopplung und Kommunikation – zirkuläre Kausalität) sowie einen gemeinsamen Modus der Repräsentation (komplexe Systeme als interagierende Netzwerke oder Kreisläufe).
- 15 »Nicht anders ist es mit unserer Vergangenheit. Es ist verlorene Liebesmüh, dass wir versuchen, sie zu beschwören, alle Anstrengungen unseres Verstandes sind vergeblich. Sie ist jenseits seines Machtbereichs und seiner Fassungskraft verborgen, in irgendeinem Gegenstand (oder der Empfindung, die dieser Gegenstand in uns auslöst), von dem wir es gar nicht vermuten. Bei diesem Gegenstand hängt es nur vom Zufall ab, ob wir ihm vor unserem Tod begegnen, oder ob wir ihm niemals begegnen werden.« (Proust 2013 [1913], Erster Teil: Combray, Kapitel 1)

2. Haraways Einsatz: Implodierende Dualismen

Der in der Raumfahrtforschung und der Kybernetik – das heißt im Kontext von militärischer Forschung, Krieg und Kolonisierung des Weltraums – entwickelte Cyborg stellt also eine techno-humanistische Figur dar, die den Begrenzungen des menschlichen Körpers und der biologischen Evolution entgehen soll. Der Mann*¹Mensch konzipiert sich als seine eigene – autopoietische – Erfindung und transzendiert auf diese Weise die Abhängigkeit seiner Existenz von anderen. Entgegen des hybriden Wesens des Cyborg steht am Ende doch wieder die Erzählung des *Einen* (siehe auch Haraway 2004, 299 f.).

Ausgerechnet diese Figur also eignet Haraway sich an, um einen feministischen und materialistischen Mythos zu schaffen. Mag dies auf den ersten Blick ungeheuerlich erscheinen oder zumindest verwundern, stellt diese ›Übernahme‹ tatsächlich eine (theorie-)politische Strategie dar, die Haraway unerlässlich erscheint. Angesichts der massiven gesellschaftlichen Veränderungen im Kontext der Technowissenschaften stellt Kritik im Sinne einer bloßen Verurteilung aus ihrer Perspektive kein hinlängliches Vorgehen dar (vgl. Haraway und Wolfe 2016, 211). Die Kybernetik – und mit ihr der Cyborg – erzeugen gesellschaftliche Wirklichkeit, wenn in ihrer Logik und in ihren Begriffen Welt wahrgenommen und beschrieben wird – kurz: sie sind eine »worlding operation«¹ (Gane 2006, 139). Deswegen will Haraway Cyborgs als Figurationen von Welt nicht (kampflos) aufgegeben, vielmehr müssten diese neu und anders entworfen werden. Das Cyborg-Manifest (und das *Companion Species Manifesto* oder *Gefährten-Manifest*, wie es in deutscher Übersetzung betitelt wurde) ist Teil eines *reworlding* – eines Projekts, Welt anders zu erschaffen. Die Veränderungen des Denkens wie auch von Wissensobjekten und Machtverhältnissen in Folge der Technowissenschaften zu verstehen, ist hierfür ein erster notwendiger Schritt. Es bedarf jedoch weiterer Schritte, in denen auf dieser Basis nach neuen Handlungsmöglichkeiten gesucht und Welt anders erzeugt wird – zumindest wenn die Perspektive nicht allein Kritik im Sinne einer Beanstandung, sondern Befreiung ist. Das hierfür notwendige Ergründen der Macht- und Herrschaftsverhältnisse wie auch von neuen Handlungsmöglichkeiten umschreibt Haraway vage als »phantasievolleres Erkennen« (CM, 34). Mit dieser Formulierung (im Original (CM_E, 8) *imaginative apprehension*) weist sie auf ein Begreifen hin, dessen Quelle nicht wissenschaftliche Analyse oder Erfahrung ist, sondern Imagination – die eigene ebenso wie die Imagination in der Literatur. Haraway verweist also auf das

Potenzial der *imaginativen* Auffassungskraft dafür, Welt anders zu schaffen. Somit bezieht sie sich auf eine Form der Kritik und der Erkenntnis, die nicht allein auf rationales Verstehen setzt. So wie die Figur d* Cyborg Haraways Ansatz auch symbolisch zum Ausdruck bringt und diesen folglich ebenfalls nicht nur rational, sondern auch ästhetisch vermittelt, appelliert sie an ihre – vorwiegend wissenschaftlich geschulten – Leser*innen, ihre imaginative Auffassungskraft zu nutzen. Eben diese Aufmerksamkeit für die Performativität von Sprache und Bildern, welche sie in ihren eigenen Texten gezielt einsetzt, zeichnet Haraways Arbeit aus.

Die Betonung der imaginativen Auffassungskraft stellt darüber hinaus eine wesentliche Schnittstelle zur SF dar. Erkenntnisse für ein *reworlding* können gerade auch durch die Imaginationen der SF und deren Beschreibungen alternativer Welten gewonnen werden. *Refiguration*, die Neugestaltung von Figuren und Erzählungen, ist ein weiterer wichtiger Baustein dieses Projekts, den sie mit der Figur d* Cyborg verfolgt. Diese soll einen (in den 1980er Jahren²) zeitgemäßen feministischen und materialistischen »politischen Mythos« repräsentieren, welcher der Gegenwart Rechnung trägt, ohne deren Verknüpfung mit »dem permanenten Kriegsapparat« in einer postnuklearen Welt (Haraway 2004, 300) zu leugnen oder aus den Augen zu verlieren. D* Cyborg als imaginäre Figur soll der Gegenwart jedoch nicht einfach nur Rechnung tragen, sie soll diese auch verändern.

Wahrscheinlich ist es auch gerade die imaginative Auffassungskraft, die Haraway zu ihrem zweiten zentralen Argument für die Refiguration d* Cyborg und das *reworlding* führt. Sie argumentiert, dass es zu kurz greifen würde, (neue) Technologien allein als Instrumente der Herrschaft zu verstehen.³ Die gemeinsame Ontologie von allen – Menschen, Maschinen, nicht-menschlichen Organismen –, wie sie in der Kybernetik gedacht wird, verlange, ja verdiene als System der Kommunikation und Kontrolle unsere besondere Aufmerksamkeit. Das Ineinanderfallen von Mensch und Maschine einerseits und von Menschen und anderen Organismen andererseits, vor allem aber auch die Gemeinsamkeiten zwischen Menschen, Maschinen und nicht-menschlichen Organismen erscheinen ihr alarmierend. Gleichzeitig jedoch – und hierfür bedarf es der Vorstellungskraft – eröffnen diese Gemeinsamkeiten neue Optionen eines Denkens jenseits von Dualismen (Haraway 2004, 322; Haraway 2008, 3). Eben dies ist ein Herzstück von Haraways Arbeiten. So schreibt sie im Vorwort zu dem *Haraway Reader*, einem Sammelband, der eine Auswahl ihrer wichtigsten Arbeiten umfasst:

All of these papers take up one or another aspect of inherited dualisms that run deep in Western cultures. All of these dualisms escape philosophical confinement or religious ritual to find themselves built into weapons, states, economies, taxonomies, national parks, museum displays, intimate bodily practices, and much else. All of my writing is committed to swerving and tripping over these bipartite, dualist traps rather than trying to reverse them or resolve them into supposedly larger wholes. (Haraway 2004, 2)

In westlichen⁴ Kulturen sind Dualismen ein Erbe, das sich nicht auf Philosophie oder Religion beschränken lässt, sondern vielmehr Eingang gefunden hat in »Waffen, Staaten, Ökonomien, Taxonomien, Nationalparks, Museumsausstellungen, intime körperliche Praktiken und vieles mehr«. All ihr Schreiben sei daher dem Anliegen verpflichtet, diesen dualistischen Fallen auszuweichen, einen Bogen um sie zu machen, von

ihnen abzuweichen oder zumindest über sie zu stolpern. Im Cyborg-Manifest stellt sie darüber hinaus eine direkte Verbindung zwischen bestimmten Dualismen und Herrschaft her, wenn sie schreibt, dass diese »systematischer Bestandteil der Logiken und Praktiken der Herrschaft über [...] all jene [sind], die als Andere konstituiert werden und deren Funktion es ist, Spiegel des Selbst zu sein« (CM, 67).

Mit dieser Kritik an Identitätslogiken schließt Haraway an die Kritische Theorie und den Poststrukturalismus sowie vor allem deren feministische Bearbeitungen an. Und wie all jene betrachtet sie identifizierendes Denken als konstitutiv für Herrschaftsverhältnisse. Die Auseinandersetzung mit Dualismen und mit Identitätslogiken, das Bemühen, Dualismen nicht zu reproduzieren, aber auch nicht einfach zu wenden oder in ein größeres Ganzes aufzulösen, hat bei Haraway einen so hohen Stellenwert, weil die Arbeit an Dualismen ihres Erachtens eine wesentliche Strategie zur Veränderung von Macht- und Herrschaftsstrukturen darstellt. Diese steht darüber hinaus in Zusammenhang mit einer Kritik an modernen Subjektivierungsweisen.

Bevor ich das Cyborg-Konzept *en détail* untersuche, gehe ich im Folgenden daher dem Zusammenhang von Dualismen und Herrschaft als einem zentralen Ausgangspunkt Haraways nach (2.1). Um einleitend die Eckpfeiler des Manifests zu umreißen, skizziere ich im Anschluss zunächst weitere Prämissen sowie zentrale Bezüge und Themen des Manifests (2.2). Mein Close Reading wird der Figur d* Cyborg zunächst in der feministischen Theoriebildung – und hier vorwiegend in Schwarzen und Chicana-Feminismen – als Formulierung partieller und strategischer Identitäten folgen (2.3). Die Informatik der Herrschaft als aktueller Form des weißen kapitalistischen Patriarchats ist eine weitere wesentliche Voraussetzung für das Auftreten d* Cyborg (2.4). Die dritte wesentliche Säule des Cyborg-Konzepts schließlich stellt das Schreiben und das Neu-Erzählen von Geschichten dar: Haraway arbeitet im Cyborg-Manifest und in anderen Texten an einer Weiterentwicklung des Schreibens zu einem Werkzeug der Befreiung; ihre Texte fungieren nicht nur wegen der explizierten Positionen, sondern auch wegen der eingenommenen Schreibhaltung als politische Interventionen, denn sie machen sich die performative Kraft des erzählerischen Schreibens bewusst zunutze (2.5). Den Abschluss dieses Kapitels bildet die Kritik am Manifest: Wird es den Ansprüchen gerecht, die seine Autorin formuliert? Wo kann, wo muss weitergearbeitet werden?

2.1 Dualismen und Herrschaft

Die Konstituierung des modernen, bürgerlichen – und inhärent männlichen – Subjekts ist Michel Foucault zufolge eng verknüpft mit der Entstehung des Sexualitätsdispositivs im 19. Jahrhundert. Von Bedeutung ist hier die Technologie des Geständnisses, wie sie sich in Justiz, Pädagogik und Medizin, aber auch im Alltag, in familiären, in Liebesbeziehungen und in Selbstverhältnissen entwickelte. Letztlich beruht dieses Ritual auf der christlichen Beichte – wie das Christentum grundsätzlich für Denken und Existenzweisen in okzidentalischen Gesellschaften von Bedeutung ist. Das Individuum sucht die Wahrheit über sich zu erkennen, indem es sich anderen oder sich selbst zu erkennen gibt. Im Gespräch mit anderen – meist sogenannten »Expert*innen« wie Mediziner*innen, Therapeut*innen etc. – eröffnet das Geständnis diesen bis dahin

verborgenes Wissen über Sexualität und Begehren. Im ›Selbstgespräch‹ erhofft das Individuum, durch das Geständnis/die Beichte Läuterung zu erfahren. Es will so jedoch auch Wissen über sich selbst gewinnen, denn das Individuum definiert sich nicht mehr über Zugehörigkeit, sondern über das eigene Handeln, Denken etc. Das heißt, das Ritual des Gestehens dient auch der Individualisierung. Für die Subjekt-Werdung ist es Foucault zufolge darüber hinaus notwendig, dass das Individuum »sich im Gehorsam gegenüber dem Gesetz sich selbst sich selbst« unterwirft (Maihofer 1995, 131). Subjektivierung bedeutet also gleichzeitig Ermächtigung und Unterwerfung. Auch die Beherrschung seiner selbst bezieht sich auf Sexualität beziehungsweise die Lüste, die es im ›rechten Maße‹ zu leben gilt. Wie Foucault anhand von Texten aus der griechischen Antike argumentiert, ist die Beherrschung seiner selbst nicht allein Voraussetzung für die Konstituierung des Individuums als Subjekt, sondern auch der erste Schritt in die Richtung, »ein Haus zu regieren«. Ein Haus zu regieren wiederum ist Voraussetzung zur Regierung anderer: »Das heißt, nur wer Herr seiner selbst ist, kann auch über andere herrschen bzw. legitimerweise Herrschaft über andere beanspruchen.« (Maihofer 1995, 135) Die Herrschaft des Mannes über sich selbst ist in modernen bürgerlichen Gesellschaften folglich Bedingung der Möglichkeit der Herrschaft über andere.

Auch Adorno und Horkheimer arbeiten in der *Dialektik der Aufklärung* anhand ihrer Lektüre der *Odyssee* heraus, dass Subjektwerdung Herrschaft über sich selbst bedeutet. Hier muss die Lust nicht ›nur‹ gemäßigt, sondern unterdrückt und verdrängt werden. Andrea Maihofer betont, dass mit diesem Selbstverhältnis »ein ganzer Komplex spezifischer Denk-, Gefühls- und Körperpraxen verbunden« ist:

Anders ausgedrückt: durch dieses Selbstverhältnis entsteht eine Oppositionierung von Mann-Frau, Subjekt-Objekt, Kultur-Natur, Herrschaft-Unterwerfung, deren innere Logik das Denken, Fühlen und Handeln in all seinen Aspekten strukturiert. Diese hierarchische, »männlich-weiblich« konnotierte Kette von Dichotomien durchzieht unser ganzes modernes westliches Denken. (Maihofer 1995, 115)

Subjekt zu werden bedeutet also sowohl bei Foucault als auch bei Adorno und Horkheimer, dass das männliche Subjekt ›Herr‹ seiner Lust wird, Lust und ›innere Natur‹ dementsprechend zum Oppositum des Subjekts werden. Dieses Oppositum wird zum »Anderen« schlechthin – also zu allem, was das männliche Subjekt nicht ist – und so erstens mit »Weiblichkeit« und zweitens mit »Natur« assoziiert sowie drittens zum Objekt der Beherrschung degradiert« (ebd.). Dekonstruktive und postkoloniale Ansätze fügen hinzu, dass das jeweils andere als ›Anderes‹ darüber hinaus mit Primitivität/Wildheit/Nicht-Weißsein assoziiert wird. Subjektivierung geht folglich mit einem *Othinging* einher, der Abgrenzung von anderen, die dabei zu dem*der (ausgeschlossenen) *Anderen* werden.

Im Prozess der Subjekt-Werdung sind Dualismen in okzidentalischen Gesellschaften also mit Herrschaft verknüpft. Dies ist jedoch kein einmaliger Akt; Ausschluss und Abgrenzung als Voraussetzungen eines selbstidentisch und autonomen Subjekts finden unaufhörlich statt. Insbesondere im Anschluss an Foucault lässt sich darüber

hinaus argumentieren, dass Normen und Regulierungen den Individuen nicht äußerlich bleiben – ein Aspekt, der für Cyborgs nicht unerheblich ist, auch wenn die »Biopolitik Foucaults nur eine schwache Vorahnung des viel weiteren Feldes der Cyborg-Politik« (CM, 34) darstellt. Haraway beschreibt das moderne, bürgerliche, männliche, heterosexuelle, weiße Subjekt als verstrickt in eine Dialektik von Herrschaft und Unterwerfung:

Das Selbst ist d*er Eine, d*er nicht beherrscht wird und dies durch die Knechtschaft der Anderen weiß. D* Andere ist d*jenige, d* die Zukunft gehört und dies durch die Erfahrung der Herrschaft erkennt, die die Autonomie des Selbst als Lüge entlarvt. D*er Eine zu sein, heißt autonom, mächtig, Gott, aber auch eine Illusion zu sein, und damit in eine Dialektik der Apokalypse mit den Anderen gezogen zu werden. (CM, 67)

Subjektwerdung – verstanden als Herrschaft über sich selbst bei gleichzeitiger »freiwilliger« Unterwerfung unter das Gesetz – verbindet Haraway, ähnlich wie einige der sogenannten »französischen Feministinnen« (vgl. Marks/De Courtivron 1981), folglich mit der Frage der Anerkennung und dem hegelschen Herr-Knecht-Schema, das sie als »Dialektik der Apokalypse« bezeichnet. Denn der Herr-Knecht-Konflikt, welcher sich aus einem Kampf um Anerkennung ergibt, bei dem beide – Herr wie Knecht – sich als der Überlegene wähnen, mündet schließlich in einen Wettkampf auf Leben und Tod. Der Knecht gibt angesichts des Todes auf und wird daraufhin vom Herrn getötet. Allerdings scheitert letztlich auch der Herr. Zwar geht er als »Sieger« aus diesem Konflikt hervor, doch ist »das Subjekt ohne den Anderen, den es getötet hat, nicht mehr in der Lage [...], Bestätigung für sein Selbstverständnis zu erhalten, denn mit ihm hat es zugleich die Bedingung der Möglichkeit der Gewissheit seiner selbst vernichtet« (Herrmann 2014, 17). Es ist also »eine Illusion«. Wie kann Haraway dann behaupten, dass d* Andere d*jenige ist, d* die Zukunft gehört? Im Unterschied zum Herrn erlangt der Knecht über seine Arbeit, das heißt über die Auseinandersetzung mit der Dingwelt, Selbstbewusstsein und schließlich Herrschaft über die Natur, während der Herr qua gesellschaftlicher Position den Knecht braucht, um Selbstbewusstsein zu erlangen – da er nicht arbeitet. Haraway argumentiert allerdings nicht, dass der Knecht (und die Magd) eine Zukunft hat, weil er sich mit der Dingwelt auseinandersetzt, sondern weil er »die Erfahrung der Herrschaft erkennt, die die Autonomie des Selbst als Lüge entlarvt« (CM 67).

Haraway nimmt also mit der Referenz zu Hegel und Foucault sowie den impliziten Anklängen an die »Dialektik der Aufklärung« eine Traditionslinie kritischer Theorie bürgerlicher Subjektivität auf, die deren verborgene herrschaftliche Voraussetzungen und Implikationen zum Vorschein bringt. Der Dualismus Selbst/Andere*r bzw. Identität/Differenz bildet auch bei Haraway den Ausgangspunkt für die den abendländischen Traditionen immanenten Dualismen wie Geist/Körper, Kultur/Natur, männlich/weiblich, Realität/Erscheinung, Ganzes/Teil, Schöpfer*in/Geschöpf u. a. Im Cyborg-Manifest hält sie wie bereits zitiert fest, dass bestimmte Dualismen »systematischer Bestandteil der Logiken und Praktiken der Herrschaft über Frauen, People of Color, Natur, ArbeiterInnen, Tiere – kurz der Herrschaft über all jene, die als Andere konstituiert werden und deren Funktion es ist, Spiegel des Selbst zu sein,« waren (CM, 67). Die Konstituierung des modernen Subjekts erfolgt also über den Ausschluss von ande-

ren, historisch vornehmlich den Figuren des ›Weiblichen‹ und des ›Wilden‹. Die Kritik an dieser Subjektivierungsweise als Logik und Funktionsweise von Macht- und Herrschaftsverhältnissen ist bei Haraway also auch verknüpft mit der Kritik an der Logik des Kolonialismus, vornehmlich der Konstituierung des Westens in Abgrenzung zum Osten bzw. dem Orient. In Anschluss an Edward Said beinhaltet dies eine Kritik an Repräsentationsverhältnissen. Wenn sie formuliert, dass es die Funktion der ›Anderen‹ ist, »Spiegel des Selbst zu sein«, dann heißt dies auch, dass die ›Anderen‹ sich im okzidental-system nicht selbst repräsentieren, sondern repräsentiert werden – und zwar als Gegenbild des Selbst – eben in der Funktion des Spiegels. Der*die*das ›Andere‹ wird zur Herstellung und Repräsentation des*der Einen angeeignet.

Prinzipien der Dualismenbildung

Wenn Haraway die Überwindung dualistischen Denkens, die »Implosion« von Dualismen zum Schlüssel Anliegen ihres Manifests erklärt, so nimmt sie damit einen Strang feministischer Gesellschaftstheorie und -kritik auf, der entscheidend dazu beigetragen hat, das Verständnis dieses Grundmusters okzidental-bürgerlichen Denkens über das bereits Gesagte hinaus zu präzisieren. Die Kritik an modernen Subjektivierungsweisen wird auf den historischen Zeitpunkt ab der Aufklärung und der Moderne datiert, hergeleitet wird diese jedoch sowohl bei Adorno/Horkheimer als auch bei Foucault aus der Lektüre von Texten aus dem antiken Griechenland, der ›Wiege des Abendlands‹ also. Vor allem feministische philosophische Betrachtungen weisen darauf hin, dass die abendländische Denktradition grundsätzlich geprägt ist von dualistischen Strukturen, die in eine hierarchische Ordnung gebracht werden. Sie arbeiten heraus, nach welchen Prinzipien die Bildung von Dualismen und deren Hierarchisierung funktioniert. Hier sind insbesondere die ›französischen Feminismen‹ zu nennen, also poststrukturalistische Ansätze, die im Kontext der Dekonstruktion sowie der écriture féminine entstanden, wie die von Hélène Cixous, Luce Irigaray und Monique Wittig.⁵ Hélène Cixous hat bereits 1975 in »Sorties« prominent herausgestellt, dass das Denken in der abendländischen Tradition in binären und dichotomen, hierarchisierten Oppositionen organisiert ist und dass ihm eine geschlechtliche Ordnung eingeschrieben ist:

Where is she?
 Activity/passivity,
 Sun/Moon,
 Culture/Nature,
 Day/Night,
 Father/Mother,
 Head/heart,
 Intelligible/sensitive,
 Logos/Pathos.
 Form, convex, step, advance, seed, progress.
 Matter, concave, ground—which supports the step, receptable.
 Man

 Woman

Always the same metaphor: we follow it, it transports us, in all of its forms, wherever a discourse is organized. The same thread, or double tress leads us, whether we are reading or speaking, through literature, philosophy, criticism, centuries of representation, of reflection. (Cixous 1981 [1975], 90)

»Ob wir lesen oder sprechen, in der Literatur, Philosophie, Kritik, Jahrhunderte der Repräsentation, der Reflexion« – immer lenkt uns die Struktur binärer, hierarchisierter Oppositionen. Das abendländische Denken, so Cixous, hat sich immer in Oppositionen vollzogen:

Myth, legends, books. Philosophical systems. Wherever an ordering intervenes, a law organizes the thinkable by (dual, irreconcilable; or mitigable, dialectical) oppositions. And all the couples of oppositions are *couples*. (Ebd., 91; Hervh. im Original)

Die Struktur der Oppositionen ist immer eine binäre, doch kann es sich laut Cixous sowohl um duale, sich wechselseitig ausschließende Oppositionen handeln wie auch um eine dialektische Struktur. Jedenfalls seien es aber immer Paare. Darauf weist auch Cornelia Klinger hin, die in ihrem Aufsatz »Feministische Theorie zwischen Lektüre und Kritik des philosophischen Kanons« die Grundregeln der Dualismenbildung herausgearbeitet hat. Ihr zufolge führen Dualismen an die Anfänge der abendländischen Philosophie zurück, nämlich »zur sogenannten Pythagoreischen Kategorientafel, die Aristoteles [...] im fünften Buch seiner *Metaphysik* als aus grauen Vorzeiten überliefert« (Klinger 2005, 339). Zehn Prinzipien schreibt Aristoteles der Schule des Pythagoras zu, die bereits zu Paaren geordnet sind:

Grenze und Unbegrenztes, Ungerades und Gerades, Eines und Vielheit, Rechtes und Linkes, Männliches und Weibliches, Ruhendes und Bewegtes, Gerades und Krummes, Licht und Finsternis, Gutes und Böses, gleichseitiges und ungleichseitiges Viereck. (Aristoteles, zitiert nach Klinger 2005, 339 f.)

Bildet bei Cixous die Opposition Aktivität/Passivität den Auftakt für alle weiteren Oppositionen, ist für Klinger der Dualismus von Grenze und Unendlichem der Ausgangspunkt, da ihrer Auffassung nach in der abendländischen Erkenntnistheorie jede Bestimmung auf einer Grenzziehung beruht. Für Dualismen sei weiterhin konstitutiv, dass sie »entweder relational aufeinander bezogene kontrastive Bestimmungen sind [...] oder es liegt ein Ganzes [...] zugrunde, das aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt ist, also ein Gleiches, das nicht mit sich identisch ist: [...] so wie etwa der Tag aus einer hellen und einer dunklen Phase (Tag und Nacht) zusammengesetzt ist« (Klinger 2005, 340). Insofern sei es bei Dualismen nicht möglich, etwas nur als Eines zu denken, das Andere werde immer auch mitgedacht. Der Ausgangspunkt von Dualismen ist also eine Einheit, die darauf beruht, dass zwei Dinge aufeinander verweisen und tatsächlich wechselseitig voneinander abhängig sind. Das wesentliche Merkmal von Dualismen sei jedoch nicht, dass es sich dabei um Paare handelt, sondern deren Trennung und Segregierung. Erst diese machen aus zwei Teilen einen Gegensatz, der zudem hierarchisiert werde. Aus dem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis werde schließlich ein Herrschaftsverhältnis des Einen über das Andere, bei

dem es nicht so sehr um die Trennung der beiden Teile voneinander ginge, als vielmehr um den *Vorrang* des Einen vor dem Anderen:

Auf dem Weg der Hierarchiebildung, d. h. mittels der Behauptung einer Rangordnung zwischen den Teilen (oben/unten = besser/schlechter), wird der durch Segregation in Frage gestellte Zusammenhang des aus ungleichen Teilen bestehenden Ganzen aufrechterhalten. (Klinger 2005, 342)

Oben/unten wird nicht nur mit besser/schlechter übersetzt, sondern auch mit Geist/Körper – der Kopf als Sitz der göttlichen Vernunft, der Körper als »Geschlecht der Begierde« (ebd.). Und dem ist eben auch eine geschlechtliche Ordnung eingeschrieben. Bei Aristoteles hängt die »asymmetrische Dualität allen Seins« Klinger zufolge darüber hinaus mit der Dualität von Ewigkeit und Vergänglichkeit zusammen. Nicht die Leib- und Lustfeindlichkeit bilde daher »den Kern abendländischen Denkens, sondern der Wille zur Überwindung der Endlichkeit« (Klinger 2005, 343). Dualismenbildungen seien letztlich Versuche der Kontingenzbewältigung, angetrieben vor allem von der Angst vor einer übermächtigen Natur. Daher gehöre zu dieser Logik ein Wille zur Macht, der sich für das Eine vor der Vielheit und vor allem die eigene Aktivität vor der Passivität – nämlich »dem Erleiden fremder Aktivität« (ebd.) – stark macht.⁶

Dualismen betreffen zunächst das Selbstverhältnis im Sinne einer Selbstbeherrschung, die Prinzipien der Segregierung und Hierarchisierung bilden für Aristoteles – ähnlich wie für Horkheimer/Adorno und Foucault – allerdings auch die Grundlage der Sozialordnung, denn auch der Staat sei ein Ganzes, das sich aus Teilen zusammensetze (vgl. ebd.).

Klinger fragt danach, wie es eigentlich möglich ist, dass wechselseitig aufeinander verwiesene Teile eines Ganzen hierarchisiert werden, denn wenn das Eine nie ohne das Andere zu denken ist, wie kann dann ein Teil untergeordnet sein? Traditionellen Dualismen liege jedoch die Annahme eines transzendenten Bezugspunktes zugrunde. Aristoteles zufolge weise ein Ganzes, das aus mehreren Teilen zusammengesetzt ist, bei beseelten Lebewesen immer ein Herrschendes und ein Beherrschtes auf. Beseelte Lebewesen bestünden aus Leib und Seele und die Seele sei von Natur aus herrschend, der Körper beherrscht. Die wechselseitige Abhängigkeit der einzelnen Teile voneinander stelle er in Abrede ebenso wie die Möglichkeit einer anderen oder wechselnden Rangordnung: »Gleichheit oder ein umgekehrtes Verhältnis wäre für alle Teile schädlich« (Aristoteles, *Politik. Erstes Buch, fünftes Kapitel*, in der Übersetzung von Olof Gigon zitiert nach Klinger 2005, 344). Mit der Seele ist die Vernunft identifiziert, auf deren Seite außerdem Mann, Herr und Mensch stehen. Die Seite des Leibes hingegen steht für Sinnlichkeit und außerdem Frau, Knecht/Sklave und Tier. Die eine Seite, die von Seele – Vernunft – Mann – Herr – Mensch, gehört also einer »den Bedingungen der Kontingenz nicht unterliegenden, ewigen, ›göttlichen‹ Ordnung« (Klinger 2005, 344) an. Den traditionellen Dualismen, so Klinger, liege also letztlich »ein höherer Monismus«, ein einheitliches Prinzip zugrunde, nämlich ein transzendentes, göttliches. Der erste Terminus des Dualismus – auf der Seite der Seele – werde mit der Gottposition identifiziert, »die vor bzw. jenseits des Dualismus liegt, aber zugleich dessen Asymmetrie bedingt (ebd.).« Die Hierarchisierung von Dualismen beruht also, wie Haraway es auf den Punkt bringt, auf einem »Gotttrick« (vgl. Haraway 1995a, 81f.).

Unter Rückgriff auf Nancy Jay (1981) trifft Klinger noch eine weitere, wesentliche Unterscheidung: Die zwischen einem konträren und einem kontradiktorischen Widerspruch. Der *konträre* Widerspruch stellt einen Gegensatz zweier ungleichwertiger, aber verschiedener Termini A und B dar. Beide lassen sich positiv bestimmen, es mag sogar eine Kontinuität zwischen beiden geben, ohne dass deshalb gleich die Struktur des Gegensatzes einstürzt. Darüber hinaus sind A/B-Unterscheidungen notwendigerweise begrenzt, sie beinhalten kein C, D, E etc. Ihre Struktur hindert aber nicht daran, ein C – das heißt eine dritte Möglichkeit – auch in Erwägung zu ziehen, dann wird daraus eben eine A/B/C-Unterscheidung. Das bedeutet, in einer solchen Struktur lässt sich Geschlecht so denken, dass es einen Gegensatz zwischen Männern und Frauen gibt und dass es trotz dieses Widerspruchs auch Gemeinsamkeiten zwischen Männern und Frauen gibt – das würde die Struktur deshalb nicht ins Wanken bringen. Und das bedeutet auch, dass konträre Unterscheidungen als Dichotomien zwar begrenzt sind, aber nicht ewig eine dichotome Struktur haben müssen (vgl. Jay 1981, 44). Die Unterscheidung Männer/Frauen ließe sich also strukturell erweitern in Männer, Frauen und Dritte. Logische *Kontradiktionen* jedoch, so Jay, schließen eine dritte Möglichkeit aus, denn logische Kontradiktionen basieren auf der Struktur A/Nicht-A, oder, in Klingers Worten, auf der »Doppelung von Selbigkeit und Ausschluss« (Klinger 2005, 351), das heißt letztlich auf dem Gegensatz von Identität und Nicht-Identität. Hier lässt sich nur A positiv bestimmen, Nicht-A hingegen verliert seinen Namen (B) und seine Bestimmung. Denn als Nicht-A ist das Andere nichts Eigenständiges mehr, sondern besteht nur noch in Relation zu A, als dessen Negation. Im Verhältnis von A und Nicht-A findet folglich eine Hierarchisierung statt, wesentlich bedeutsamer ist jedoch, dass Nicht-A in diesem Verhältnis in den Hintergrund tritt. In weiterer Folge tritt jedoch nicht nur Nicht-A in den Hintergrund, sondern die Differenz selbst:

Obwohl der kontradiktorische Widerspruch die Trennung zweier ursprünglich zusammengehöriger Teile aufgrund des Ausschlusses jeder dritten Position zur Dichotomie von Entweder/Oder verschärft, wird diese Trennung gewissermaßen »verschliffen«, indem die Differenz aufgrund ihrer Reduktion des Anderen zum Nicht-Einen verblaßt. So kann A den Charakter der Partikularität verlieren und zum Substantiellen, Wesentlichen, Universalen werden, zu dem Nicht-A nichts beizutragen vermag, da es nichts anderes ist als A in Abwesenheit. (Ebd.)

A ist also nicht mehr Teil eines Paares, es löst sich von seiner Partikularität und steht für das Ganze. In Bezug auf Geschlecht manifestiert sich dies sogar sprachlich, wenn der Begriff für Mensch und Mann der gleiche ist, wie beispielsweise im Englischen (*man*) und Französischen (*l'homme*). Luce Irigaray (1979) hält entsprechend fest, dass es in der abendländischen Denktradition letztlich nur ein Geschlecht, nämlich das Männliche, gibt, das zu seiner Konstituierung der Negation bedarf. Das männliche Geschlecht bildet sich durch Spiegelung, es vergewissert sich seiner Identität vor einem negativen Hintergrund. Sie spricht daher auch von einer »sexuellen Indifferenz«. Haraway bringt, wie oben zitiert, die Position von A im Cyborg-Manifest folgendermaßen auf dem Punkt: »Der Eine zu sein, heißt autonom, mächtig, Gott, aber auch eine Illusion zu sein« (CM, 67). Denn wenn die Opposition sich zu einem Entweder/Oder zuspitzt, »verschwindet der Bezug auf einen höheren transzendenten Verankerungspunkt« (Klinger 2005, 352). A wird nun nicht mehr in Verbindung mit Gott

gesehen, es nimmt selbst eine gottgleiche Position ein. Klinger zufolge hängt dies mit dem Verschwinden der Metaphysik in der Geschichte des Abendlandes zusammen. Seit Gott tot ist, sei aus einem höheren Monismus ein heimlicher Monismus geworden.

Ihr zufolge ist die Dualismenbildung zwar in der gesamten abendländischen Ideengeschichte zu finden, zugleich jedoch historisch spezifisch. In der Vormoderne sei das Prinzip der Segregierung und Hierarchisierung bestimmend gewesen, in der säkularen Moderne der kontradiktorische Dualismus. Entsprechend werde der binäre Code nicht aus Eins und Zwei (A und B) gebildet, sondern aus Null und Eins (Nicht-A und A). Auf jeden Fall jedoch können Unterschiede in dieser Struktur nur als Opposition, als Entgegensetzung oder als Unvereinbarkeit verstanden werden.

Klinger stellt darüber hinaus fest, dass die Unterscheidung in A und Nicht-A mit einer Benennung verbunden ist, bei der jedoch nur eine Seite beim Namen genannt wird. Auch der Systemtheoretiker Luhmann weist auf diesen Umstand hin und führt als Beispiele etwa wahr/unwahr, Zeichen/Bezeichnetes, Text/Kontext, System/Umwelt an. Doch während Luhmann der Auffassung ist, dass die zweite Seite keinerlei Information enthalte, beharrt Klinger in ihrer feministischen Analyse darauf, dass trotz Verleugnung oder Verschattung der zweiten Seite der Zusammenhang zwischen beiden Seiten bestehen bleibe. »D*er Eine zu sein, heißt [...] eine Illusion sein«. Denn A und Nicht-A stehen in einem Abhängigkeitsverhältnis, insofern A sich von Nicht-A begrenzen lassen muss, zu seiner Konstituierung also Nicht-A braucht:

Die Funktion der Grenzsetzung mag negativ sein, gleichwohl ist sie konstitutiv [...] Als Zeichen seiner negativen Funktion enthält Non-A zwar keinen Namen, keine Bezeichnung, aber Non-A trägt das Mal der Partikularität, der Nichtigkeit als Markierung. Bezeichnung und Markierung sind nicht dasselbe, vielmehr stehen sie in einem Gegensatzverhältnis. Der dominante Term ist zugleich bezeichnet und unmarkiert, während sein in den Hintergrund gerücktes »Leerkorrelat« zwar unbezeichnet, aber durch eine Markierung gezeichnet ist. (Klinger 2005, 353)

So wurde vielfach herausgestellt, dass Männlichsein ebenso wie Weißsein unmarkierte Positionen sind, Weißsein gerade nicht als rassifiziert wahrgenommen wird, so wie auch Mannsein nicht als geschlechtsspezifisch, sondern als exemplarisch für den Menschen gilt. Unmarkiert zu sein bedeutet also, das Allgemeine zu repräsentieren. Die Position von A ist folglich in dreierlei Hinsicht machtvoll: Es ist die hierarchisch überlegene, die unmarkierte und es ist die Position, die einen eigenen Namen hat.

Denn wie bereits erwähnt sind Dualismen wesentlich durch die Benennung, also sprachlich konstituiert. Nicht allein die von der Kybernetik beeinflusste Systemtheorie, sondern vor allem semiotische und dekonstruktive Ansätze haben herausgestellt, dass Sprache keine Abbildung eines vorgängig vorhandenen Objekts ist, das in der Sprache dann lediglich bezeichnet wird. Vielmehr wird das zu bezeichnende Objekt – und dessen Bedeutung – erst im Akt des Bezeichnens diskursiv hergestellt. Bedeutung entsteht dabei in Begriffspaaren – so wie Dualismen Paare sind: Der Begriff »Mann« erhält in seinem Verhältnis zum Anderen, nämlich der »Frau« – oder korrekter, dem »Nicht-Mann« – Bedeutung. »Mann« schließt »Frau« aus, braucht jedoch »Frau«, um bedeutungsvoll zu sein. Dieser Prozess ist jedoch nicht so zu verstehen, dass letztlich

alles sprachlich determiniert ist; in der Semiotik stellt das Zeichen das *Zusammenspiel* aus Bezeichnetem (Inhalt) und Bezeichnendem (Ausdruck) dar.

Materiell-semiotische Akteur*innen im Apparat der körperlichen Produktion

Auch Haraway betont, dass Dualismen nicht *allein* sprachlich konstituiert sind. Ein solches Verständnis würde nämlich bedeuten, dass es ein ›Rohmaterial‹ gibt, das durch die Bezeichnung erst zu einem Objekt wird, an diesem Prozess jedoch gänzlich unbeteiligt ist. Für Haraway ist ein solches Denken Teil einer »produktionistischen Logik«, die »in den Traditionen westlicher Dualismen unausweichlich zu sein«⁷ scheint: »Natur ist lediglich das Rohmaterial von Kultur. Sie wird angeeignet, bewahrt, verklärt, verherrlicht oder auf andere Weise für die Verfügung durch Kultur in der Logik des kapitalistischen Kolonialismus flexibel gemacht.« (ebd.) In »Situierendes Wissen« spricht sie stattdessen von »materiell-semiotischen Akteur*innen im Apparat der körperlichen Produktion«:

Mit diesem unhandlichen Begriff ist beabsichtigt, das Wissensobjekt als aktive, Bedeutung generierende Axis des Apparats der körperlichen Produktion zu beleuchten, ohne jedoch *jemals* die unmittelbare Präsenz solcher Objekte zu unterstellen oder, was auf dasselbe hinausläufe, eine von diesen ausgehende, endgültige oder eindeutige Determinierung dessen, was zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt als objektives Wissen gelten kann. So wie bei King als ›Gedichte‹ bezeichnete Objekte Orte literarischer Produktion sind, bei der auch die Sprache eine von Absichten und AutorInnen unabhängige Akteurin ist, so sind auch Körper als Wissensobjekte materiell-semiotische Erzeugungsknoten. Ihre Grenzen manifestieren sich in sozialen Interaktionen. Grenzen werden durch Kartierungspraktiken gezogen, ›Objekte‹ sind nicht als solche präexistent. Objekte sind Grenzprojekte. Aber Grenzen verschieben sich von selbst, Grenzen sind äußerst durchtrieben. Was Grenzen provisorisch beinhalten, bleibt generativ und fruchtbar in bezug auf Bedeutungen und Körper. Grenzen ziehen (sich) ist eine riskante Politik. (SW, 96)

Der Begriff d*er materiell-semiotischen Akteur*in will also den aktiven Anteil des Objekts an seiner Konstituierung benennen. Objekte werden nicht uneigennützig ›entdeckt‹ oder vorgefunden, Objekte – auch Objekte wie ›Natur‹ oder ›Körper‹ – entstehen als Prozesse der Materialisation *und* der Semiose, in denen sich ihre Grenzen herausbilden, und sie sind immer zeitlich gebundene und provisorische Knotenpunkte: Der »Trick« sei, »Metapher und Materialität im kulturell spezifischen Apparat der körperlichen Produktion« zum Implodieren zu bringen, Metapher und Materialität zusammen-, letztlich in Eins fallen zu lassen. Woraus der Apparat der körperlichen Produktion bestünde, könne eine*r jedoch nicht im Vorhinein wissen:

What constitutes an apparatus of bodily production cannot be known in advance of engaging in the always messy projects of description, narration, intervention, inhabiting, conversing, exchanging, and building. The point is to get at how worlds are made and unmade, in order to participate in the processes, in order to foster some forms of life and not others. (Haraway 1994, 62)

Verstehen, wie Welten gemacht und un-gemacht werden, um sich einzumischen, um bestimmte Formen des Lebens zu fördern und nicht andere – damit müssen sich Haraway zufolge feministische, multikulturelle, antirassistische, technowissenschaftliche Projekte beschäftigen. Der Begriff des »Apparats der körperlichen Produktion« sei darüber hinaus auch eine Methode, mit der problematischen, wiewohl an einem bestimmten Punkt hilfreichen und radikalen analytischen Trennung von Geschlecht in *Sex* und *Gender* umzugehen. Wie auch andere Kritiker*innen festgestellt haben, reproduziert diese Trennung einen aristotelischen Dualismus (Materie/Form), der auf der kulturellen Aneignung der Natur für die teleologischen Ziele des Geistes beruht. Die analytische Trennung, so Haraway, sei jedoch häufig mit den Dingen selbst verwechselt worden, so als gäbe es *Sex* und *Gender* als Dinge. In Anlehnung an Whitehead nennt sie dies den Fehler der unzutreffenden Konkretheit. Auch aus diesem Grund will sie nicht nur Geschlecht, sondern die Welt in ihrer Gesamtheit als Verb verstehen, als *worlding*:

Instead it is important to remember the contaminated philosophical tradition which gives us tools of that kind. In order to do the world in other than Platonist and Aristotelian ways, in order to do ontology otherwise, in order to get out of a world that is done by notions of matter/form, or production/raw material, I feel aligned with ways of getting at the world as a verb, which throws us into worlds in the making and apparatuses of bodily production—without the categories of form and matter, and sex and gender, ... (Haraway 2004, 330)

Besonders in Interviews und Gesprächen betont Haraway darüber hinaus, dass es nicht allein ihre Überlegungen oder ihre wissenschaftstheoretische Haltung sind, die sie Dualismen in Frage stellen lassen, sondern darüber hinaus – erstaunlicherweise – ihre katholische Sozialisation und im besonderen die Lehre von oder eher das Erlebnis der Transsubstantiation. So sei die Erfahrung, als Kind den Leib Christi zu sich zu nehmen, immens beeindruckend gewesen. Die Implosion der Metapher, den Zusammenbruch von Trope und Welt habe sie so eindrücklich erlebt, dass dies ihre Art und Weise, in der Welt zu sein, fundamental geprägt habe. Die Nähe semiotischer und »fleischlicher« Prozesse und das Misstrauen gegenüber einer Körper/Geist-Trennung sei für sie daher auch affektiv geprägt:

But the implosion of metaphor (and more than metaphor), of trope and world, the extraordinary tentacular closeness of processes of semiosis and fleshliness, sets me up at the level of both affect and cognitive apparatus for being suspicious of the division between the human and everybody else. And the division between mind and body within the human. It just sets me up for being really unhappy with those splittings and great divides, at a level of my most fundamental formation as a person in the world. There's no question that explicit Catholic practice and intimate experience mattered. The powerful experience of first eating Jesus when I was seven years old—terrifying, wonderful, amazing. (Haraway und Wolfe 2016, 268 f.)

Vor allem jedoch betrachtet Haraway bestimmte Dualismen, wie bereits erwähnt, als konstitutiv für Macht- und Herrschaftsstrukturen, die auf der Konstruktion eines

›Anderen‹ beruhen. Dualismen sind für Haraway nicht nur philosophisches Problem oder religiöses Ritual, und sie manifestieren sich auch nicht ›nur‹ im Denken, sie materialisieren sich vielmehr in gesellschaftlichen Strukturen wie auch in Dingen, wie bereits gesagt in: »Waffen, Staaten, Ökonomien, Taxonomien, Nationalparks, Museumspräsentationen, intimen Körperpraxen und vielen anderen mehr« (Haraway 2008, 8; Übersetzung D. F.). Und eben weil Haraway davon ausgeht, dass Dualismen das Fundament von Herrschaftsstrukturen bilden, misst sie der Arbeit an bzw. wider Dualismen so große Bedeutung bei. Denn sie geht nicht davon aus, dass Dualismen der Struktur von Sprache oder der Struktur des Denkens unvermeidlich eingeschrieben sind. Dagegen spräche schon, dass Erzählungen zirkulieren, die Dualismen umgehen. Doch seien Dualismen besonders produktiv und besonders problematisch in Bezug auf die Herstellung weiblicher und rassifizierter Körper gewesen. Insofern sei es entscheidend zu erkennen, wie Dualismen dekonstruiert und neu arrangiert werden können (vgl. Haraway 1989, 12). In ihrer Arbeit will sie Wege für ein Denken bereiten, das Dualismen überbrückt, wenn nicht zum Implodieren bringt.

Die »Implosion« als Perspektive verdient vor dem Hintergrund der hier vorgestellten philosophischen Erläuterungen eingehendere Betrachtung. Im Cyborg-Manifest selbst findet sich diese Formulierung nicht, sie taucht aber – wie zitiert – in späteren Betrachtungen Haraways auf. Sie wird in dieser Arbeit auch zur Beschreibung der im Manifest entworfenen Perspektive verwendet, weil sie verschiedene Bedeutungsebenen aufrufen kann, die für den Text von Bedeutung sind: Implosion beinhaltet Verschwinden, Zusammenbruch; »zum Implodieren bringen« kann gelesen werden als Akt der Demontage, oder aggressiver: als aktive Zerstörung in einem lauten Knall. Damit ist der radikal herrschaftskritische Impetus gefasst. Werden dualistische Strukturen verstanden als ein Ganzes, welches in segregierte Teile zergliedert ist, dann hat die Implosion von Dualismen auch die Bedeutung einer Re-Integration, einer Beseitigung unzulässiger Trennungen. Fällt eine dichotome Struktur in sich zusammen, fallen auch ihre zwei Seiten in eins. Zu guter Letzt weckt der Begriff der Implosion Assoziationen an technisch geschaffene Welten, ans physikalische Experiment, und ist damit auch in seiner Bildsprache passend zum feministisch-technowissenschaftlichen Kontext, in dem das Manifest sich verortet.

2.2 Ein ironischer, politischer Mythos

Die Implosion von Dualismen zu befördern, dafür scheint Haraway 1985 die Figur d* Cyborg wie geschaffen: Schließlich sind kybernetische Organismen weder Natur noch Kultur, sondern immer schon Naturkultur. Haraway legt die Figur d* Cyborg daher bewusst so an, dass sie vermeintlich Kontradiktorisches als Spannungsverhältnis in sich vereint. Und dies nicht nur konzeptuell, sondern im Bild des Hybriden, der Koppelung aus Organismus und Maschine auch symbolisch – was meines Erachtens eine der herausragenden Stärken des Konzepts ist. Mit der Definition von Cyborgs als »Geschöpfe der gesellschaftlichen Wirklichkeit wie der Fiktion (CM, 33) schließlich eröffnet sie ein weiteres Spannungsfeld aus vermeintlich sich gegenseitig ausschließendem. Diese vier ›Kardinaltugenden‹ – dass sie kybernetisch, hybrid, real (und gegenwärtig) sowie fiktiv (und zukünftig) sind – zusammen machen Cyborgs aus.

Im einleitenden Teil beschreibt sie das Manifest als ironischen, politischen Mythos, den sie in die Traditionen von »Feminismus, Sozialismus und Materialismus« einreihet. Die Programmatik dieses Mythos umreißt sie wie folgt:

Im späten 20. Jahrhundert, in unserer Zeit, einer mythischen Zeit, haben wir uns alle in Chimären, theoretisierte und fabrizierte Hybride aus Maschine und Organismus verwandelt, kurz, wir sind Cyborgs. Cyborgs sind unsere Ontologie. Sie definieren unsere Politik. D* Cyborg ist ein verdichtetes Feld unserer imaginären und materiellen Realität, den beiden miteinander verbundenen Zentren, die jede Möglichkeit historischer Transformation bestimmen. In der Tradition ›westlicher‹ Wissenschaft und Politik, der Tradition des rassistischen und patriarchalen Kapitalismus, des Fortschritts und der Aneignung der Natur als Mittel für die Hervorbringung von Kultur, der Tradition der Reproduktion des Selbst durch die Reflexion im Anderen, hat sich die Beziehung von Organismus und Maschine immer als Grenzkrieg dargestellt. Die umkämpften Territorien in diesem Grenzkrieg sind Produktion, Reproduktion und Imagination. Dieser Essay ist ein Plädoyer dafür, die Verwischung dieser Grenzen zu *genießen* und *Verantwortung* bei ihrer Konstruktion zu übernehmen. Es ist zugleich ein Versuch, zu einer sozialistisch-feministischen Kultur und Theorie in postmoderner, nichtnaturalistischer Weise beizutragen. Es steht in der utopischen Tradition, die sich eine Welt ohne Geschlecht vorstellt, die vielleicht eine Welt ohne Schöpfung, aber möglicherweise auch eine Welt ohne Ende ist. Die Inkarnation d*er Cyborgs vollzieht sich außerhalb der Heilsgeschichte. (CM, 34f.; Hervorh. im Original)

Ihre zentralen Argumente lassen sich in fünf Punkten zusammenfassen:

- ›Wir‹ sind (1985) bereits Cyborgs. So ist die moderne Medizin »voller Cyborgs, Verkoppelungen aus Organismus und Maschine, in denen *beide als programmierbare Geräte* erscheinen, die mit einer Intimität und einer Macht miteinander verbunden sind, wie sie die Geschichte der Sexualität nicht hervorzubringen vermochte« (ebd.; Hervorh. D. F.). Entscheidend für unsere Cyborg-Existenzweise ist nicht, dass Herzschrittmacher und andere Implantate unsere Körper mit Technologien verschmelzen oder wieder andere Medizinprodukte uns Tierisches einverleiben. Entscheidend ist, dass wir Humanoide nicht nur Maschinen, sondern auch Organismen und sogar uns selbst als informationsverarbeitende Systeme beschreiben.
- Realität ist sowohl imaginär als auch materiell verfasst; soll diese Realität verändert werden, muss dies infolgedessen sowohl auf der materiellen als auch auf der *imaginären* Ebene erfolgen. Wenn wir beispielsweise mit Bildern der DNS arbeiten, um Eigenheiten von Menschen zu erklären, beschreiben wir uns selbst als Cyborgs. Gelebte soziale Wirklichkeit und Fiktion bilden schon deshalb keinen unvereinbaren Gegensatz, weil sie sich fortlaufend wechselseitig bestimmen. Entsprechend sind auch Technologien sowohl materielle Realität als auch kulturelle Fiktion. Diese beiden Dimensionen von Technologie gehören unweigerlich zusammen. Insbesondere das Wechselverhältnis von Science Fiction und Technologieentwicklung macht dies mehr als deutlich. Der Cyberspace ist

- nur *ein* Beispiel für eine ›Erfindung‹ der Science Fiction, für die erst im Nachhinein technologische Umsetzungen gesucht wurden (vgl. Featherstone und Burrows 1995, 2f, 5 ff.; Lavigne 2013, 1).
- Die ›westliche‹ Tradition des rassistischen und patriarchalen Kapitalismus fußt auf der Reproduktion des Selbst durch die Reflexion im Anderen, das heißt »auf der Aneignung der Natur als Mittel für die Hervorbringung von Kultur«, auf einem dualistischen Denken, das unauflöslich verwoben ist nicht nur mit Rassismus, Patriarchalismus und Kapitalismus, sondern auch mit dem Kolonialismus.
 - In der westlichen Wissenschaft gestaltet sich das Verhältnis von Organismus und Maschine als Grenzkrieg. Ausgetragen wird dieser vor allem in der Produktion, Reproduktion und – der Imagination. Tatsächlich jedoch sind diese Grenzen nach Haraway nur optische Täuschungen – zu glauben, Cyborgs seien ›nur‹ Science Fiction daher ein großer Irrtum. Folglich geht es darum, diese Grenzen zu verwischen. Und mehr noch: Das Verwischen dieser Grenzen soll Genuss bereiten, während zugleich Verantwortung bei deren Konstruktion übernommen werden muss.
 - Das Manifest ist in einer utopischen Tradition verortet. Haraway will allerdings eine Utopie ohne ›Heilsgeschichte‹ formulieren, gerade auch in Bezug auf Geschlecht ist sie der Auffassung, dass es keinen unschuldigen, paradiesischen Ausgangspunkt gibt, eher geht es – um mit dem SF-Autor und Literaturwissenschaftler Samuel Delany zu sprechen – um eine ambivalente Heterotopie⁸.

Überschrieben ist die Einleitung des Manifests als »Der ironische Traum einer gemeinsamen Sprache für Frauen im integrierten Schaltkreis« und verweist damit auf Adrienne Richs Lyriksammlung *Der Traum einer gemeinsamen Sprache* (Rich 1982). Richs Absicht ist es, wenn nicht eine Gesellschaft frei von Herrschaft zu schaffen, so doch zumindest ihre Möglichkeit – durch eine gemeinsame Sprache. Deren Grundlagen sind Richs Darstellungen der Erfahrungen von Frauen, Poesie und Kunst. Haraway reiht sich hier in eine lesbische radikalfeministische Tradition ein. Ganz im Sinne dieser politischen Verortung betrachtet auch sie gesellschaftliche Wirklichkeit und die »Erfahrung von Frauen« als Fiktion und als Tatsache »von entscheidender politischer Bedeutung« (CM, 33). Doch situiert sie Frauen »im integrierten Schaltkreis«, weil ihres Erachtens die gesellschaftlichen Verhältnisse durch Wissenschaft und Technologie grundlegend umstrukturiert wurden – und damit auch die konkrete Lebensrealität und gesellschaftliche Position vieler Frauen. D* Cyborg »als imaginäre Figur und als gelebte Erfahrung« verändert daher, »was am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts als Erfahrung der Frauen zu betrachten ist« (CM, 34). Darüber hinaus formuliert die Figur d* Cyborg ein anti-identitäres und nicht-naturalistisches bzw. anti-essentialistisches Konzept, das keine Rückkehr zu einem originären Frausein oder Frauenkörper oder der Göttin* sucht. »Der feministische Traum einer gemeinsamen Sprache ist« Haraway zufolge darüber hinaus »wie alle Träume von einer perfekten, wahren Sprache, des perfekten, getreuen Benennens der Erfahrung, ein totalisierender und imperialistischer Traum« (CM, 61). Ihr Traum ist daher ein ironischer, wenn nicht blasphemischer. Also warum eine Verbindung zu Adrienne Rich herstellen? Haraway verortet sich mit dieser Bezugnahme in einer feministischen Tradition, der sie attestiert, dass sie komplexe dezentrierte kollektive und individuelle Identitäten beschrieben habe (CM, 205, FN 33). Und für Haraway wie für Rich sind Poesie und Imagination bedeutende Werk-

zeuge, die ein »phantasievolleres Erkennen« sowie das Ausmalen anderer Formen des Zusammenlebens und alternativer Zukunftsentwürfe ermöglichen.

Haraway stellt sich nicht nur in eine feministische (und) utopische Tradition, sondern auch in die der SF: »Die zeitgenössische Science Fiction wimmelt von Cyborgs, Geschöpfen – Tier und Maschine in einem –, die Welten bevölkern, die vieldeutig zwischen natürlich und hergestellt changieren.« Doch nicht nur zum Verhältnis Tier/Mensch, auch zu dem »Grenzkrieg zwischen Organismus und Maschine« hat die SF ganz entschieden etwas beizutragen. Darüber hinaus ist eine der zentralen Fragen der SF wie auch des Manifests: »Was wäre wenn?« Das Cyborg-Manifest und die SF verbindet also die kreative Exploration und die Ausrichtung auf das Zukünftige. Denn das Manifest stellt auch den Aufruf dar zu überdenken, was ein Cyborguniversum bedeuten kann – und dementsprechend zu handeln: »Es ist eine grundlegende Frage, wer oder was Cyborgs sein werden. Die Antworten darauf sind eine Frage des Überlebens. Sowohl Schimpansen als auch Artefakte machen Politik, warum sollten gerade wir darauf verzichten?« (CM, 38).

Für die Figur der Cyborgs ist weiterhin von Bedeutung, dass sie zwar einen militaristischen, aber definitiv keinen psychoanalytischen Hintergrund haben. Die Psychoanalyse will Haraway meiden, weil diese auf der ödipalen Familienerzählung und der Geburt des Selbst als »Drama« der Individuation und Lösung aus einer »organischen Ganzheit« (CM, 35) basiere. Differenz müsse hier »aus einem Zustand ursprünglicher Einheit hervorgebracht werden«, »um im Drama eskalierender Herrschaft über Frau/Natur eine Rolle einzunehmen« (ebd.). Das heißt, Differenz basiert hier wieder auf der Struktur des Dualismus. Zwar habe auch d* Cyborg ein Unbewusstes, aber kein Freud'sches, hier finde eine andere Art der Traumarbeit statt: eine, die ohne Ethik, Paradies und Ursprungsgeschichten auskommt.

Die Verhältnisse, auf denen die Integration von Teilen in ein Ganzes beruht, einschließlich der Polarität und hierarchischen Herrschaft, sind im Cyborguniversum in Frage gestellt. Im Unterschied zu Frankenstein's Monster erhofft sich d* Cyborg von s*ihrem Vater keine Rettung durch die Wiederherstellung eines paradiesischen Zustands, d. h. durch die Produktion eines heterosexuellen Partners, durch s_ihre Vervollkommnung in einem abgeschlossenen Ganzen, einer Stadt oder einem Kosmos. D* Cyborg träumt nicht von einem sozialen Lebenszusammenhang nach dem Modell der organischen Familie, egal ob mit oder ohne ödipalem Projekt. Sie würde den Garten Eden nicht erkennen, sie ist nicht aus Lehm geformt und kann nicht davon träumen, wieder zu Staub zu werden. Deshalb interessiert mich, ob Cyborgs die Apokalypse unserer Rückkehr zu nuklearer Asche im manischen Zwang, den Feind zu benennen, zu untergraben vermögen. (CM, 36)

Haraway kritisiert die Psychoanalyse also nicht nur aufgrund der Dualismen, mit denen sie operiert, sondern auch aufgrund ihrer Fundierung in heteronormativer Paarbildung und dem entsprechenden Familienmodell sowie ihrer judeochristlichen Ursprungserzählungen. So scheint ihr die Psychoanalyse ein ungeeignetes Werkzeug für die Analyse von Technowissenschaften und Cyborgs, auch wenn in feministischen Kulturtheorien, allen voran der Filmtheorie, herausragende Arbeit mit einem Freud'schen Instrumentarium geleistet worden sei (vgl. Haraway 2004, 323). Vielmehr gäbe

es einen immensen Bedarf an anderen Werkzeugkästen, sowohl um das Unbewusste, als auch um unsere sozialen Bezüge und Beziehungen sowie Subjektivierungen zu erklären:

[...] the Oedipal family of stories is an historically inherited body of material through which theories of the unconscious have been worked powerfully and have been made to do many counter-intuitive kinds of things, and I think there is a screaming need for a much richer array of narrative toolkits to work these eruptions of the unexpected and irreducible, these eruptions of what you've got to call an »unconscious,« into our lives through other stories besides Oedipal stories. This goes back to the same problem of the hegemony of the family in so many areas, including the toolkits of psychoanalytic theory. Our formations of ourselves as subjects come through many zones of social practice from babyhood on; and family relationships, and so-called primary relationships, simply get much too much space on the stage. We don't have a clue about how to theorize the kinds of relationality out of which subjects emerge other than family stories in the kind of ongoing permanently reconstituting nature of relationality. (Olson 1996, 22)

Insofern ist es nur konsequent, wenn sie feministische SF-Autor*innen (Joanna Russ, Samuel R. Delany, John Varley, James Tiptree, Jr., Octavia Butler, Monique Wittig und Vonda McIntyre) als Cyborg-Theoretiker*innen benennt, schließlich haben die genannten Autori*nnen unterschiedlichste Konzepte von Zugehörigkeiten, Verbundenheiten und Beziehungsformen erforscht. Darüber hinaus sei die Psychoanalyse ein ganz und gar weißes eurozentrisches Instrumentarium und damit unfassbar provinziell (vgl. auch Penley, Ross und Haraway 1991, 9 ff.). Dabei gäbe es Unmengen an Erzählzyklen, aus denen sich ein ebenso elaborierter theoretischer Apparat erarbeiten ließe wie aus den Ödipus-Geschichten. So finden sich in der SF, in deren Neu-Erzählungen (mythischer) Vergangenheiten wie in Beschreibungen zukünftiger Welten, ebenso jedoch in verschiedenen Mythologien weltweit. Für ein erweitertes Verständnis des Unbewussten wie auch unserer sozialen Bezüge ist also ein wesentlich breiteres Spektrum an *narrativen* Werkzeugen notwendig.

Ihre konzeptuellen und politischen Überlegungen zur Figur der Cyborgs seien überhaupt erst möglich geworden, so Haraway, weil drei zentrale Grenzziehungen in der westlichen Wissenschaft implodiert seien: Die Grenzen zwischen Tier und Mensch, Organismus und Maschine sowie die Grenze zwischen Physikalischem und Nicht-Physikalischem. Wurden in der Vergangenheit wahlweise Sprache, Werkzeuggebrauch, Sozialverhalten oder das Vorhandensein eines Geistes als Distinktionsmerkmal im Verhältnis von Mensch und Tier herangezogen, so sei inzwischen klar, dass nichts davon einzig ›menschlich‹ ist.

Biologie und Evolutionstheorie haben während der letzten zwei Jahrhunderte nicht nur moderne Organismen als Wissensobjekte produziert, sie haben auch die Linie, die Menschen und Tiere scheidet, in eine blasse Spur verwandelt, die nur in ideologischen Auseinandersetzungen und akademischen Diskussionen

zwischen den Bio- und Sozialwissenschaften noch von Zeit zu Zeit nachgezogen wird. Innerhalb dieses Horizonts müßte die Lehre des christlichen Kreationismus als eine Form von Kindesmißbrauch bekämpft werden. (CM, 36f.)

Darüber hinaus seien viele auch gar nicht mehr von der Notwendigkeit einer Grenze zwischen Mensch und Tier überzeugt und empfänden viel eher Freude ob der Verbundenheit mit anderen Lebewesen. Die Trennung von Organismus und Maschine sei ebenfalls höchst fragil. In der Vergangenheit konnten Maschinen vom Geist heimgesucht werden und waren weder selbstbewegend, selbstentworfen noch autonom, heute erschienen Maschinen quicklebendig.

Die Maschinen des späten 20. Jahrhunderts haben die Differenz von natürlich und künstlich, Körper und Geist, selbstgelenkter und außengesteuerter Entwicklung sowie viele andere Unterscheidungen, die Organismen und Maschinen zu trennen vermochten, höchst zweideutig werden lassen. (CM, 37)

Und schließlich sei (nicht zuletzt mir der Quantentheorie) die Grenze zwischen Physikalischem und Nicht-Physikalischem gefallen. Moderne Maschinen seien allgegenwärtige und unsichtbare mikroelektronische Geräte. Klein sei entsprechend nicht mehr ›niedlich‹, sondern gefährlich:

Unsere besten Maschinen sind aus Sonnenschein gemacht. Sie sind so vollkommen licht und rein, weil sie aus nichts als Signalen, elektro-magnetischen Schwingungen, dem Ausschnitt eines Spektrums bestehen. Sie sind eminent beweglich, überall einsetzbar. (Ebd.)

Und sie verursachten immenses Leid, das Haraway insbesondere in den USA und in Asien betrachtet, wie noch deutlich werden wird. In einem Interview ergänzt Haraway später, dass die Grenze zwischen Physikalischem und Nicht-Physikalischem auch in den Debatten um Materialität versus Virtualität sichtbar werde bzw. in der Behauptung, dass das Virtuelle immateriell sei. Mit Katherine Hayles ist Haraway vielmehr davon überzeugt, dass das Virtuelle keineswegs immateriell ist und es einer neuen Ideologiekritik bedürfe, um zu verstehen, weshalb kritische Denker*innen der Auffassung waren, dass das Virtuelle immateriell sei. Im Gegenzug geht es ihr darum, die höchst materialen Auswirkungen des Virtuellen zu beschreiben:

Boundary sorting between ›physical‹ and ›non-physical‹ is always about a specific mode of worlding, and the virtual is perhaps one of the most heavily invested apparatuses on the planet today—whether you talk about financial investment, mining, manufacturing, labour processes, and vast labour migrations and outsourcing which provoke huge political debates, nation-state crises of various kinds, reconsolidations of national power in some ways and not others, military practices, subjectivities, cultural practices, art and museums. I don't care what you are talking about, but if you think that virtualism is immaterial, I don't know what planet you are living on! (Gane 2006, 147)

Gegenstand des Mythos seien also »überschrittene Grenzen, machtvolle Verschmelzungen und gefährliche Möglichkeiten« (CM, 39), deren Erkundung eine politische Notwendigkeit sei. Doch gingen US-amerikanische Sozialisti*nnen und Feminist*innen mehrheitlich davon aus, dass sich die Dualismen von Körper und Geist, Tier und Maschine, Idealismus und Materialismus im Kontext der Technowissenschaften und der Naturwissenschaften noch vertiefen:

Vom *eindimensionalen Menschen* bis zum *Tod der Natur* haben die von Linken entwickelten analytischen Mittel den Herrschaftscharakter der Technik betont und versucht, unseren Widerstand zu vereinnahmen, indem sie uns als imaginierten organischen Körper anriefen. (CM, 39 f.)

Haraway schreibt also gegen jene linken und feministischen Ansätze an, die – mit einem Begriff aus Foucaults Analyse des Sexualitätsdispositivs gesprochen – der Repressionsthese anhängen, in denen Technik also vorwiegend als Entfremdung, als Wunsch nach Beherrschung und Regulierung von »äußerer« ebenso wie »innerer« Natur vorgestellt wird. Gerade die Gen- und Reproduktionstechnologien, die ja einen Anstoß zum Cyborg-Manifest gaben, wurden in radikal- und ökofeministischen Ansätzen häufig als patriarchaler Zugriff auf die als passiv gedachte »Natur« von Frauen analysiert. Natur hingegen erschien in diesen Ansätzen als widerständige, eigensinnige und von Technik unberührte. Das heißt, dass diese, zu der Zeit sicher nicht die einzigen, aber doch tonangebenden linken und feministischen Ansätze ihrerseits letztlich den Dualismus von Natur und Technik zementierten, wenn auch mit anderen Vorzeichen, und gerade nicht dafür taugten, Dualismen zu untergraben. Ein »etwas perverser Wechsel der Perspektive« könnte laut Haraway ermöglichen, »für andere Formen von Macht und Lust in technologisch vermittelten Gesellschaften zu kämpfen«:

Aus einer Perspektive könnte das Cyborguniversum dem Planeten ein endgültiges Koordinatensystem der Kontrolle aufzwingen, die endgültige Abstraktion verkörpert in der Apokalypse des im Namen der Verteidigung geführten Kriegs der Sterne, die restlose Aneignung der Körper der Frauen in einer männlichen Orgie des Kriegs. Aus einer anderen Perspektive könnte die Cyborgwelt gelebte soziale und körperliche Wirklichkeiten bedeuten, in denen keine*r mehr s*ihre Verbundenheit und Nähe zu Tieren und Maschinen zu fürchten braucht und keine*r mehr vor dauerhaft partiellen Identitäten und Positionen zurückschrecken muß. Der politische Kampf besteht darin, beide Blickwinkel einzunehmen, denn beide machen nicht nur Herrschaftsverhältnisse, sondern auch Möglichkeiten sichtbar, die aus der jeweils anderen Perspektive unvorstellbar sind. Einäugigkeit führt zu schlimmeren Täuschungen als Doppelsichtigkeit oder medusenähnliche Monstren. (CM, 40)

Auch wenn oder gerade weil Herkunft und die strategische Zielsetzung technowissenschaftlicher Cyborgs nicht außer Acht gelassen werden können, ist es ungemein wichtig und vielversprechend, das Potenzial der Cyborgs zu erkunden. Weil wir uns nicht aussuchen können, ob wir Cyborgs sein wollen oder nicht, können wir dieses Bild nicht einfach anderen überlassen. Vielmehr geht es darum, andere Cyborgs zu identifizie-

ren und zu imaginieren, Alternativen zum »Mann in den Weiten des Weltraums« (CM, 35). Die Wahl der Figur Cyborg ist also Zeitdiagnose ebenso wie politisches Werkzeug.

2.3 Partielle und strategische Identitäten

Haraway formuliert das Cyborg-Konzept auch vor dem Hintergrund verschiedener theoretischer Umbrüche und politischer Einsprüche in den späten siebziger und den achtziger Jahren, die für sie wie für viele andere »eine Krise der politischen Identität« (CM, 41) auslösten. Im Manifest deutlich werden vor allem der Einfluss von postmodernen und poststrukturalistischen sowie anti-, post- und dekolonialen⁹ Theorien und Kritiken (vgl. Haraway 1995, 107). Während viele Feministi*nnen vor allem die kritischen Herausforderungen des Poststrukturalismus für das eigene Denken und die eigene politische Positionierung diskutierten – im deutschsprachigen Raum beispielsweise in Debatten über Luce Irigarays Texte und die Ansätze anderer französischer Poststrukturalistinnen, oder etwas später dann über Judith Butlers *Gender Trouble* –, thematisiert Haraway gerade auch die Bedeutung post- und dekolonialen Denkens. Nicht allein Herrschaftsstrukturen, auch linke und feministische Formulierungen revolutionärer Subjekte und politischer Positionen wurden von poststrukturalistischen (und) postkolonialen Theoretiker*innen als identitätslogisch herausgestellt. So sahen sich feministische Bewegungen, die bis dato den Ausschluss von Frauen in vielen verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen kritisiert hatten, selbst mit fundamentalen Kritiken konfrontiert: Das Konzept ›Frau‹, wie es in weiten Teilen der feministischen Bewegung konstruiert werde, sei seinerseits ausschließend. Frauen, die nicht weiß, heterosexuell, bürgerlich, mental und körperlich normkonform ... sind, kämen in der Bestimmung einer universellen Kategorie ›Frau‹ nicht vor bzw. seien in dieser Bestimmung nicht als Frau intelligibel. ›Frausein‹ oder ›Weiblich-Sein‹ als einendes Element von Feminismen wurde so seiner vermeintlichen Natürlichkeit und Universalität entkleidet und stattdessen als historisch ebenso wie sozial und kulturell hervorgebracht beschrieben. Haraway hält im »Manifest« dazu fest:

Mit der schwer errungen Erkenntnis ihrer sozialen und historischen Konstitution, stellen Geschlecht, Rassifizierung und Klasse keine Grundlage mehr für einen Glauben an eine ›essentialistische‹ Einheit dar. Es gibt kein ›Weiblich-Sein‹, das Frauen auf natürliche Weise miteinander verbindet. Es gibt nicht einmal den Zustand des ›Weiblich-<->Seins‹. (CM, 41)

In Bezug auf die Thematisierung der ›Erfahrungen von Frauen‹ wurde die Frage aufgeworfen, um *wessen* Erfahrungen es sich jeweils handelte. Zusätzlich zur unbezahlten Haus- und Sorgearbeit erwerbstätig zu sein beispielsweise stellte für Arbeiterinnen ebenso wie für viele nicht-weiße bzw. nicht der Mehrheitsbevölkerung angehörige Frauen insofern keine erstrebenswerte Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse dar, als sie aufgrund ihrer finanziellen Situation häufig schlicht dazu gezwungen waren, sowohl Haus- und Pflege- als auch Erwerbsarbeit zu leisten. Lesbische Frauen wiederum waren von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in ganz anderer Weise betroffen. Und während die Möglichkeit legaler sicherer Abtreibungen für alle Frauen erkämpft

werden musste, wurde häufig vergessen, dass viele keinen Zugang zu Verhütungsmitteln hatten/haben oder dass manche Frauen Zwangssterilisationen unterworfen waren. Wieder anderen Frauen wurde das Aufziehen von Kindern – egal, ob sie diese selbst ausgetragen hatten oder nicht – aufgrund ihrer Sexualität oder ihres bei der Geburt zugewiesenen Geschlechts verwehrt. Im Zentrum der Kritik stand also der Ausgangspunkt vieler feministischer Theorien: ein vermeintlich universelles Frausein, das die Unterschiede zwischen Frauen ignoriert. Audre Lorde hat dies in ihrem berühmten »The Master's Tools Will Never Dismantle the Master's House«, einem Beitrag zu einer Konferenz anlässlich des dreißigsten Jahrestags von Simone de Beauvoirs »Le Deuxième Sexe« folgendermaßen auf den Punkt gebracht:

If white American feminist theory need not deal with the differences between us, and the resulting difference in our oppressions, then how do you deal with the fact that the women who clean your houses and tend your children while you attend conferences on feminist theory are, for the most part, poor women and women of color? What is the theory behind racist feminism? (Lorde 1984, 112)

Nicht nur das Subjekt des Feminismus, nämlich ›Frau‹, wurde folglich in Frage gestellt, sondern auch die Kompliz*innenschaft weißer, bürgerlicher, heteronormativer Feminismen mit Herrschaftsstrukturen wie Rassismus, Klassismus und Heterosexismus aufgezeigt. Mehr noch, es wurde die Herrschaft von Frauen über Frauen zur Sprache gebracht. Diese fundamentale Kritik verlangte ein radikal anderes politisches Selbstverständnis, nämlich nicht nur als ›Frau‹ beherrscht und damit ›unschuldiges Opfer‹ zu sein, sondern selbst an gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen beteiligt zu sein. Entsprechend schreibt Haraway im Manifest nicht nur gegen »Einheit-durch-Herrschaft«, sondern auch gegen »Einheit-durch-Vereinnahmung« (CM, 43) an:

Der theoretische und praktische Kampf gegen Einheit-durch-Herrschaft oder Einheit-durch-Vereinnahmung untergräbt ironischerweise nicht nur die Legitimationsgrundlagen von Patriarchat, Kolonialismus, Humanismus, Positivismus, Essentialismus, Szientismus und anderen –ismen, denen wir keine Träne nachweinen, sondern alle Ansprüche auf einen organischen oder natürlichen Standpunkt. (CM, 43)

Die meisten Linken (und) Feministi*nnen in den USA hätten auf diese Kritiken mit endlosen Spaltungen reagiert, um eine neue essenzielle Einheit zu finden. Haraway hingegen kommt zu dem Schluss, dass die Formulierung einer vermeintlichen gemeinsamen Identität grundsätzlich universalisierend und totalisierend sei. Entsprechend stellt sie sich die Frage, welche Art von Politik »partielle, widersprüchliche, dauerhaft unabgeschlossene, persönliche und kollektive Selbst-Konstruktionen einschließen und dennoch verbindlich wirksam« sein könnte (CM, 43 f.). Wobei sich eine – wie bereits erwähnt von Haraway grundsätzlich angestrebte – sozialistisch-feministische Politik vor das Problem gestellt sieht, dass »weder marxistische noch radikalfeministische Standpunkte den Status partieller Erklärungsansätze einzubeziehen versucht« (CM, 47) haben. Im Gegenteil: »beide wurden regelrecht als Totalität konstituiert« (ebd.). Entsprechend hätten beide ihre grundlegenden Kategorien beibehalten und versucht, ihrer Analyse andere Herrschaftsformen durch Analogie, Addition oder

Aufzählung hinzuzufügen. Kurzum: weder radikal- noch sozialistisch- oder marxistisch-feministische Positionen hätten der wechselseitigen Konstituierung verschiedener Formen von Herrschaft bislang Rechnung getragen. So muss die Bezugnahme auf sozialistisch-feministische Perspektiven sich des Mittels der Ironie bedienen. Und auch wenn Haraway nach partiellen und widersprüchlichen kollektiven Selbst-Konstruktionen fragt, betont sie die Notwendigkeit *politischer* Einheit in der Reagan/Thatcher-Ära:

Ich kenne keine Periode in der Geschichte, in der es notwendiger gewesen wäre, der Herrschaft von Rassifizierung, Geschlecht, Sexualität und Klasse eine wirksame politische Einheit entgegenzusetzen. (CM, 44)

Dass es keine historische Periode gegeben habe, in der eine politische Einheit im Kampf gegen Rassifizierung, Geschlecht, Sexualität und Klasse notwendiger gewesen wäre, lässt sich angesichts des Nationalsozialismus wohl kaum halten.¹⁰ Der springende Punkt hier ist jedoch, dass politische Einheit nicht über identitäre Selbstdefinitionen hergestellt werden soll, sondern über Koalitionsbildungen auf der Grundlage von *Affinität* – eine Strategie, die gerade postkoloniale und Schwarze feministische Autor*innen formulieren. Mit dem Cyborg-Konzept will Haraway also – vor allem auch gegen die »rassistischen Formationen im und außerhalb des Feminismus« (Haraway und Wolfe 2016, 207) – *Selbst-Konstruktionen* entwerfen, die eine solche Koalitionspolitik der Affinität ermöglichen. Mit diesem Anliegen steht sie in den 1980er Jahren nicht allein, ähnliche Konzepte formulieren gerade postkoloniale Autor*innen, allen voran Gloria Anzaldúa mit der Figur der *New Mestiza* (auf die sich Haraway in anderen Texten bezieht), Trinh T. Minh-ha, von der Haraway unter anderem die Figur *d* inappropriate/d other* übernimmt, oder Homi Bhaba. Das Besondere an Haraways Konzept ist jedoch die Verbindung von Technowissenschaften mit Nicht-Identität, Partialität, Widersprüchlichkeit und Unabgeschlossenheit. So erstaunt es nicht, dass sie für ihr Modell dieser Selbst-Konstruktionen auf die Arbeit einer »U.S. *third world feminist*«¹¹ zurückgreift, Chela Sandovals Konzept des »oppositionellen Bewusstseins«.¹² Dieses entstehe, wenn jene, »denen eine stabile Zugehörigkeit in den sozialen Kategorien Rassifizierung, Geschlecht oder Klasse verweigert wird«, »das Gewebe der Macht zu lesen verstehen« (CM, 41). Laut Haraway entwickelt Sandoval ihr Modell des oppositionellen Bewusstseins in Auseinandersetzung mit den sich formierenden Women of Color in den USA. Diese bezeichneten eine von Andersheit und Differenz ausgehende Form »postmoderner Identität«, insofern jegliche essentielle Kriterien für die Zuordnung, welche Frau eine Woman of Color ist, fehlen. Vielmehr sei diese Position durch eine Aneignung der Negation bestimmt: So konnten Chicanas¹³ beispielsweise weder als Frau noch als Chican@ sprechen, Schwarze Frauen weder als Frau noch als Schwarze, weil sie aus den Kategorien »Frau« und »Chicano« bzw. »Schwarze« jeweils ausgeschlossen waren. Das Konzept der Women of Color vermeide also eine Naturalisierung, da »diese Identität einen selbstbewusst konstruierten Raum ab[steckt], der nicht mit Handlungen auf der Grundlage natürlicher Identifikation gefüllt werden kann, sondern nur aufgrund bewusster Koalition, Affinität und politischer Verwandtschaft« (CM, 42). Teresa de Lauretis formuliert in einer Fußnote zu ihrem Essay »Eccentric Subjects«, dass sich als Woman of Color zu definieren für viele Frauen unterschiedlichster kultureller, ethnisierter und nationaler Herkünfte eine persön-

lich-politische Notwendigkeit der Gemeinschaftsbildung angesichts deren Rassismuserfahrungen darstelle – und keinesfalls auf einer stabilen ethnisierten oder kulturellen Differenz beruhe:

The assumption of an identity as »women of color« in the United States (and similarly of a »black« identity in Britain) on the part of women from highly diversified cultural and ethnic backgrounds—Asian, Native American, black American and Caribbean women, Chicanas, Latinas, and so forth—is an example of personal-political consciousness that is not simply based on ethnic and cultural differences vis-a-vis the dominant white culture, and that is not at all the opposition of one set of cultural values, stable in a given ethnic minority, to the equally stable values of the dominant majority. The identity as a woman of color is one developed out of the specific historical experience of racism in the contemporary Anglo-American culture and the white- and male-dominated society of the United States today; it is developed out of an understanding of the personal-political need for building community across, in spite of, in tension, even in contradiction with the cultural values of one's ethnic background, one's family, one's »home.« (de Lauretis 2007 [1990], 174, FN 42)

Nicht zuletzt weil der Begriff ›Woman of Color‹ von denen, die er bezeichnen soll, von Anfang an auch problematisiert wurde, gehen Haraway und Sandoval davon aus, »dass ›Women of Color‹ die Möglichkeit haben, eine wirkungsvolle Einheit aufzubauen, ohne die imperialisierenden, totalisierenden, revolutionären Subjekte vorausgegangener Marxismen und Feminismen, die nicht mit den Konsequenzen der aufrührerischen Polyphonie infolge der Dekolonialisierung konfrontiert waren, zu reproduzieren« (CM, 42). Sandovals Konzept zeige vielmehr, wie »politische Einheit unabhängig von einer Logik der Aneignung und Vereinnahmung hergestellt werden kann« (CM, 43). Diese Argumentation begreift Haraway als »Teil eines sich weltweit entwickelnden antikolonialen Diskurses«, der »den ›Westen‹ und sein bedeutendstes Produkt – der Eine, der nicht Tier, Barbar oder Frau ist, d. h. der Mann als Autor einer Geschichte genannten Kosmos – auflöst« (CM, 42). Denn die Dekonstruktion des Orientalismus führe auch zur Destabilisierung okzidentaler Identitäten, inklusive der von Feministinnen. Zwar bestünde die Gefahr, dass (weiße) Feminist*innen im Bewusstsein der eigenen Fehler in endlose Differenzen abschweiften. Doch:

Einige Differenzen sind spielerisch, andere bilden die Pole eines weltweiten historischen Herrschaftssystems. ›Epistemologie‹ heißt, die Differenz zu erkennen.« (CM, 48)

Die Woman of Color bildet im »Manifest« folglich ein Modell einer Cyborg-Position wie auch einer Strategie der Affinität. Haraway diskutiert diese Position als eine, die Grenzen überschreitet und die sich nicht in Dualismen einordnen lässt. So wie hier dargestellt hebeln *Women of Colour* von einer nicht essentialistischen, sondern bewusst konstruierten Subjektposition und als strategische Allianz den Dualismus aus, in dem das Verleugnete und Verschattete der Kontradiktion, das die Differenz zum Verschwinden bringt, wieder hereingeholt wird. Diese Position wird von denjenigen ver-

körpert, die weder das Selbst noch das Andere repräsentieren, sondern in unterschiedlicher Weise in vielfachen Herrschaftsstrukturen zugleich verortet sind. Es ist also auch ein Modell, das verschiedene Herrschaftsformen in ihrer wechselseitigen Konstituierung thematisiert, ähnlich wie beispielsweise Patricia Hills »interlocking systems of oppression« oder Kimberlé Crenshaws Ansatz der Intersektionalität. Und wie in Collins' und Crenshaws Konzeptualisierung wird auch hier ein Bild geschaffen, das der Vorstellung der Trennbarkeit und Einheitlichkeit der Kategorien entgegenwirken soll. In einem dem Cyborg-Manifest »verschwistertem« Text, »The Promises of Monsters« (2004 [1992])¹⁴ vergleicht Haraway die Subjektposition der Cyborgs darüber hinaus mit Trinh T. Minh-ha's *inappropriate/d other*, das die vietnamesisch-US-amerikanische feministische Filmmacherin, Theoretikerin und Komponistin einführt, um postkoloniale Frauen, die schreiben und über die geschrieben wird, zu thematisieren. *Inappropriate/d*, das heißt *un/an/geeignet* zu sein bedeute hier nicht, außerhalb von Herrschaftsformen zu stehen, den Status des Authentischen, Unberührten, Unschuldigen zu verkörpern:

Rather to be an »inappropriate/d other« means to be in critical, deconstructive relationality, in a diffracting rather than reflecting (ratio)nality—as the means of making potent connection that exceeds domination. To be inappropriate/d is not to fit in the *taxon*, to be dislocated from the available maps specifying kinds of actors and kinds of narratives, not to be originally fixed by difference. To be inappropriate/d is to be neither modern nor postmodern, but to insist on the amodern. (PoM, 69 f.; Hervh. im Original)

Mit Hilfe von Sandovals Thematisierung der Woman of Color und ihres Konzepts des oppositionellen Bewusstseins sowie mit Trinh's Figur d* *inappropriate/d other* entwickelt Haraway d* Cyborg als Subjektposition und politische Strategie: Gerade vor dem Hintergrund von Rassismus, Klassismus und Heterosexismus auch in feministischen Bewegungen und Theorien und der schmerzhaften Erkenntnis der eigenen Täteri*nnenschaft in patriarchalen Herrschaftsverhältnissen, insbesondere der Herrschaft von Frauen über Frauen, positioniert Haraway Cyborgs nicht außerhalb, sondern inmitten von Herrschaftsstrukturen, von denen sie keinesfalls »einfach« beherrscht werden, sondern in die sie vielfach widersprüchlich verstrickt sind. Cyborgs passen nicht in die Systematik der Herrschaft, lassen sich in Dualismen weder bezwingen noch einfangen, sind aber auch nicht »reine« Differenz. Sie besetzen vielmehr einen Platz, der kein Dazwischen ist, sondern ein Weder-Noch und ein Beides-Zugleich.

2.4 Informatik der Herrschaft

Cyborgs als Figurationen des Weder-Noch und Beides-Zugleich stehen jedoch nicht für jede beliebige, sondern bestimmte Verbindungen zwischen Menschen und Artefakten. Theorien, die sich mit sogenannter Hochtechnologie beschäftigen, sprechen häufig von Beziehungen zwischen zwei universalistischen Kategorien – Mensch und Maschine –, so als handele es sich dabei um historisch und kulturell neutrale Kategorien (vgl. Nakamura 2003, o. S.). Demgegenüber betont Haraway, dass die Geschichte der Cyborgs eine sehr spezifische ist, die sich in manchen Momenten mit jener der Androiden überschneidet, mit deren Geschichte jedoch nicht identisch oder zu wechseln ist:

I am very concerned that the term »cyborg« be used specifically to refer to those kinds of entities that became historically possible around World War II and just after. The cyborg is intimately involved in specific histories of militarization, of specific research projects with ties to psychiatry and communications theory, behavioral research and psychopharmacological research, theories of information and information processing. It is essential that the cyborg is seen to emerge out of such a specific matrix. (Haraway und Goodeve 2000, 128 f.)

Wie in Kapitel 1 ausgeführt, sind Projekte im Rahmen der militärischen Forschung, die Psychiatrie und Kommunikationstheorie, Verhaltensforschung und Psychopharmakologie vereinen, also Projekte wie die von Clynes und Kline zur Entwicklung des zukünftigen Astronauten sowie die Kybernetik und Theorien der Informationsverarbeitung zentral für die Entwicklung d* Cyborg. Nicht jede Verbindung zwischen Organismus und Maschine sei gleichermaßen relevant, es gehe vielmehr gerade um Informationsmaschinen und hier wiederum spezifisch um solche, die mit Kontrollsystemen zu tun haben (vgl. Haraway und Goodeve 2000, 137). Und selbstredend sei auch zu berücksichtigen, wie die Kategorie Mensch gefasst sei zu diesem bestimmten Zeitpunkt, in diesem kulturellen und wissenschaftlichen Kontext und im Verhältnis zu diesen Maschinen.

Das Auf- und Abnehmen der Fäden: Cat's Cradle

Denn – wie Haraway und andere überzeugend dargelegt haben – was und welche als menschlich und nicht-menschlich gelten darf/dürfen, ist nicht per definitionem festgelegt, sondern entsteht immer erst in Beziehungen, durch die Beteiligung an situierten weltlichen Begegnungen, in denen sich Grenzen herstellen und Kategorien sedimentieren (vgl. Haraway 1994, 64 und Haraway 1995b, 141 f.). Mit der Akteur-Netzwerk-Theorie teilt Haraway ein Verständnis von Akteur*innen, Aktant*innen und Agent*inenschaften oder Handlungsfähigkeiten (*agencies*)¹⁵ als niemals vorgefasst oder dem Diskurs vorgängig. Diese sind nicht einfach– »substantiell, konkret, hübsch eingeeht« (Haraway 1995b, 143) – irgendwo dort draußen und warten darauf, entdeckt zu werden. Alle – menschliche ebenso wie nicht-menschliche – Entitäten entstehen vielmehr in Begegnungen und in Praxen, d. h. sie entstehen in dem Geflecht von Beziehungen, in die sie eingefasst sind. Die Beziehungsgeflechte wie auch die Akteur*innen sind darüber hinaus andauernd im Werden, in einem fortdauernden Prozess der Materialisation und Rekonfiguration begriffen. Von Akteur*innen und Aktant*innen zu

sprechen, so Haraway, berge die Gefahr, dass diese gleich den selbstbewegten Entitäten eines aristotelischen Kosmos erschienen, in dem Akteur*innen handeln und Handlungen verursachen, kurz: alles Handeln auf sie zurückgeht, während alle(s) andere be-handelt wird. Zum Erbe dieses aristotelischen Inventars gehöre, »daß alles in der Welt, was nicht selbstbewegt ist [...], sich geduldig in sein Leiden fügen muß« (Haraway 1995b, 142 f.). Nicht-menschliche Natur hingegen, einschließlich der Mehrheit der weißen Frauen, People of Color, Kranken und anderen mehr, habe besonders viel Geduld aufbringen müssen. Doch nehme sie das Risiko dieser Sprache der Handlungsfähigkeiten und Akteur*innen auf sich, um darauf zu bestehen, dass sowohl jene Menschen, denen in der Geschichte der westlichen Philosophie die Macht der Selbstbewegung abgesprochen wird, als auch die ganze nicht-menschliche Natur als *movers and shakers*, als treibende Kräfte und maßgeblich Handelnde in der Erkenntnisproduktion betrachtet werden müssen. Sie wisse jedoch noch nicht, wie auf diese Dinge zu bestehen sei, ohne eine Seite des Dualismus zu betonen (vgl. Haraway 1994, 64).

Ihre feministische Theorie der Akteur*innen und Aktant*innen in Netzwerken nennt Haraway *Cat's Cradle*, Faden- bzw. Abnehmespiel. Es handelt sich um ein Spiel, das verschiedenartige Positionen von Spieler*innen ermöglicht, die unterschiedlichen Kategorien angehören können. Nach Haraway verlangt es viel Übung, Sorgfalt und Geschick, andernfalls sei das Ergebnis ein heillos verwickeltes Knäuel. Es kann alleine gespielt werden, lade jedoch zu kollektivem Arbeiten ein. Die Muster, die im Spiel entstünden, seien mitunter überraschend – und nicht immer ließen sie sich rekonstruieren. Das Ziel dieses Spiels sei nicht zu gewinnen und es werde in der ganzen Welt gespielt. Es sei also »lokal und global, verteilt und verknotet« (Haraway 1995b, 147, Hervorh. im Original). Für die Konstruktion der Genealogie, die Haraways ihrem (theorie) politischen Anliegen verleiht, ist es wichtig, dass *Cat's Cradle* erst spät, vermutlich über asiatische Handelsrouten, nach Europa gelangt ist – es also weder europäische noch koloniale Ursprünge hat. Sie erzählt vielmehr die Geschichte, europäische und US-amerikanische Ethnolog*innen des 19. und 20. Jahrhunderts seien von der Elaboriertheit der Muster und der Vielfalt der Varianten überrascht gewesen, welche die von ihnen beforchten Gastgeber*innen meisterten. Auch bei den Navajo sind Abnehmespiele bekannt, *na'atl'o'*, die als »fortlaufendes Weben«, so Haraway, von kultureller Bedeutung seien, denn sie stellten »practices for telling the stories of the constellations, of the emergence of the People, of the Diné« dar (vgl. Haraway 2011, o. S.). Für sie, die sie im Westen der USA lebe, habe es eine Bedeutung, an das Wissen der *Native Americans* anzuknüpfen, zugleich sei ihr jedoch bewusst, dass es nicht unproblematisch sei, dies als weiße Nachfahrin der Kolonisor*innen zu tun – wie Haraway Fabrizio Terranovas Dokumentarfilm betont.¹⁶ Die Form von Theoriearbeit, um die es ihr mit *Cat's Cradle* geht, ist eine Verstrickung von Cultural und Science Studies, feministischen multikulturellen und antirassistischen Theorien und Projekten, kurz antirassistische multikulturelle feministische Technowissenschaftsforschung (vgl. Haraway 1994, 69 und 1995b, 136).

Um den Faden wieder aufzunehmen: Wenn es keinen universalen Menschen und keine universale Maschine gibt, stellt sich in Bezug auf d* Cyborg die Frage, wie es möglich ist, die universalistischen Kategorien zu verlassen. Wie ist es möglich, zur Situiertheit der menschlichen wie der nicht-menschlichen Akteur*innen vorzudringen? Welche

Arten von Menschheit und Maschinenheit werden in dieser Form von materiell-semiotischen Beziehungen erzeugt?

These robots are discussed in terms of these universalist categories—human and machine—and neither machine nor human get the kind of situated material-semiotic analysis that asks: What kind of relationality is going on here and for whom? What sort of humanity is being made here in this relationship with artifacts, with each other, with animals, with institutions? How do you move out of the universalist category to the situatedness of the actors, both the human and the nonhuman actors? So neither machine nor human should be theorized in these universalist ways; but rather, which kinds of humanness and machineness are produced out of those sorts of material-semiotic relationships? In thinking about information worlds, or cyborg worlds [...] I want to know what are the specific material circumstances for the designers, the makers, the users, the marketers, the dreamers, the performers, the musicians, the public culture, the occupational health people. Who is where in these worlds, and where are the human and nonhuman actors, and what does their relationship say about world-building? So that at no point in the system are we using these pseudo-universalist categories like man and machine, or human and machine. (Nakamura 2003, o. S.)

Wenn nämlich all diese Fragen gestellt würden, dann müssten Fragen nach Rassifizierung und Gerechtigkeit in einer intersektionalen Analyse, die auch Alter, Personenstand, Nation und Klasse einbezieht, von Anfang berücksichtigt werden. Zu fragen wäre also, wie all diese Faktoren – materielle Voraussetzungen, Arbeitsbedingungen, die jeweilige Situiertheit – sich in der Interaktion mit anderen Menschen wie auch mit Maschinen abbilden (vgl. ebd.).

Der Weg aus den universalistischen Dualismen führt für Haraway folglich über Erkundung und Betonung der jeweils spezifischen Entitäten und der vielfältigen Beziehungen zwischen den involvierten Entitäten sowie zu einem Verständnis von sowohl den Entitäten als auch den Beziehungen als stets im Werden bzw. im Prozess der Materialisierung und Rekonfiguration.

Ein polymorphes Informationssystem

Die historische Situation nach dem Zweiten Weltkrieg war von fundamentalen gesellschaftlichen Umbrüchen geprägt, sie führte nicht zuletzt zur Entwicklung d* Cyborgs. Am Ende des zwanzigsten Jahrhundert wiederum befand sich die Welt Haraway zufolge im Übergang »von einer organischen Industriegesellschaft in ein polymorphes Informationssystem«, also im Übergang »von den bequemen, alten hierarchischen Herrschaftsformen« zur »Informatik der Herrschaft« (CM, 48). Wie bereits erwähnt entspreche die Entstehung dieser neuen Weltordnung, so betont auch Haraway mehrfach, in ihrer Bedeutung und Reichweite dem Aufkommen des Industriekapitalismus (ebd.).

Im Übergang zur Informatik der Herrschaft erführen alle möglichen Wissensobjekte, so Haraway weiter, eine entscheidende Transformation. Wo im Industriekapitalismus mit Begriffen wie Repräsentation, Organismus, Physiologie, Kleingruppe, funktionale Spezialisierung, Reproduktion, Spezialisierung organischer Geschlechterrollen, *racial chain of being* (rassifizierte Kette des Seins, d. h. die rassifizierte »natür-

liche Ordnung« des Seins), Natur/Kultur, Kooperation, Lohnarbeit und Geist operiert wurde, ist nun von Simulation, biotischen Komponenten, Kommunikationstechnologie, Subsystem, modularer Konstruktion, Replikation, Optimierung genetischer Strategien, Neoimperialismus und UN-Humanismus, Differenzfeldern, Kommunikationssteigerung, Robotik und Künstlicher Intelligenz die Rede (vgl. CM, 48f und CM_E, 20f.). Dabei verändert sich jedoch nicht nur die Bezeichnung, sondern auch das Wissensobjekt selbst. Die Erforschung spezialisierter organischer Geschlechterrollen ist ein vollkommen anderes Metier als die Erforschung der Optimierung genetischer Strategien. Diese beiden Forschungsfelder haben unterschiedliche Wissensobjekte zum Gegenstand und erfordern unterschiedliche Kenntnisse sowie fachliche Ausbildungen bzw. Spezialisierungen. Darüber hinaus verfolgen diese Forschungen auch sehr unterschiedliche Ziele. Eine Politik, die sich auf eine rassifizierte »natürliche« Ordnung des Seins beruft, unterscheidet sich grundlegend von einer Politik, die von Differenzfeldern spricht – allein schon, weil der Rassismus in letzterer weniger offensichtlich ist. Denn die Rede von Differenzfeldern verschleiert deren rassistischen Gehalt, über den Umweg der Kategorie »Kultur« oder »kulturelle Herkunft« wird auch unter diesem Etikett Differenz als wesentliche hergestellt. Wichtig ist daher, an dieser Stelle festzuhalten, dass das Vorher des Industriekapitalismus bei Haraway nicht für einen paradiesischen Zustand organischer Ganzheit steht, der als politische Strategie oder Ort der Erfüllung einer Sehnsucht nach Unschuld, Reinheit und Ursprünglichkeit dienen soll. Weder das Vorher noch das Nachher lassen sich bei ihr naturalistisch »kodieren«. Haraway kommentiert ihre Gegenüberstellung folgenderweise:

Ich wollte den organismischen Körper, der dem patentierten, technokratischen und kybernetischen Körper als oppositionelle Ressource entgegengesetzt wird, denaturalisieren. Mir schien notwendig, die Bequemlichkeit eines angeblich naturalisierten, physiologischen und homöostatischen Körpers zurückzuweisen, indem ich seine Genealogien in der Entwicklung der Diskurse der politischen Ökonomie, des Industriekapitalismus, des Patriarchats usw. betonte. Diese Sichtweise denaturalisierte den physiologischen und den kybernetischen Körper und beide wurden zu Gegenständen kultureller Auseinandersetzungen. (Haraway 1995a, 118 f.)

Körper ebenso wie Natur fasst Haraway also grundsätzlich als artefaktische Koproduktion, als hergestellt und nicht vorgefunden. Beide sind »Gegenstand kultureller Auseinandersetzungen«, die sich anhand der unterschiedlichen Narrative in verschiedenen Wissenschaften belegen lassen. Im Unterschied zu sozialkonstruktivistischen Konzeptionen sind jedoch weder Natur noch Körper *allein* sozial oder kulturell, sondern vielmehr *materiell*-semiotisch konstruiert. An deren Erzeugung sind je nach Kontext die unterschiedlichsten Akteur*innen und Aktant*innen beteiligt. So schreibt Haraway in Anlehnung an Simone de Beauvoir: »Man wird nicht als Organismus geboren, Organismen werden gemacht; sie sind weltverändernde Konstrukte.«¹⁷ Und auch hier gilt es stets, die Fragestellungen mitzudenken, welche Natur, welcher Körper, im Verhältnis zu welchen anderen Akteur*innen und Aktant*innen?

Wenn Haraway diese neue Form der Herrschaft als »Informatik der Herrschaft« bezeichnet, formuliert sie meines Erachtens *in nuce* eine unmittelbar einleuchtende Analyse gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die sich durch die

Etablierung einer kommunikationstheoretischen Sprache auszeichnen, in der das gesamte Spektrum möglicher Wissensobjekte unter dem Begriff der Informationsverarbeitung subsumiert wird. Am Beispiel der Kommunikationswissenschaften und der modernen Biologie argumentiert sie, dass die gesamte Welt in ein Kodierungsproblem übersetzt wird. Beide – Kommunikationswissenschaften und moderne Biologie – fahnden nach einer universellen Sprache, in der jede heterogene Entität zerlegt und neu kombiniert und jeder Widerstand gegen instrumentelle Kontrolle zum Verschwinden gebracht werden kann. Dieses Projekt ist Richs Suche nach einer allgemeinen Sprache für eine Gesellschaft frei von Herrschaft (vgl. Abschnitt 3.2) diametral entgegen gesetzt. Wissen, technologische Prozesse, aber auch Menschen und andere Organismen werden in Informationseinheiten zergliedert, die einer kybernetischen Theorie der Sprache und Steuerung unterworfen sind. So spricht die moderne Biologie nicht mehr von Organismen, sondern von Systemen, die dadurch bestimmt sind, wie sie Informationen verarbeiten. Auch die Molekularbiologie geht davon aus, dass der genetische Kode der DNA nicht nur das Individuum, sondern den Verlauf der Evolution vollständig determiniert. Ja, selbst Ökologie und soziobiologische Evolutionstheorie arbeiten mit der Begrifflichkeit der Informationsverarbeitung.

Was früher als Organismus betrachtet wurde, ist heute ein Problem genetischer Kodierung und des Zugriffs auf Information. Die Biotechnologie ist Schreibtechnologie schlechthin, die aus der Forschungspraxis nicht mehr wegzudenken ist. Organismen als Wissensobjekte haben sich gewissermaßen verflüchtigt. Zurückgeblieben sind biotische Komponenten, d. h. eine Sonderklasse von Informationsverarbeitungssystemen. (CM, 52)

Anhand der Immunbiologie demonstriert Haraway, wie der Körper – zerlegt in Informationseinheiten – als Text und als Kodierungsproblem analysiert wird. Die DNA oder das menschliche Genom gelten hier als universelle Codes, die entschlüsselt werden müssen. Der organische ist hier durch einen biomedizinischen und biotechnischen Körper abgelöst, der als Information verarbeitendes System vorgestellt wird, das ›fremde‹ Eindringlinge abwehrt:

Eine Darstellung des biomedizinischen und biotechnischen Körpers muß mit den multiplen molekularen Überlagerungen von Genom, Nerven-, Hormon- und Immunsystem beginnen. Biologie handelt von Erkennung und Fehlerkennung, Kodierfehlern, körpereigenen Lesepraktiken [...] und dem mit Milliardeninvestitionen betriebenen Projekt der Sequenzierung, Publikation und Speicherung des menschlichen Genoms in einer nationalen ›Genbibliothek‹. Der Körper wird als ein strategisches System konzipiert, das in den zentralen Arenen mit hochmilitarisierten Bildern und Praktiken in Verbindung steht. (BpmK, 174)

Jüngere Beispiele machen deutlich, dass Haraways Perspektive durchaus weitsichtig war: So berichtet die österreichische Tageszeitung *Der Standard* am 3.8.2017 über das Forschungsprojekt des Teams rund um die Biotechnologin Rita Seeböck vom Department *Life Sciences* der IMC-Fachhochschule Krems – einer Hochschule, deren Eigentümer*innen zu siebzig Prozent eine Consulting GmbH und zu dreißig Prozent die Stadt Krems sind – zur geschlechtsspezifischen Therapie von Lungenkrebs. Frauen,

so die Ausgangsthese, sterben signifikant häufiger als Männer an Lungenkrebs (vgl. Griesser 2017, o. S.). Daher will das Team neue epigenetische Marker identifizieren, mit deren Hilfe die Therapie geschlechtsspezifisch abgestimmt werden kann. Epigenetische Marker, so wird in dem Artikel erläutert, seien durch den individuellen Lebensstil wie etwa »Rauchen, Stress oder Sonneneinstrahlung« hervorgerufene Veränderungen an DNA-Abschnitten. Hierzu Seeböck: »Durch diese äußeren Einflüsse können verschiedene Areale in der DNA ein- oder ausgeschaltet werden« (ebd.). Das Forscherinnen*team sucht daher nach chemischen Veränderungen an den Genen, die bewirken, dass diese »nicht mehr *gelesen* werden« (ebd., Hervorh. D. F.) können. Die deutsche *tageszeitung* berichtet am gleichen Tag (die *New York Times*¹⁸ und die weltweit – neben *Science* – angesehenste und meistzitierte Fachzeitschrift für Naturwissenschaften *Nature*¹⁹ schon am Tag zuvor) vom ersten erfolgreichen *Genome Editing* an einer befruchteten Eizelle. Mit der Methode des *Genome Editing* werden als problematisch angenommene Stellen in der DNA angesteuert und anschließend mit der sogenannten »Gen-Schere«, der CRISPR/Cas9-Methode, entfernt oder ersetzt. Die Abkürzung CRISPR (Clustered Regularly Interspaced Short Palindromic Repeats) steht für sich wiederholende Abschnitte im Genom von Bakterien und Cas9 (CRISPR-associated9) für ein Enzym, das die DNA »schneiden« kann. Dieser Prozess ist biochemisch der Reaktionsweise von Bakterien gegenüber bestimmten Viren nachempfunden. Im Forschungsmagazin der Tageszeitung *Der Standard* wird er folgendermaßen erklärt:

Wird ein Bakterium erstmals von einem Virus angegriffen, schneiden sogenannte Cas-Enzyme dessen DNA in kleine Stückchen. Diese Fremd-DNA-Stücke werden dann in bestimmte, sich wiederholende Abschnitte des Bakteriengenoms eingefügt, die CRISPR-Abschnitte. Sie dienen als eine Art Archiv: Kommt es später erneut zu einer Infektion durch das Virus, wird dessen DNA sofort erkannt – und zerstört. Mithilfe dieses Systems »erinnern« sich Bakterien also an Viren, die sie schon einmal angegriffen haben, und schützen sich vor neuen Infektionen. Eine wichtige Rolle kommt dem Enzym Cas9 zu: Es verwendet RNA-Moleküle, die aus den feindlichen DNA-Stückchen transkribiert wurden, um zielgerichtet die virale DNA zu finden und zu schneiden, nicht aber die zelleigene DNA. RNA ist so etwas wie der chemische Cousin der DNA, hat jedoch ganz andere Aufgaben: Sie kommt in vielen unterschiedlichen Typen vor und ist unter anderem für die Übertragung genetischer Informationen zuständig. Identifiziert Cas9 eine virale DNA-Sequenz, die genau zur transkribierten Führungs-RNA passt, wird diese erkannt und zerschnitten. Nach diesem Vorbild entwickelten Forscher [sic!]²⁰ die Gen-Schere.

Als bahnbrechend gelten *Genome-Editing*-Techniken u. a. deshalb, weil sie bei den meisten Zelltypen anwendbar sind – bei Pflanzen, Bakterien, Tieren oder Menschen. Hier sind die kategorialen Grenzen also bereits aufgehoben. Darüber hinaus ist das »An- und Abschalten von Genen«, so der Artikel, genauer und effizienter als bei früheren Techniken. Die Erklärung der »Genschere« im Forschungsmagazin des *Standard*, die von »Angriffen«, »Fremd-DNA« und »feindlicher DNA« sowie vom »Zerstören« spricht, verdeutlicht einmal mehr, warum Haraway eine andere Sprache und andere Erzählungen für die Technowissenschaften sucht: In den Technowissenschaften gilt der Krieg gerne als Normalzustand. »Nur zu häufig ist der Krieg der Wörter und Dinge

das leuchtende Vorbild für Theorie, Explanation und Narration« (1995b, 234). Insofern mag es nicht allzu sehr verwundern, dass in verschiedenen Zeitschriften gemutmaßt wird, es könne zu einem biomedizinischen Wettstreit zwischen China, wo das Verfahren zuerst am Menschen angewandt wurde, und den USA kommen – ähnlich dem *Space Race* zwischen USA und Sowjetunion in der Zeit des Kalten Krieges.²¹ In die Welt gesetzt wurde diese Erzählung allerdings nicht von der Tagespresse oder populärwissenschaftlichen Magazinen, sondern u. a. von einem ›Fachmann‹. So wird Carl June, Professor für Immuntherapie am Department für Pathologie und Labormedizin der University of Pennsylvania in Philadelphia und Berater für einen ersten klinischen Versuch von CRISPR/Cas9 in den USA, in *Nature* zitiert: »I think this is going to trigger ›Sputnik 2.0‹, a biomedical duel on progress between China and the United States, which is important since competition usually improves the end product.«²² Die Forschung in den Technowissenschaften wird nicht etwa nachträglich von ›den Medien‹ in einer Sprache des Krieges dargestellt, sondern die Erzählungen der Technowissenschaften sind bereits in militaristischer Sprache verfasst.

Dem Immunsystem kommt in diesem »Krieg« eine besondere Bedeutung zu, fungiert es Haraway zufolge doch als elaborierte »Ikone für Systeme symbolischer und materieller ›Differenz‹ im Spätkapitalismus«:

Das Immunsystem ist in erster Linie ein Objekt des 20. Jahrhunderts. Es stellt eine Kartierung dar, die Erkennung und Fehlerkennung von Selbst und Anderen in den Dialektiken der westlichen Biopolitik anleitet. Das heißt, daß das Immunsystem ein Plan für bedeutungsvolle Handlungen ist, mit denen in den entscheidenden Bereichen des Normalen und des Pathologischen die Grenzen dafür festgelegt und aufrechterhalten werden, was als Selbst und was als Anderes gelten kann. (BpmK, 162)

Auch in der Erzählung über CRISPR/Cas9 geht es ganz zentral um das Identifizieren des ›Fremden‹ und die Abwehr von »Fremd-DNA«, das Immunsystem wird als Schlachtfeld präsentiert. Die Zukunft der »Genschere« wird u. a. in der Bekämpfung von Erbkrankheiten gesehen – das heißt, in der Perfektionierung des Selbst. Ebenso soll das erfolgreiche *Genome Editing* an befruchteten Eizellen der Eliminierung einer Erbkrankheit aus der DNA der Eizellen dienen – ein für alle Mal, denn die manipulierten Gene sind vererbbar. Jenseits der ethischen Fragen, die damit verknüpft sind – wie beispielsweise: Wann wird ein solcher Diskurs ableistisch, weil er suggeriert, dass ›Defekte‹ wie Erbkrankheiten verhindert werden sollten? Wo ist die Grenze zwischen einer alternativen körperlichen Verfasstheit und vermeidbarem Leid? Wo hört die Behandlung eines ›Gendefekts‹ auf und beginnt das Gendesign? Wo beginnt die biotechnologische Eugenik? Könnten Eltern, deren Erbgut nicht ›optimal‹ ist, dazu gezwungen werden, solche ›Behandlungen‹ vorzunehmen? Werden begüterte Menschen sich in Zukunft per Gendesign ›verbessern‹ lassen, während der Rest mit dem ›suboptimalen‹ Ergebnis herkömmlicher Reproduktion und Vererbung auskommen muss?²³ – jenseits all dieser Fragen suggeriert die Diskussion um *Genome Editing*, dass die DNA lückenlos ›dekodiert‹ und ›gelesen‹ werden kann und dass einzelnen Bereichen der DNA einzelne Funktionen zuweisbar sind – also ordentlich in jede Box genau ein Baustein sortiert werden kann. Der Körper wird hier folglich als geordnetes und strategisches System konzipiert.

Aber auch ohne die Anwendung von Techniken wie dem *Genome Editing* verwandeln wir uns selbst in Cyborgs – durch die Konzepte, mithilfe derer wir uns selbst unsere Körper erklären sowie durch Sprache und Bilder, die wir hierfür verwenden: Kybernetik und Informationsverarbeitung sind nicht nur in alle möglichen Fachdisziplinen vorgedrungen, sondern auch in unser Alltagsverständnis unserer selbst. Darüber hinaus erzeugt die moderne Fortpflanzung zahllose Cyborgs, ist sie doch »von den Prozessen organischer Reproduktion entkoppelt« (ebd.). So ist es für viele Personen mit unerfülltem Kinderwunsch inzwischen eine nahe Überlegung, sich eines der Verfahren einer »assistierten Reproduktionstechnik« zu bedienen, wie beispielsweise der In-vitro-Fertilisation – vorausgesetzt sie haben hierzu rechtlich Zugang und verfügen über die entsprechenden finanziellen Mittel. Lesbische beziehungsweise weibliche queere Personen nutzen die intrauterine Insemination, also die Samenspende, um losgelöst von heterosexuellem Geschlechtsverkehr schwanger zu werden. Doch nicht nur mittels der Reproduktion, auch durch die moderne Produktion, die »den Alptraum des Taylorismus idyllisch erschienen lässt«, machen wir uns zu Cyborgs und durch die modernen Kriegsführung, die »in der Sprache von C3I, Command-Control-Communication-Intelligence« programmiert ist (ebd.).

Feminismen im Widerstreit mit Technowissenschaften und dem »weißen, kapitalistischen Patriarchat«

Haraways Begriff der »Informatik der Herrschaft« ist nicht zuletzt als Kurzform für »weißes, kapitalistisches Patriarchat in seiner zeitgenössischen, aktuellen Form« (Gane 2006, 150) zu verstehen. Der Begriff sollte dazu provozieren, die Kategorien Rassifizierung, Geschlecht, Klasse, Nation und einige weitere Identitätskonstruktionen zu überdenken. Sie werden bei Haraway nicht obsolet, sondern neu bearbeitet: Auf diese Kategorien könne, so Haraway, keinesfalls verzichtet werden, schließlich gingen fortgesetzt Rassifizierungen vonstatten und fänden sich neue ebenso wie alte Formen von Geschlechtern. Der Begriff »Informatik der Herrschaft« zwingt allerdings dazu mitzudenken, dass die durch Informationsverarbeitung geprägten Herrschaftsformen real und intersektional seien: »these forms of globalization, universalization and whatever -izations that work through informatics are real and intersectional« (Gane 2006, 151). Doch auch wenn es mitunter so scheine, seien die Netzwerke nicht allmächtig:

[O]ne minute they look like they control the entire planet, the next minute they look like a house of cards. It's because they are both. And a whole lot is going on that is not that. So, it's about trying to live on these edges—not giving in to nightmares of apocalypse, staying with the urgencies and getting that everyday life is always much more than its deformations—getting that even while experience is commodified and turned against us and given back to us as our enemy, it's never just that. A whole lot is going on that is never named by any systems theory, including the informatics of domination. (Ebd.)

Der Versuch, auf Messers Schneide zu leben oder – weniger dramatisch formuliert – das Navigieren zwischen einerseits der Einsicht, dass Universalisierung, d. h. der Ausschluss oder die Leugnung von Alterität und Differenz, und Globalisierung, also Entstehung und Wachstum weltweiter Märkte für Waren, Kapital und Dienstleistun-

gen, die Bedeutung globaler Unternehmenskooperationen und transnationaler Konzerne, die Loslösung von Arbeit, Produktion und Dienstleistungen von nationalen Standorten durch neue Technologien im Kommunikations-, Informations- und Transportwesen sowie die Ungleichverteilung globaler Ressourcen nicht nur abstrakte Denkfiguren sind, sondern sich sehr real auf unser Leben auswirken, und andererseits der Gewissheit, dass auch die Informatik der Herrschaft nicht absolut ist und sich nicht alles in systemischen Begriffen fassen lässt, dass immer auch andere Dinge stattfinden und es Raum für alternativen Praxen gibt – diese Haltung gälte es einzunehmen. Dafür bedarf es jedoch einer Form der Technikkritik, die weder sozialdeterministisch noch technikdeterministisch verfährt, die nicht einfach nur dafür oder dagegen ist. Haraway verwendet den Begriff der Technowissenschaften, der »die bemerkenswerte Verbindung von technologischen, wissenschaftlichen und ökonomischen Praktiken bezeichnet« (Haraway 1995a, 105). Nicht allein die Verbindung von Technik und Wissenschaft, um nicht zu sagen: die Technisierung von Wissenschaft, auch die Verbindung mit der Ökonomie zeichnet die Technowissenschaften wie oben beschrieben aus. Welche Forschungen als relevant erachtet werden, welche Ideen entwickelt, weiterverfolgt und nicht zuletzt finanziert werden, lässt sich nicht aus einer wissenschaftsimmanenten Logik erklären. Haraway zufolge hängen die Technowissenschaften überdies zentral mit Normierungsprozessen zusammen:

im Militär, in der amerikanischen Form der Fabrikation, in den verschiedenen internationalen Industrienormbehörden des späten 19. Jahrhunderts, in der Periode des Monopolkapitals, im Ausbau von Forschung und Entwicklung innerhalb des industriellen Kapitalismus usw. (Ebd.)

Der Begriff der Technowissenschaften verweist also auch auf »die systematisierte Produktion von Wissen innerhalb industrieller Praktiken« (ebd.), wobei Haraway hervorhebt, dass Technowissenschaften als »industrielle« ebenso wie gesellschaftliche Praktiken zu verstehen sind:

Diese Formulierung soll aber auch darauf aufmerksam machen, daß Wissenschaft und Technologie neue Quellen der Macht darstellen, und daß auch wir auf neue Quellen der Analyse und des politischen Handelns angewiesen sind. Einige der Umordnungen von Rassifizierung, Geschlecht und Klasse infolge der durch die Hochtechnologie ermöglichten gesellschaftlichen Verhältnisse können der Relevanz des sozialistischen Feminismus für eine wirkungsvolle progressive Politik ein stärkeres Gewicht verleihen. (CM, 54)

In einem Interview spricht sie über die Herausforderung und das Vergnügen sich vorzustellen, »wie gleich einem Blatt« sie sei, als einen bedeutenden ›Cyborgmoment‹:

Zum Beispiel fasziniert mich die Molekularstruktur, an der wir teilhaben ebenso wie die Frage, welche Arten der Instrumentierung, Interdisziplinarität und Wissenspraktiken eingegangen sind in die historischen Möglichkeiten zu be-greifen, inwiefern ich einem Blatt gleiche. (Haraway 1997b, 62)

Das geht es jedoch nicht einfach darum, fröhlich kategoriale Grenzen ins Wanken zu bringen. Entgegen einer solchen Lesart hält sie fest: »Mit endlosem Freispiel und der Lust an der Überschreitung will ich nichts zu tun haben« (Haraway 1995a, 111). Wichtig ist Haraway vielmehr, Verantwortung bei der Konstruktion von Grenzen zu übernehmen und die Uneindeutigkeit von Grenzen zu genießen. Den Begriff Verantwortung bzw. *responsibility* beschreibt sie in späteren Texten – gemeinsam mit Astrid Schrader, Karen Barad und Vinciane Despret – auch als *response-ability*: die Fähigkeit zu reagieren, die gerade keinen moralischen Anspruch, sondern die Kultivierung einer Fertigkeit darstelle:

Response-ability is that cultivation through which we render each other capable, that cultivation of the capacity to respond. Response-ability is not something you have toward some kind of demand made on you by the world or by an ethical system or by a political commitment. Response-ability is not something that you just respond to, as if it's there already. Rather, it's the cultivation of the capacity of response in the context of living and dying in worlds for which one is for, with others. So I think of response-ability as irreducibly collective and to-be-made. In some really deep ways, that which is not yet, but may yet be. It is a kind of luring, desiring, making-with. (Haraway und Kenney 2015, 256 f.)

Making-with, das gemeinsame Tun und Herstellen sowie das gemeinsame Werden sind Themen, die Haraway in ihren späteren Arbeiten, insbesondere dem *Companion Species Manifesto* (2003) und *When Species Meet* (2007) – eingehend vertieft. Im Cyborg-Manifest greift sie jedoch bereits Lynn Margulis' Idee der Symbiose – und nicht der ›natürlichen Auslese‹ oder des Wettbewerbs – als *der* treibenden Kraft evolutionären Wandels auf. So hatte Margulis behauptet, dass Zellen mit einem Nukleus durch Symbiose entstanden seien. Und zwar hätten Prokaryoten – Zellen ohne Zellkern – Bakterien von anderen prokaryotischen Zellen aufgenommen, diese jedoch nicht verdaut. Vielmehr lebten sie im Inneren der Zelle weiter und entwickelten sich schließlich zu Zellorganellen in ihren ›Wirtszellen‹. Komplexe pflanzliche, tierische und also auch menschliche Zellen seien folglich durch die Verschmelzung von Prokaryoten entstanden. Im Unterscheid zu den verschiedenen kybernetischen Konzepten entwirft Haraway d* Cyborg daher nicht als *autopoietische* Figur, denn der Begriff der Autopoiesis weist ihrer Ansicht nach zu viele Schließungen auf. So sei die Entwicklung einzelner Organismen nur im Rahmen ihres Werdens gemeinsam mit anderen zu denken. Darüber hinaus sei nichts je das Produkt der eigenen Organisation, wie es das Konzept der Autopoiesis behauptet, es ginge vielmehr immer um Verhältnisse und Beziehungen (vgl. Gane 2006, 141). Mit Lynn Margulis entwickelt Haraway nun stattdessen die Idee einer symbiotischen oder ›*sympoietischen*‹ Figur, also einer Figur, die im Werden ist und zwar stets im Zusammenwerden, das heißt im Austausch mit anderen Akteur*innen, seien diese menschlich, tierisch, pflanzlich, mikrobiell oder maschinisch. Sympoiesis ist jedoch nicht mit dem Zusammenspiel einzelner Teile in einem großen Ganzen gleichzusetzen, sondern bedeutet vielmehr das gemeinsame Werden der Einzelnen, also die Verwobenheit mit anderen Entitäten (vgl. Haraway und Kenney 2015, 262).

Arbeit im integrierten Schaltkreis

Wenn Haraway die gesellschaftlichen Umbrüche im Zuge des Übergangs vom Industriekapitalismus zur Informatik der Herrschaft mit jenen der industriellen Revolution vergleicht, geht es ihr dezidiert auch darum, die abermalige radikale Neuordnung der Arbeit zu benennen und sichtbar zu machen:

Die ›neue industrielle Revolution‹ bringt in weltweitem Maßstab eine neue Arbeiter*innenklasse hervor. Die extreme Mobilität des Kapitals und die sich herausbildende internationale Arbeitsteilung sind mit dem Auftreten neuer Kollektive und der Schwächung vertrauter Gruppen verknüpft. Diese Entwicklungen sind weder in Hinblick auf Geschlecht noch in Hinblick auf Rassifizierung neutral. Dem wachsenden Risiko von Dauerarbeitslosigkeit sind besonders weiße Männer in den entwickelten Industrienationen ausgesetzt. Frauen dagegen sind nicht im gleichen Ausmaß wie Männer von Entlassungen betroffen. Es geht aber nicht allein darum, daß die Frauen in den Ländern der Dritten Welt in den auf Wissenschaft basierenden multinationalen, exportorientierten Industrien, besonders im Bereich der Elektronik, die bevorzugten Arbeitskräfte sind. Die Zusammenhänge sind systematischer und umfassen Reproduktion, Sexualität, Kultur, Konsumtion und Produktion. (CM, 54)

Mit beeindruckendem Weitblick beschreibt Haraway die Lebens- und Arbeitsbedingungen in der gerade erst entstehenden New Economy, die sie mit Richard Gordon als »Hausarbeitsökonomie« bezeichnet. Die Möglichkeit, Arbeitsprozesse aufgrund der Verfügbarkeit von Kommunikationstechnologien zu dezentralisieren (wie beispielsweise Outsourcing von Kommunikation und Kundendienst oder Fertigung in sogenannten ›Billiglohnländern‹) habe den Angriff auf die gewerkschaftlich organisierten Arbeitsplätze weißer Männer und damit letztlich die Hausarbeitsökonomie als internationale Organisationsstruktur des Kapitalismus zwar nicht verursacht, wohl aber erst ermöglicht. Diese zeichne sich durch die Feminisierung von Arbeit aus, unabhängig davon, wer diese verrichtet. Feminisierung bedeutet hier, verletzlich gemacht zu werden, »zerlegt und neu zusammengesetzt werden zu können, als Reservearmee ausgebeutet werden zu können, eher als Bedienstete denn als Arbeiter*in betrachtet zu werden« (CM, 55) sowie allzeitig auch außerhalb der Arbeitszeit verfügbar sein zu sollen.²⁴ Dequalifizierung kann zwar nicht als neue Strategie betrachtet werden, betrifft nach Haraway nun aber auch Arbeitskräfte, die ehemals privilegiert waren, während zugleich auch neue Arbeitsbereiche für Hochqualifizierte entstehen, auch für jene, denen qualifizierte Arbeitsplätze vormals verschlossen waren. Das Charakteristische und Neue an der Hausarbeitsökonomie ist, so Haraway weiter, dass Fabrik, Haushalt und Markt in vorher nicht gekannter Weise zusammengeführt werden und »die Orte der Frauen entscheidend sind« (ebd.). Darüber hinaus geht die Hausarbeitsökonomie mit dem Zusammenbruch des Wohlfahrtsstaates und der Feminisierung von Armut einher. Die Oberhäupter von Familien seien zunehmend Frauen, und auch wenn hier Rassifizierung, Klasse und Sexualität ebenfalls eine Rolle spielten, bilde diese Entwicklung doch die Basis für neue Bündnisse unter Frauen. Den Kapitalismus teilt Haraway in drei Entwicklungsphasen ein, Handels- oder Früh-, Monopol- und internationalen Kapitalismus, und stellt fest, dass diese nicht nur mit ästhetischen Formen einhergingen, sondern auch als »spezifische Familienformen in einer dialekti-

schen Beziehung zu der jeweils vorherrschenden Produktionsweise und ihren politischen und kulturellen Begleiterscheinungen« (CM, 56) zu sehen seien. Im internationalen Kapitalismus sei dies die Familienform der Hausarbeitsökonomie, mit einer Frau als Vorstand, vielfältigen Feminismen sowie der Verschärfung bei gleichzeitiger Aushöhlung der Bedeutung der Kategorie Geschlecht. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen in der New Economy arrangierten rassistische und sexistische Arbeitsteilungen neu, daher sei es bedeutend, die Unterschiede zwischen Frauen wie auch die Beziehungen zwischen Frauen und Männern in verschiedenen Situationen genau zu beleuchten. Das Konzept d* Cyborg sollte das gesamte Aufgebot an Personen einbeziehen, die dieses System aufrechterhalten:

I wanted to use the notion of cyborg as that world—that emergent array of ways of life—that incorporates people in all sorts of positions, not just designers and users, but makers, refusers, cleaner-uppers, the whole array of lives that exist inside this techno-social system. (Nakamura 2003, o. S.)

Zu befürchten sei, dass sich eine doppelte Sozialstruktur herausbilde, in der die Mehrheit von Personen aller Rassifizierungen, vor allem jedoch von People of Color, an eine Hausarbeitsökonomie gefesselt und von »hochtechnologischen Repressionsapparaten« (von Unterhaltung über Überwachung bis hin zu offenem Terror) überwacht würden. In dem Maße, in dem Automatisierung Arbeitsplätze von Männern in Industrieländern wie auch in der sogenannten ›Dritten Welt‹ vernichte, intensiviere sich auch die Feminisierung von Arbeit – eine Entwicklung, die jedoch nicht auf die Arbeitswelt beschränkt bleibe:

Es ist kein Geheimnis mehr, dass Sexualität, Reproduktion, Familie und das soziale Leben vielfach mit dieser ökonomischen Struktur verwoben sind, die zudem die Situation von weißen und schwarzen Frauen sehr unterschiedlich gestaltete. (CM, 57)

Diese Situation beträfe jedoch zunehmend mehr Menschen, insofern seien Allianzen von Menschen unterschiedlicher Rassifizierung und verschiedener Geschlechter politisch nicht nur äußerst wünschenswert, sondern dringend notwendig. Haraway plädiert also für den Neuaufbau einer Arbeiter*innenbewegung, die *alle* Kategorien gegenwärtiger Arbeit umfasst. Beispielhaft ruft sie im Manifest explizit dazu auf, den Bezirk 925 der SEIU zu unterstützen, in dem die Service Employees International Union zusammen mit den *Working Women* eine prominente Kampagne zur gewerkschaftlichen Organisation von Büroangestellten geführt hat. Zugleich ist sie jedoch sehr darauf bedacht, die unterschiedlichen Positionierungen von Frauen – entlang der Faktoren Geschlecht, Sexualität, Klasse, Rassifizierung, Nation, Ausbildung – festzuhalten, insbesondere die höchst unterschiedliche Positionierung weißer und schwarzer Frauen in den USA historisch wie auch aktuell, sowie die je unterschiedlichen Auswirkungen der Hausarbeitsökonomie auf Frauen in globalgeschichtlicher Hinsicht:

Der starke Druck auf schwarze Frauen in den USA, denen es gelungen ist, aus (schlecht) bezahlten Stellungen als Hausbedienstete auszubrechen, und die nun in großer Zahl in der Verwaltung arbeiten, hat weitreichende Konsequenzen für

die zunehmende erzwungene Armut unter Schwarzen *trotz* Erwerbsarbeit. Junge Frauen in den Industrialisierungsgebieten der Dritten Welt sind immer häufiger die alleinige und wichtigste Quelle eines Lohneinkommens ihrer Familien, während der Zugang zu Grund und Boden immer schwieriger wird. Solche Entwicklungen werden entscheidende Konsequenzen für die Psychodynamik und Politik von Rassifizierung und Geschlecht haben. (CM, 56; Übersetzung von *race* geändert)

Als (macht-)strategisches Argument wichtig ist hier Haraways Insistieren darauf, dass sozialistisch-feministische Politik auch Frauen mit privilegierten Arbeitsplätzen einbeziehen müsse, insbesondere in den Bereichen Technologie und Wissenschaften, »wo die wissenschaftlich-technischen Diskurse, Prozesse und Objekte konstruiert werden« (CM, 59). Allianzen unterschiedlicher Frauen, eine Arbeiteri*nnenbewegung, die alle Formen von Arbeit umfasst, nicht ausschließlich Industriearbeit – das sind für Haraway politische Notwendigkeiten nicht nur in Bezug auf die Frage der Arbeitsbedingungen, sondern in Bezug auf alle Lebensbereiche, auf das gesamte Leben:

And I think that one of the crucial political questions of our historical moment is what kind of organizing is going to get back control—not just of the conditions of work but the conditions of life. You know, what sort of political movement-building is going to take on these issues in some kind of a serious way? Because they're not just labor issues; they are whole life issues. (Nakamura 2003, o. S.)

Der Bodensatz der Informatik der Herrschaft lasse sich nur als Intensivierung von Unsicherheit und kulturelle Verarmung beschreiben – und als Scheitern der Subsistenz-Netzwerke gerade der Verwundbarsten (vgl. CM, 60). Doch auch wenn Haraway ein äußerst besorgniserregendes Bild von der Informatik der Herrschaft zeichnet, betont sie auch, dass so manches, was aus der Perspektive von Frauen zunächst als Verlust erscheine, sich letztlich als Befreiung von romantisch verbrämter Unterdrückung erweise. Darüber hinaus böten neue Möglichkeiten neuer Formen politischer Allianzen und solidarischer Einheit über Geschlechter, Rassifizierungen und Klassen hinweg auch Anlass zu Hoffnung, zumal diese Kategorien selbst vielseitigen Veränderungen unterlägen.

Gerade in Bezug auf Lebens- und Arbeitsbedingungen formuliert Haraway wie beschrieben sehr eindeutig, wie einige »der Umordnungen von Rassifizierung, Geschlecht und Klasse infolge der durch die Hochtechnologie ermöglichten gesellschaftlichen Verhältnisse [...] der Relevanz des sozialistischen Feminismus für eine wirkungsvolle progressive Politik ein stärkeres Gewicht verleihen [können]« (CM, 54). Entsprechend äußert sie in einem Interview, dass wir auch in Bezug auf Arbeit und Ausbeutung viel zu sehr in Entweder-Oder-Kategorien denken: Entweder sei eine*r ausgebeutet oder mächtig, Schwarz oder weiß, privilegiert oder disprivilegiert. In diesen Dualismen gehe jedoch die Dichte der Welt verloren, so dass wir viele Formen von Ausbeutung und auch viele Möglichkeiten, die wir verfolgen sollten, gar nicht entdeckten. (Vgl. Nakamura 2003, o. S.)

Die Verbindung zwischen Cyborg als oppositioneller Figur und unumgängliche Existenzweise in der Informatik der Herrschaft zugleich schafft Haraway abermals

unter Rückgriff auf Figuren von *Women of Color*. Sie bezieht sich hier auf Audre Lordes Figur der *Sister Outsider*, die weder ganz ›Schwester‹ noch allein Außenseiterin und doch auch beides zugleich ist. Dieses Bild greift Haraway auf, um ihren politischen Mythos auf konkrete Existenzweisen zu begründen, mit Frauen unterschiedlicher Rassifizierungen, die multinationale Konzerne in den USA wie auch international gegeneinander auszuspielen suchen, die billig, austauschbar und überall einsetzbar sein sollen:

In meinem politischen Mythos ist *Sister Outsider* die Frau in Übersee, die US-amerikanische, weibliche ebenso wie feminisierte, Arbeiter*innen als Feindin betrachten sollen, die ihre Solidarität unterhöhlt und ihre Sicherheit bedroht. An Land, innerhalb der Grenzen der USA, stellt *Sister Outsider* eine Möglichkeit inmitten der Rassifizierungen und ethnisierten Identitäten der Frauen dar, die in denselben Branchen mit dem Zweck der Spaltung, Konkurrenz und Ausbeutung manipuliert werden. ›*Women of color*‹ sind bevorzugte Arbeitskräfte der auf Wissenschaft basierenden Industrien. Sie sind die realen Frauen, für die der weltweite Sexualitätsmarkt, Arbeitsmarkt und die Politiken der Reproduktion das Kaleidoskop ihres Alltags bilden. Junge Frauen, die in Korea in der Sex-Industrie und in der Elektronikbranche arbeiten, werden bereits in der Schule erzogen, ausgebildet und abgeworben für den integrierten Schaltkreis. Die Fähigkeit, lesen und schreiben zu können, vor allem in Englisch, zeichnet die ›billigen‹ Arbeitskräfte aus, auf die es die multinationalen Konzerne abgesehen haben. (CM, 63; Übers. bearbeitet)

Haraway positioniert die Figur d* Cyborg also im Konflikt mit der weltumspannenden Herrschaftsordnung des weißen, kapitalistischen Patriarchats. Cyborg sind dieser Ordnung aber nicht äußerlich, stehen ihr nicht als Opponenten gegenüber und sind ihr nicht subordiniert – d* Cyborg ist selbst Produkt der informationsbasierten Herrschaftsordnung und zutiefst in diese verstrickt.²⁵ Diese Verstrickung realisiert sich über Netzwerke, Beziehungsgeflechte, Cat's Cradle, die ernstzunehmen es erfordert, anstelle von Beschreibungen universeller Gültigkeit auf Erzählungen zurückzugreifen, die im Wissen um ihre Relativität, um ihre Situiertheit formuliert sind. Lässt sich dennoch darüber sprechen, welche Techniken und Werkzeuge der Befreiung d* Cyborg zur Hand haben? Die Antwort findet sich in Haraways Reflektion des Schreibens und des Erzählens.

2.5 Schreiben: Eine bedeutende Cyborgtechnologie

Literacy, also die Fähigkeit, lesen und schreiben zu können, ist im Manifest nicht nur eine Voraussetzung der Ausbeutung durch multinationale Konzerne, wie es in obigem Zitat anklingt; sie ist vor allem als Potenzial oppositioneller, subversiver Strategien von Bedeutung. Haraway verwendet den Begriff im Plural, weil sie wie andere auch davon ausgeht, dass verschiedene Wissensfelder ihre je eigenen *literacies* erfordern – die Biologie ist eine spezifische Lese- und Schreibpraxis, die SF eine andere. Schreiben und das Erzählen ›neuer‹ Geschichten sowie neuer Versionen tradierter Geschichten sind bedeutende Cyborgtechnologien, denn »Cyborg-Politik bedeutet, zugleich für eine Sprache und gegen die perfekte Kommunikation zu kämpfen, gegen das zentrale Dogma des Phallogozentrismus, den einen Code, der jede Bedeutung perfekt überträgt« (CM, 65). Das Neu- und Umschreiben von Begriffen, Figurationen und Geschichten hat in allen Arbeiten Haraways einen zentralen Stellenwert. Es geht ihr um die Macht des Bezeichnens, die Konzentration komplexer Welten in Figurationen, die diese Welten kreativ zur Anschauung bringen, sowie um Schreiben als Technologie, die Welten herzustellen vermag. Denn Geschichten setzten sich für *bestimmte* Welten ein. Schreiben spielte außerdem eine entscheidende Rolle im westlichen Mythos der Unterscheidung zwischen mündlichen und schriftlichen Überlieferungen, ›primitiven‹ und ›zivilisierten‹ Kulturen, stehe umgekehrt aber auch im Zentrum der Zersetzung dieses Mythos durch poststrukturalistische²⁶ Theorien, die den Phallogozentrismus des Westens angriffen sowie dessen »Anbetung des monotheistischen, phallischen, autoritären und singulären Wortes, des einzigen und perfekten Namens« (CM, 63). Schreiben ist bei Haraway folglich auch eine Praxis der Freiheit. Ihr Manifest formuliert sie in der Überzeugung, dass ›wir‹ neue Geschichten brauchen in drei Gebieten: (literarischen) Texten von Chicanas und Schwarzen US-amerikanischen Autorinnen, der feministischen Science Fiction sowie den Technowissenschaften. Sie untersucht, welche Möglichkeiten sich aus dem Zusammenbruch von Unterscheidungen, »die das westliche Selbst strukturiert haben« (CM, 62) ergeben und welche »neuen Geometrien« entstehen, wenn Herrschaftsstrukturen durch diese Zusammenbrüche aufgesprengt werden. Angeleitet ist diese ihre Exploration von der Frage nach dem Danach: »Was läßt sich aus der je persönlichen wie politischen ›technologischen‹ Verunreinigung lernen?« (CM, 63).

Die drei Spuren, die Haraway in ihren Reflektionen zur Bedeutung des Schreibens und des Erzählens legt, werden im Folgenden genauer verfolgt: Bezüge zur Literatur von Women of Color, zur SF-Literatur und zur Erzählung von Technowissenschaften. Der letzte Abschnitt dieses Kapitels widmet sich Haraways Selbstzeugnissen zu ihren erzählerischen Strategien: Wie denkt Haraway über formale und stilistische Aspekte ihrer Texte, welche Mittel werden in welcher Absicht zum Einsatz gebracht?

Malinche: eine Neu-Erzählung

Den Zusammenhang von Lesen und Schreiben mit Herrschaft wie auch Befreiung betont Haraway insbesondere in Bezug auf Women of Color. So verweist sie darauf, dass Lesen und Schreiben in der Geschichte der USA für Schwarze lebensgefährlich war, sie sich diese Fähigkeiten jedoch gleichwohl angeeignet hätten. Entgegen dem Stereotyp sei lesen und schreiben zu können gerade ein Kennzeichen von Women of Color, wie

das Schreiben für kolonisierte Gruppen überhaupt einen bedeutenden Stellenwert habe (CM, 63). Women of Color als »machtvolle Verschmelzung marginalisierter Identitäten«, die nicht auf eine ursprüngliche Ganzheit verweisen, beschreibt Haraway ohnehin als Cyborg-Existenzweise, sie liest aber auch deren Texte, um Cyborg als Figur zu entwickeln, die in Dualismen keine der beiden Seiten und beide zugleich repräsentieren. Lyrik und Erzählungen von Women of Color thematisierten häufig das Schreiben selbst als Zugang zur Macht des Bezeichnens. Im Cyborg-Schreiben dürfe diese Macht jedoch weder phallisch noch unschuldig sein. Ebenso dürfe das Schreiben der Cyborgs nicht mit Vorstellungen einer organischen Ganzheit befasst sein, schon gar nicht einer, »die der Sprache, der Schrift, dem Menschen vorausgeht« (CM, 64). Cyborg-Schreiben sei vielmehr ein Neu-Erzählen zentraler westlicher Mythen, das den Fallstricken von Ursprung und Einheit – den Ausgangspunkten der Dualismenbildung – entgeht:

Das Schreiben der Cyborgs handelt vom Willen zum Überleben, nicht auf der Grundlage ursprünglicher Unschuld, sondern durch das Ergreifen eben jener Werkzeuge, die die Welt markieren, die sie als Andere markiert hat. Diese Werkzeuge sind häufig wieder- und neu erzählte Geschichten, Versionen, die die hierarchischen Dualismen naturalisierter Identitäten verkehren und verrücken. Im Wiedererzählen der Ursprungserzählungen untergraben Cyborg-Autor*innen die zentralen Mythen vom Ursprung der westlichen Kultur. (Ebd.)

Wie sie sich ein subversives, befreiendes Wiedererzählen von Ursprungserzählungen vorstellt, verdeutlicht Haraway anhand von Cherríe Moragas semi-autobiografischem *Loving in the War Years: lo que nunca pasó por sus labios* (1983), das aus Gedichten, Tagebucheinträgen, kurzen Prosatexten und Essays besteht. Moraga untersucht Fragen nach Identität insbesondere von Chicana-Lesben, für die vor allem Familie, heterogene Herkunft, Rassifizierung, internalisierte Stereotypen sowie die wechselseitige Konstituierung von Rassifizierung, Klasse, Geschlecht und Sexualität von Bedeutung sind. Darüber hinaus thematisiert sie die Grenzen von Emanzipationsbewegungen, welche die Verschränkungen unterschiedlicher Unterdrückungsverhältnisse nicht hinlänglich berücksichtigen und plädiert – auch aus diesem Grund – verstärkt für Koalitionen zwischen verschiedenen sozialen Bewegungen. Haraway geht vor allem auf Moragas Darstellung von Malinche ein – einer historischen Figur, die im Chicana-Feminismus eine zentrale Stellung einnimmt und unter verschiedenen Namen bekannt ist: Von Indígen@s wurde sie auch Malintzín genannt, während ihr historischer Name vermutlich Malinalli war, die Spanier*innen wiederum nannten sie Doña Marina, auf diesen Namen wurde sie auch getauft. Malinche – als aztekische »Prinzessin« geboren und in die Sklaverei der Maya verkauft – war die Übersetzer*in, Beraterin* und später auch Mätresse* von Hernán Cortés, dem Anführer der spanischen Kolonisatoren Amerikas, dem sie auch einen Sohn gebar.²⁷ Aufgrund ihrer Herkunft sprach sie Nahuatl als die Sprache ihrer Eltern sowie die Sprache der Maya, bei denen sie lebte, zusätzlich lernte sie Spanisch. Ohne Malinches Hilfe wäre es den Kolonistor*innen nicht möglich gewesen, mit den Aztek*innen und deren Vasall*innen zu kommunizieren. Moraga beschreibt Malinche in dem mehrfach wiederveröffentlichten Text »A long line of vendidas«²⁸ als sexuelles Erbe der Chicanas, das diese immer schon des Verrats verdächtig macht:

The sexual legacy passed down to the Mexicana/Chicana is the legacy of betrayal, pivoting around the historical/mythical female figure of Malintzin Tenepal. As translator and strategic advisor and mistress to the Spanish conqueror of México, Hernán Cortéz, Malintzin is considered the mother of the mestizo people. But unlike La Virgen de Guadalupe, she is not revered as the Virgin Mother, but rather slandered as La Chingada, meaning the »fucked one,« or La Vendida, sell-out to the white race.

Upon her shoulders rests the full blame for the »bastardization« of the indigenous people of México. To put it in its most base terms: Malintzin, also called Malinche, fucked the white man who conquered the Indian peoples of México and destroyed their culture. Ever since, brown men have been accusing her of betraying her race, and over the centuries continue to blame her entire sex for this »transgression.« (Moraga 1983, 99 f.)

Die Geschichte dieser »Überschreitung« manifestiert sich auch in dem von Malinche abgeleiteten Begriff *malinchismo*, der für den Verrat am »eigenen Volk« steht. Demgegenüber reklamieren einige Chicana-Feministinnen Malinche für sich als Vorläuferin, die sich weder einer indigen_patriarchalen noch einer kolonial_patriarchalen Ordnung unterwirft. Neben Moraga sind dies beispielsweise Norma Alarcón und Gloria Anzaldúa, der Moragas Text gewidmet ist, und ihr Entwurf der *New Mestiza* in *Borderlands/La Frontera*. Für Anzaldúa wie für Moraga ist die Auseinandersetzung mit ihrer Situierung als Chicana und als Lesbe von zentraler Bedeutung und wie Moraga verwendet sie sowohl Spanisch als auch Englisch (und Spanglish) und sowohl Lyrik als auch Prosa, um ihre Figur zu entwickeln. Die *New Mestiza* thematisiert die sichtbar_unsichtbaren Grenzen zwischen den USA und Mexiko, Angl@s und Chican@s, Weiblichkeit und Männlichkeit, Hetero- und Homosexualität. Als eine Figur, die auf keine Seite der Grenze reduziert werden kann, bewohnt die *New Mestiza* die unterschiedlichen, sich überschneidenden *borderlands*. Moraga selbst verfolgt die Spur von Malinche in *Loving in the War Years*, um die Verschränkungen von Sexismus, Heterosexismus, Rassismus und Kolonialismus für ihre Person und für lesbische/queere Chicanas im Allgemeinen zu analysieren. Moraga (und Anzaldúa) eignet sich also eine (hetero)sexistische, patriarchale und nationalistische Erzählung an, um daraus ein Modell ihrer eigenen uneinheitlichen und widersprüchlichen Subjektivierung zu entwerfen.

Die Geschichten über die Figur der Malinche verdeutlichen, warum Haraway das Cyborg-Schreiben als Neu-Erzählen einer alten Geschichte mit *Loving in the War Years* entwickelt: Hier geht es um eine transgressive Figur, die eine illegitime Verbindung eingeht und so für ihr Überleben sorgt:

In *Loving in the War Years* geht Cherríe Moraga der Frage nach, was Identität bedeuten kann, wenn es keine ursprüngliche Sprache, keine authentische Geschichte und keine Harmonie legitimer Heterosexualität im Paradies der Kultur gibt. Unter diesen Umständen kann Identität weder auf einen Mythos der Unschuld, noch auf dem Sündenfall oder auf dem Anrecht auf einen eigenen Namen, sei es nun der Name der Mutter oder der des Vaters, beruhen. Moragas Schreibweise, ihre ausgezeichnete Fähigkeit mit Sprache umzugehen, präsentiert sich in ihrer Dichtung als dieselbe Art von Verletzung und Übertretung, mit

der Malinche auch die Sprache der Eroberer meistert – eine illegitime Produktion, die das Überleben ermöglicht. (CM, 64 f.)

Moragas Schreiben reflektiere diese Situierung ohne jegliche auf einen Ort fixierende Zuschreibungen, es entstehe »eine bewusst gespaltene Chimäre« – das heißt ein Mischwesen –²⁹ »aus Englisch und Spanisch, die beide Sprachen von Eroberern sind« und die folglich »keinen Anspruch auf eine ursprüngliche Sprache vor allen Verletzungen begründen kann« (CM, 65). Gerade diese »monströse Chimäre« jedoch bringe die »erotischen, kompetenten und machtvollen Identitäten der *Women of Color* hervor« (ebd.). Haraway fährt fort:

Sister Outsider deutet die Möglichkeit des Überlebens an, nicht aufgrund ursprünglicher Unschuld, sondern aufgrund ihrer Fähigkeit an den Grenzen zu leben. Ihr Schreiben beruht nicht auf dem Gründungsmythos einer ursprünglichen Ganzheit und der damit unausweichlichen Apokalypse der endgültigen Rückkehr zur Einheit im Tod [...] Schreiben markiert Moragas Körper, bestätigt ihn als den Körper einer *Woman of Color* und bewahrt sie davor, in die unmarkierte Kategorie des angloamerikanischen Vaters abzugleiten oder in den orientalistischen Mythos eines »ursprünglichen« Analfabetismus einer Mutter, die es nie gegeben hat. Malinche war eine leibhaftige Mutter und keine Eva vor dem Verzehr der Frucht. Das Schreiben bestätigt *Sister Outsider*, nicht die Frau-vor-dem-Sündenfall-des-Schreibens, auf die die phallogozentrische Familie des Menschen/Mannes angewiesen ist. (Ebd.; Übers. von »orientalist« verändert)

In dieser Passage werden also Moragas Darstellung der Malinche, (zumindest implizit) Anzaldúas *New Mestiza*³⁰ sowie Audre Lordes *Sister Outsider* als Figuren verhandelt, die die *Borderlands* bewohnen. Mit diesen Neu-Erzählungen ergreifen die drei Autorinnen in Haraways Lektüre »eben jene Werkzeuge«, »die die Welt markieren, die sie als Andere markiert hat« (CM, 64). Während in dualistischem Denken gestrandete Feminismen und Marxismen Unterdrückungen hierarchisiert hätten und so ein revolutionäres Subjekt und/oder eine »Position moralischer Überlegenheit, der Unschuld und größeren Nähe zur Natur« (CM, 66) begründen wollten, sei die Perspektive der Cyborgs »befreit von der Notwendigkeit, Politik in »unserer« privilegierten Position der Unterdrückung zu begründen, die sich alle weiteren Herrschaftsformen einverleibt – die Unschuld der lediglich Verwundeten, die Grundlage jener, die der Natur näher stehen« (CM, 65 f.). Haraway argumentiert im Manifest also für eine Betrachtungsweise, die später als »intersektional« bezeichnet werden sollte: Wider die »Privilegierung« eines Unterdrückungsverhältnisses vor anderen, aber auch wider ein additives Verständnis von Unterdrückungsverhältnissen. Die Perspektive der Cyborgs verfolge gerade nicht den radikalfeministischen oder den marxistischen »Traum einer gemeinsamen Sprache«, und suche keine »ursprüngliche Symbiose, die Schutz vor der feindlichen, »männlichen« Separierung verspricht« (CM, 66) – Haraway grenzt sich also auch von jenen psychoanalytisch informierten Ansätzen des *cultural feminism* bzw. der Differenz-Feminismus dieser Zeit ab, die auf der Vorstellung einer »unverfälschten«, »essenziellen« Weiblichkeit basierten. Denn während die patriarchale Psychoanalyse in Frau und Weiblichkeit einen Mangel erblicke, werde dieser in der gynozentrischen Variante lediglich gewendet:

In diesem Erzählmuster werden Frauen entweder als besser oder als schlechter betrachtet, aber alle sind sich darüber einig, daß sie sich über eine geringere Selbstsucht und eine instabilere Individuierung auszeichnen, daß sie eher dem Oralen, der Mutter verbunden sind und weniger an der Autonomie der Männer teilhaben. (Ebd.; Übers. von »selfhood« geändert)

Und eben weil die Perspektive der Cyborgs auf all diese Einheitsphantasmen verzichte, müsse sie ihre Politik nicht auf Identifikation, Avantgarde, Reinheit oder Mütterlichkeit gründen. Männliche Autonomievorstellungen könne auch mit anderen Mitteln aus dem Weg gegangen werden.

Der Identität beraubt, belehrt uns die Bastard-Rassifizierung der Cyborgs über die Macht der Grenzen und die große Bedeutung einer Mutter wie Malinche. *Women of Color* haben die von Männern gefürchtete böse Mutter in eine Mutter verwandelt, die von Anbeginn an schreibt und das Überleben lehrt. (Ebd.)

Neben der remythologisierten Malinche gäbe es noch weitere Möglichkeiten, die nicht den Weg über »Frau, das Primitive, den Nullpunkt, das Spiegelstadium und dessen Imaginäres« (ebd.) nehmen, die anstelle dessen auf »Frau und andere gegenwärtige illegitime Cyborgs« zurückgriffen und eine Opfer-Ideologie zurückwiesen, um ein reales Leben führen zu können: Konkrete Cyborgs, »beispielsweise die aus südostasiatischen Dörfern kommenden Arbeiterinnen in japanischen und amerikanischen Elektronikkonzernen« (ebd.).³¹

Mit ihren – allesamt (semi-)autobiografischen – Texten ergreifen Chicana und Schwarze Feministinnen das Wort, um die eigenen Geschichten zu erzählen und die eigene Situiertheit zu beleuchten. In Haraways Lektüre setzen sich diese Autorinnen durch ihre Sprachmächtigkeit gegen Stereotypisierung und Othering – also Prozesse, in denen sie zu »Anderen« gemacht werden – zur Wehr und das, obwohl ihnen nicht nur die Schriftkultur abgesprochen worden sei, sondern Sprache wie auch das Lesen und Schreiben historisch als Instrumente ihrer Unterdrückung eingesetzt worden wären. Dennoch beriefen sich diese Autorinnen nicht auf eine – etwa vorkoloniale – ursprüngliche Sprache oder ein ursprüngliches Wesen, sondern unterwanderten vielmehr die Vorstellung von Selbst und Anderem. Auf diese Weise werden Malinche, die *New Mestiza* sowie *Sister Outsider* zu poetischen politischen Mythen für Cyborgs, die der Kolonisierung »unseres« Denkens durch »westliche« Ursprungsmythen entgegenarbeiten. *Loving in the War Years* stellt Haraway darüber hinaus als paradigmatische Neu-Erzählung altbekannter Geschichten oder als Remythologisierung dar – allerdings nicht allein im Sinne einer Revision der (Erzählungen der) Vergangenheit, sondern auch als poetisches Werkzeug der Selbstbehauptung und machtvolles Instrument in aktuellen politischen Kämpfen.

Cyborg-Monster der feministischen Science Fiction

Die Figur d* Cyborg wird gerade auch im Feld der Populärkultur erkundet, insbesondere in der Science Fiction. Für Haraways Ausarbeitung sind vor allem die Versuchsanordnungen der feministischen SF wesentlich, dahier bereits lange vor Erscheinen ihres Manifests komplexe Cyborgs und Cyborgwelten entworfen wurden (Haraway 2004, 323). Zwar hat SF auch rein eskapistische Funktionen, häufig stellt sie aber die

Frage, was wäre, wenn ›es‹/alles anders wäre. Hier verbindet sich SF mit der Form und Funktion des Manifests, nämlich der Frage nach einem anderswo, nicht als Flucht, sondern als machtvolles Werkzeug (Gane 2006, 152) – des Experimentierens und des Fabulierens.

Als »TheoretikerInnen für Cyborgs« (CM, 62) bezeichnet Haraway neben Autor*innen of Color dementsprechend vor allem Schriftsteller*innen, die der feministischen SF zugerechnet werden. Und tatsächlich will sie SF, das heißt in diesem Fall Literatur, die vielerorts nach wie vor als ›Schund‹ betrachtet wird, als theoretische Praxis verstanden wissen, wie sie auch in Terranovas Film klarstellt. Mit dem Verweise auf SF ginge es ihr nicht um eine Illustration ihres Denkens oder bestimmter Argumente, sondern die SF-Texte seien selbst als philosophische Texte zu sehen. Geschichten erzählen, so Haraway, ist Denken, und mitunter erfolge das brillianteste Denken in Form des Geschichtenerzählens (vgl. Terranova 2016). Für ihren Cyborg-Mythos habe sie ›theoretische‹ Anregungen von Joanna Russ, Samuel R. Delany, John Varley, James Tiptree, Jr., Octavia Butler, Monique Wittig³², und Vonda McIntyre erhalten. Genauer ist dies in einer Fußnote nachzulesen, in der sie eine gekürzte Liste der SF-Texte zusammenstellt, welche die Themen des Manifests untermauern.³³

Als Geschichtenerzähler*innen der Cyborgs bieten sich laut Haraway vornehmlich SF-Autor*innen an, da sie erkunden, »was es bedeutet, in den Welten der Hochtechnologie verkörpert zu sein« (CM, 62). Zu erwarten wäre also, dass die Texte, auf die sie sich bezieht, gerade Mensch-Maschine-Verschmelzungen beleuchten. In Bezug auf Anne McCaffreys *The Ship Who Sang* (1969; dt. *Ein Raumschiffnames Helva*, 1973) ist dies auch der Fall. *The Ship Who Sang* dient als Beispiel dafür, dass »Gelähmte und andere schwer behinderte Menschen [...] vielleicht über die intensivsten Erfahrungen einer komplexen Hybridisierung mit anderen Kommunikationsgeräten verfügen« (CM, 67) können.³⁴ Mit Hilfe dieser Geschichte argumentiert Haraway, dass es nicht darum geht, Maschinen zu beleben oder Organismen zu mechanisieren, vielmehr könnten Maschinen Prothesen, intime Bestandteile oder auch ein Selbst sein (CM, 68). Das Verhältnis von Organismus und Maschine umfasse all diese Möglichkeiten.

Die Geschichten, die sie explizit als zweite ihren Cyborg-Mythos inspirierende Textgruppe bespricht, thematisieren ebenfalls zum Teil Mensch-Maschine-Verhältnisse. In Joanna Russ' *The Female Man* (1975) beispielsweise kommen nicht nur Androiden vor, sondern auch eine professionelle Attentäterin, die implantierte Waffen trägt. Und die Taucherin, die in Vonda McIntyres *Superluminal* Weltraumpilotin werden möchte, benötigt hierfür unter anderem mikroelektronische Implantate. Bei Tiptree, Varley und Butler hingegen werden die Cyborgs auf biotechnologische Weise geschaffen. Denn auch in der SF stellt Haraway vor allem die Grenzen zwischen Körpern, Geschlechtern, Sexualitäten, Rassifizierungen und Spezies in den Vordergrund. So hält sie zu Beginn ihrer Ausführungen über SF fest:

Die feministische Science Fiction ist bevölkert von Cyborgs, die den Status von Mann oder Frau, Mensch, Artefakt, Zugehörigkeit zu einer Rassifizierung, individueller Identität oder Körper sehr fragwürdig erscheinen lassen. (CM, 68)

Entsprechend bezieht sich Haraway nicht auf die offensichtliche Cyborg-Figur in Russ' Roman, sie stellt vielmehr heraus, dass in *The Female Man* vier Versionen eines Genotyps zusammenkommen, die in verschiedenen Zeiten und unterschiedlichen Gesell-

schaften leben, gemeinsam aber dennoch kein Ganzes bilden. Und sie weist darauf hin, dass auch in Russ' verschiedenen Welten und Zukünften, »der Skandal des Geschlechts« (ebd.) fortbesteht. James Tiptree, Jr. ist eine interessante Autorin für das Manifest, weil ihr Schreibstil lange – solange nämlich wie die Autorin als Person nicht bekannt war – als ausgesprochen »männlich« und charakteristisch für die »harte« SF galt, bis James Tiptree, Jr. ausfindig gemacht und als weiblich identifiziert wurde. Darüber hinaus inspiriert Tiptree das Cyborg-Manifest mit ihren »Geschichten über die Reproduktionsweisen von Nicht-Säugetern, die auf Technologien wie Generationswechsel, Bruttaschen der Männchen und Brutpflege durch die Männchen beruhen« (CM, 68 f.). Schilderungen buchstäblicher Partialität, Explorationen der Möglichkeiten geschlechtlicher Existenzweisen und Darstellungen nicht-heteronormativer Reproduktion informieren also das Manifest. Und auch vielfältige Grenzüberschreitungen: Vonda McIntyres *Superluminal* bespricht Haraway ausführlicher als die anderen Werke, da keine Figur in diesem Roman einfach »nur« menschlich sei: McIntyre beschreibt beispielsweise eine Taucherin, die mit Killerwalen kommunizieren und in der Tiefsee überleben kann, da virale Vektoren einen neuen genetischen Code in den Körper schleusen, in den darüber hinaus auch mikroelektronische Geräte implantiert werden – hier findet sich also eine Figur, die menschliche, maschinische und tierische Charakteristika zugleich aufweist.

Einen wichtigen Stellenwert haben in Haraways SF-Universum aber auch, wie oben bereits erwähnt, Herausforderungen westlicher Ursprungserzählungen sowie feministisches Schreiben. Sie bezieht sich auf gleich mehrere Werke von Octavia Butler, die lange Zeit eine der auffallend wenigen Schwarzen US-amerikanischen Autor*innen war, deren Arbeit eindeutig zur SF gerechnet wurde. Butler beschreibt eine Schwarze Zauberin, Formenwandler*innen, Mischwesen und Figuren, die sowohl irdisch-menschlich als auch außerirdisch sind. Sie thematisiert die Unabgeschlossenheit der Geschichte der Sklaverei in den USA, Kolonialismus, patriarchale Geschlechterverhältnisse, Eugenik und Verwandtschaftsverhältnisse jenseits der weißen heterosexuellen Kleinfamilie. Darüber hinaus führt sie Schwarze (und) afrikanische Frauenfiguren in die SF ein, die Sklaverei, rassistische und patriarchale Herrschaft überleben. Mehr noch: *Wild Seed* beispielsweise nimmt – vermutlich erstmals in der Geschichte der SF – eine afrozentrische Perspektive ein. Samuel Delany, ebenfalls schon seit den 1960er Jahren als Schwarzer Autor und Literaturwissenschaftler in der SF von Bedeutung, »parodiert« Haraway zufolge »in seinen feministischen Science Fiction [...] Ursprungsgeschichten, indem er die neolithische Revolution wiedererstehen lässt, die grundlegenden Schritte der westlichen Zivilisation nachspielt und so deren Plausibilität untergräbt« (CM, 68). In der angesprochenen *Return to Neverjon*-Reihe thematisiert auch Delany Sklaverei. Der Widerstand gegen diese wird in seiner Darstellung von schwulen und lesbischen Protagonist*innen angeführt, die zentrale Figur des Widerstands praktiziert auch BDSM. Delany queert folglich quasi nebenbei die enorm sexistische und heteronormative *Sword-and-Sorcery-SF*³⁵. Und um eine Neu-Erzählung geht es auch in John Varleys Gaa-Trilogie. Repräsentiert Gaia in der traditionellen Mythologie die personifizierte »Mutter Erde«, ist Gaia in Varleys Version »verrückte Göttin, Planet, Trickster, alte Frau und Großtechnologie zugleich, auf deren Oberfläche sich eine außergewöhnliche Sammlung von Post-Cyborg-Symbiosen ausbreitet« (CM, 69). Hier stellt die Cyborg-Figur quasi eine Refiguration der Göttin der griechischen My-

thologie dar. Darüber hinaus ist ein stets präsent Thema bei John Varley die ›freie Liebe‹.

Haraway beschreibt die von ihr im Manifest vorgestellte SF als Katalog »vielsprechender Monster, die uns bei der Neudefinition der Freuden und Politiken der Verkörperung sowie des feministischen Schreibens hilfreich sein können« (ebd.; Übersetzung von *pleasures* geändert). Die Funktion der SF im Manifest ist also mindestens eine doppelte: Inhaltlich soll sie lustvolle nicht-dualistische Weisen, ein Körper zu sein vorstellen. Und zugleich soll sie Möglichkeiten von Sprache für ein feministisches bzw. ein Cyborg-Schreiben aufzeigen. Letzteren Punkt führen mehrere der zitierten SF-Autor*innen vor, wenn sie Geschichte(n) wieder- und neu erzählen. Um Dualismen zu unterwandern, arbeiten sie oft sowohl mit der Erzählung selbst als auch mit den Erzählkonventionen der SF. Und sie sind erfinderisch im Umgang mit Sprache.³⁶ Allerdings gilt es zu berücksichtigen, dass es nicht um ›weltliche‹ oder ›realistische‹ Literatur, sondern um SF- und/oder utopische Texte geht. Wie Grebowicz und Merrick festhalten, entwerfen diese kein reales »Anderswo«, sondern ungewöhnliche Perspektiven auf den Menschen:

Most of the texts Haraway references were associated with the feminist utopian movement, however these visions were not—as some commentators persisted in arguing—blueprints for a real »elsewhere.« Communion or joining with the alien or animal in feminist SF is not a desire to escape planet Earth and indulge in miscegenation, but a way of thinking differently about what it means to be human—to resist and warp the self-other dyad. (Grebowicz und Merrick 2013, 122)

Haraway betont im Cyborg-Manifest darüber hinaus, dass SF zu lesen sich gerade im Hinblick auf die in ihr (nicht) angelegten Identifikationsprozesse von der Lektüre anderer Fiktion unterscheidet. In der SF ist die Welt der Erzählung d* Leser*in vorher meist nicht bekannt, sie muss während des Lesens erst erschlossen werden, während die vertraute Welt ihre Selbstverständlichkeit verliert. Auch die Sprache verwendet SF anders, als wir dies von poetischer Sprache gewohnt sind, vor allem sind Beschreibungen durchaus buchstäblich zu verstehen. Dies hat zur Folge, dass viele Leser*innen keinen Zugang zu SF finden, selbst wenn ein Text sie interessiert.³⁷ In Haraways Liste finden sich mehrere Autor*innen, die als Erneuer*innen der SF gelten, da sie auch stilistisch experimentelle Wege beschreiten. Haraway behauptet, dass die Lust am Lesen von SF nur zu einem geringen Teil auf Identifikation beruhe (CM, 68). Daher hätten selbst Personen, die mit ›anspruchsvollen‹ innovativen Texten vertraut sind, mitunter Schwierigkeiten, SF zu lesen.

Erstmals mit Joanna Russ konfrontierte StudentInnen, die gelernt haben, moderne AutorInnen wie James Joyce oder Virginia Wolfe zu lesen, ohne mit der Wimper zu zucken, wissen nicht, was sie mit *Alyx* oder *The Female Man* anfangen sollen. Es sind Romane, deren Figuren die Suche der LeserIn nach unschuldiger Ganzheit abweist und stattdessen den Wunsch nach Heroismus, ausschweifender Erotik und ernsthafter Politik bereitwillig bedienen. (Ebd.)³⁸

Die SF biete also keine Identifikation, wohl aber, wie von ›Unterhaltungsliteratur‹ erwartet wird, Abenteuer und Erotik – und eben auch Politik. Wobei zu beachten ist, dass es hier um *feministische* SF geht. So stellt sie in einem Interview immerhin klar, dass SF ein imperialistisches Genre sei, in dem »die auf gepanzerten Dinosauriern in die Schlacht reitenden *Star-Wars*-Helden« sich das Universum mit »den fantastischen Figuren« der feministischen und multikulturellen Imaginationen teilten (Haraway 1991b, 24). SF ist also nicht inhärent progressiv, manche Autor*innen nutzen das Genre, um vielversprechende alternative Welten zu entwerfen. Als SF-Leserin weiß Haraway außerdem, dass SF eine andere Lesehaltung voraussetzt als die ›weltliche Fiktion‹. Auch in *The Promises of Monsters* argumentiert sie daher, dass Identifikation mit den Protagonist*innen wie auch mit der konstruierten Welt in der SF nur bedingt funktionierten. Doch rege die SF, die sie gerne lese, dazu an, sich aktiv mit den vorgestellten Bildern, Handlungen, Figuren, Gerätschaften und sprachlichen Kunstgriffen zu beschäftigen und zu überprüfen, ob deren Ausführungen funktionieren bzw. welche Wirkung diese erzielen:

Most of the SF I like motivates me to engage actively with images, plots, figures, devices, linguistic moves, in short, with worlds, not so much to make them come out »right;« as to make them move »differently.« These worlds motivate me to test their virtue, to see if their articulations work—and what they work for. Because SF makes identification with a principal character, comfort within the patently constructed world, or a relaxed attitude toward language, especially risky reading strategies, the reader is likely to be more generous and more suspicious—both generous and suspicious, exactly the receptive posture I seek in political semiosis generally. It is a strategy closely aligned with the oppositional and differential consciousness theorized by Chela Sandoval and by other feminists insistent on navigating mined discursive waters. (PoM, 108)

Affinität statt Identität lautet Haraways politische Strategie; diese erkennt sie auch in der Rezeptionshaltung, die viele SF-Leser*innen einnehmen. Kein identifizierendes, sondern ein empathisches und dennoch zugleich misstrauisches Lesen sei dies – den Projekten zugeneigt, diese aber dennoch hinterfragend. Das Lesevergnügen beruhe bei diesen SF-Texten auf deren Vermögen, Kategorien zu defamiliarisieren, destabilisieren und herauszufordern (vgl. auch Weeks 2013, 227). Haraway beschreibt also – auf der inhaltlichen wie auch auf der ästhetischen Ebene – eine Haltung, die nicht auf Eindeutigkeit und Übereinstimmung abzielt, sondern die Bereitwilligkeit mitbringt, sich in Frage zu stellen und kritisch auf Ungewohntes, Neues einzulassen – eine Haltung, die es auch ermögliche, brisante Themen zu bearbeiten.

Grebowicz und Merrick stellen in ihrer Betrachtung Haraways Arbeit überdies fest, dass die Orientierung an der Zukunft die SF für Haraway attraktiv mache. Denn die SF betrachte die Gegenwart im Hinblick auf die Zukunft und im Falle der feministischen SF im Hinblick auf eine gerechtere Zukunft (vgl. Grebowicz und Merrick 2013, 120). Für das Cyborg-Manifest lässt sich zweifelsohne festhalten, dass Haraway ihre Sicht auf die Gegenwart beschreibt, verschiedene mögliche Zukunftsszenarien entwirft und aufgrund dessen für ein Handeln und Umdenken in der Gegenwart plädiert. Ihre Suche nach Alternativen ist meines Erachtens eben nicht allein auf die Zukunft gerichtet, sondern auch auf die unmittelbare Gegenwart (sowie auch die Vergangen-

heit). So schreibt sie in *The Promises of Monsters*, dass ihr Anliegen darin bestehe, eine »abwesende, jedoch möglicherweise denkbare, andere Gegenwart zu finden« (PoM, 63). Und häufig findet sie die alternative Gegenwart oder auch ein »Anderswo« gerade in der Verbindung von wissenschaftlichen und populären Texten, wenn sie wissenschaftlichen Erzählungen – der Primatologie bis hin zur Biotechnologie – Geschichten der feminis-tischen SF gegenüberstellt. Diese Verknüpfungen relativieren nicht allein die Wahrheitsansprüche der (Natur)Wissenschaften, sondern führen auch die Möglichkeit unterschiedlicher, unter Umständen radikal anderer Perspektiven und Darstellungen vor Augen. Darüber hinaus verändert jede neue Geschichte in einem bestimmten Feld den Status der bestehenden Geschichten (vgl. Haraway 1986, 81).

Technowissenschaften anders erzählen

In Bezug auf die Technowissenschaften selbst führt Haraway das Wieder- und Neu-Erzählen im Manifest nicht aus, sie praktiziert es vielmehr mit ihrem Cyborg-Mythos. In einem Interview, das vorwiegend dem Cyborg-Schreiben gewidmet ist, räumt sie ein, dass der Ruf nach wirklich *neuen* Geschichten ein konventioneller »Schachzug« sei (Olson 1996, 6), zugleich jedoch auch Ausdruck eines Begehrens, einer Sehnsucht nach etwas Neuem wie auch nach Erleichterung. Etwas neu schreiben bedeute nicht, auf einem unbeschriebenen Blatt anzufangen, denn in patriarchalen und männlich dominierten Kulturen erbe eine* unweigerlich die Geschichten und Praktiken der »Väter«. Neue Geschichten in den Technowissenschaften zu schreiben bedeute, die Voraussetzungen und Bedingungen dieser Geschichten neu zu konfigurieren, zum Beispiel welche* als Handelnde auftauchen, wie die Handlung strukturiert ist, welche Arten von Handlungen dazu zählen, welche und wie viele Ebenen von Bedeutung in Erscheinung treten können.

I feel very strongly that technoscience is inherently narrative. That's not all it is, but it is inextricably about building stories into the world, building ways of life, building stories and situating subjects in these stories; living within technoscience is living a story. Reconfiguring the terms of that story—who are the actors, what are the plot structures, what kinds of action can be included in that story, how many layers of meanings are allowed to show is what I mean by building new stories. (Olson 1996, 10)

Da wir in Geschichten leben, sollten auch wir an diesen Geschichten schreiben. In verschiedenen Texten bezieht sich Haraway auf die »Carrier Bag Theory of Fiction« der bedeutenden SF-Autorin und -Theoretikerin Ursula Le Guin, in der diese voller Witz und Esprit darlegt, welche Geschichten wir wem und zu welchem Zweck über die menschliche Evolution und »Natur« erzählen. Sie schreibt vor allem gegen die zentrale Bedeutung des HELDEN in klassischen westlichen Geschichten an. Le Guin behauptet, dass die ersten Menschen in den gemäßigten und tropischen Zonen sich zu einem überwiegenden Teil von Pflanzlichem ernährt haben. Auch wenn unsere Vorstellung von den ersten Menschen von Jägern okkupiert würden, seien Menschen vor allem Sammler*innen gewesen. Entsprechend, so Le Guin unter Rückgriff auf Elizabeth Fisher, seien die ersten Werkzeuge deshalb Behältnisse gewesen, Tragetaschen, um das Gesammelte zu transportieren und aufzubewahren.

But no, this can't be. Where is that wonderful, big, long, hard thing, a bone, I believe, that the Ape Man first bashed somebody with in the movie and then, grunting with ecstasy at having achieved the first proper murder, flung up into the sky, and whirling there it became a space ship thrusting its way to the cosmos to fertilize it and produce at the end of the movie a lovely fetus, a boy of course, drifting around the Milky Way without (oddly enough) any womb, any matrix at all? (Le Guin 1989, 167)

Um vorherrschende Vorstellungen der menschlichen Evolution zu karikieren, beschreibt Le Guin hier die Eingangssequenz von *2001 – A Space Odyssey*. Stanley Kubricks immens einflussreicher Film aus dem Jahr 1968 basiert auf einer Kurzgeschichte von Arthur C. Clarke, einem zentralen SF-Schriftsteller des *Space Age*, mit dem er auch das Drehbuch schrieb. Wie im Film so auch in dominierenden anthropologischen Theorien ist der Motor der Evolution die Entwicklung von Werkzeugen und Waffen – häufig identische Gerätschaften. Le Guin kritisiert, dass diese Geschichten den Mythos eines sich selbst erschaffenden Mannes in den Weiten des Weltalls, losgelöst von jeglicher Verbindung zur Erde wie auch zu anderen Lebewesen erzeuge – also Clynnes und Klines Vision des Cyborgs. Dies sei eine »killer story« vom »Aufstieg des Mannes«, die sie als Frau aus der Gruppe der Menschen ausschließe: »It is the story that makes the difference. It is the story that hid my humanity from me, the story [...] about bashing, thrusting, raping, killing, about the Hero.« (Le Guin 1989, 168) Haraway bringt diese Geschichte darüber hinaus explizit mit dem Wort, der Macht des Bezeichnens in Verbindung:

So much of earth history has been told in the thrall of the fantasy of the first beautiful words and weapons, of the first beautiful weapons as words and vice versa. Tool, weapon, word: that is the word made flesh in the image of the sky god. In a tragic story with only one real actor—one real world maker, the hero—this is the Man-making tale of the hunter on a quest to kill and bring back the terrible bounty. This is the cutting, sharp, combative tale of action that defers the suffering of glutinous, earth rotted passivity beyond bearing. All others in the prick tale are props, ground, plot space, or prey. They don't matter; their job is to be in the way, to be overcome, to be the road, the conduit, but not the traveler, not the beggetter. (Haraway 2013, 138)

Im Unterscheid dazu will Le Guin eine »life story« erzählen, eine Geschichte, die nicht auf Werkzeugen, Waffen, Konflikt und Helden basiert. Ausgehend von der Sammler*innen-These der menschlichen Evolution entwickelt sie die *Carrier Bag Theory of Fiction*, um zu erkunden, wie wir über Geschichten, Kultur und Evolution nachdenken würden, wenn wir kulturellen Artefakten wie Behältern mehr Wert beimäßen als Waffen. Andere Geschichten zu erzählen sei sicherlich nicht einfach, aber keineswegs unmöglich, würden doch immer schon auf alle möglichen Arten und Weisen und mit verschiedensten Worten Geschichten vom Leben erzählt. Insofern will Le Guin in der SF wie Haraway in den Technowissenschaften andere Geschichten erzählen, Geschichten, in denen es nicht um das Töten und große Taten geht, die den linearen, progressiven Modus des »Techno-Heroischen« meiden und die Technologien und Wissenschaften als »kulturelle Tragetasche« neu bestimmen (vgl. Le Guin 1989, 170).

Haraway geht es also um also wesentlich mehr, als Texte neu und anders zu lesen. Die Abweichungen, die darüber erzeugt werden könnten, sind ihr nicht entschieden genug. Zwar müsse verstanden werden, wie Welten gemacht und un-gemacht werden, um selbst bestimmte Welten schaffen zu können. Es könne jedoch nicht genügen, der Wissensproduktion lesend auf den Grund zu gehen, vielmehr müsse neu konfiguriert werden, was als Wissen zählt – und zwar durch die Implosion, den Zusammenfall von Metapher und Materialität:

Textual rereading is never enough [...]. Reading, no matter how active, is not a powerful enough trope; we do not swerve decisively enough. The trick is to make metaphor and materiality implode in the culturally specific apparatuses of bodily production. [...] The point is to get at how worlds are made and unmade, in order to participate in the processes, in order to foster some forms of life and not others. If technology, like language, is a form of life, we cannot afford neutrality about its constitution and sustenance. The point is not just to read the webs of knowledge production; the point is to reconfigure what counts as knowledge in the interests of reconstituting the generative forces of embodiment. I am calling this practice materialized refiguration; both words matter. The point is, in short, to make a difference—however modestly, however partially, however much without either narrative or scientific guarantees. (Haraway 1994, 62)

Materialisierte Refiguration, die neu bestimmt, was als Wissen gilt. Eine Weise, die Implosion von Metapher und Materialität zu befördern, sei zu betonen, dass Sprache – auch in den Technowissenschaften – immer figurativ, das heißt bildlich, ist. Kommunikation bedeute eben nicht genaue Übertragung, vielmehr heiße Kommunikation immer auch, über Worte zu stolpern und ins Schleudern zu geraten. Im Cyborg-Manifest fordert sie daher:

Das gesamte Spektrum möglicher Wissensobjekte muß als kommunikationstheoretisches (aus der Perspektive der ManagerInnen) oder als texttheoretisches Problem (aus der Perspektive des Widerstands) reformuliert werden: Beides sind Cyborg-Semiologien. (CM, 50)

Die »Tyrannei der Eindeutigkeit« (Gane 2006, 153) sei folglich ein ideologisches Gebot. Schreiben bedeute gerade gegen die Übersetzung einer Vielfalt von Bedeutungen in den einen eindeutigen Kode und um eine Sprache für die Kommunikation zu kämpfen.

Mit dem Cyborg-Manifest (aber auch in anderen Texten) führt Haraway letztlich vor, was sie postuliert. Sie eignet sich eine techno-militaristische Figur an und erzählt deren Geschichte neu. Sie warnt vor deren apokalyptischem, kriegerischem Potenzial sowie vor einem totalitären »Koordinatensystem der Kontrolle«. Gleichzeitig nutzt sie die Figur jedoch auch, um an Dualismen zu arbeiten und diese zum Implodieren zu bringen. Und sie erarbeitet mit d* Cyborg, gerade weil diese Figur eine ›Ausbeute‹ der nuklearen Kultur des Zweiten Weltkriegs ist (vgl. Olson 1996, 5), ein Bild für anti-identitäre sozialistisch-feministische Politiken und Praktiken. Gerade aufgrund der spezifischen historischen Position d* Cyborg sei es gar nicht möglich, zu vermeintlich ›unschuldigen‹ Ursprüngen zurückzukehren. Ausgangspunkt d* Cyborg sei stets die Verstrickung in eine extrem belastete Welt. In Haraways Neu-Erzählung ist d* Cyborg

ein performatives Bild, das eine historisch spezifische Welt aus einer sozialistisch-feministischen Perspektive umreißt. Dieses Bild kann »bewohnt« (vgl. Haraway 1997, 11) und so aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet werden.

Haraways Schreiben

Schreiben als Cyborg-Technologie heißt für Haraway also, Geschichten wieder und neu zu erzählen und in den neuen Versionen Dualismen – insbesondere Natur/Kultur, Körper/Geist, Knecht/Herr, weiblich/männlich, primitiv/zivilisiert, schwarz/weiß, passiv/aktiv – zu verkehren und verrücken. Im Wiedererzählen zentraler Ursprungsmythen und dem Remythologisieren wie beispielsweise mit der Figur d* Cyborg könnten – wie auch die weiter oben angeführten Texte nahelegen – die zentralen Mythen der westlichen Kultur untergraben werden, die unsere Vorstellungen kolonisieren. Neu-Erzählen ist also auch ein Projekt der Dekolonialisierung und Erweiterung unserer Vorstellungswelten in Bezug auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dabei handelt es sich aber gerade nicht um eine literarische Dekonstruktion, sondern um eine »kaum wahrnehmbare Transformation« (CM, 66). Und schließlich ist *dieses* Schreiben für Haraway eine »*sym-poietische* Praktik« (Haraway und Kenney 2015, 256 und 261) – ein Machen (*poiesis*) mit anderen (*sym*-). So zeigt das Beispiel von Malinche, dass das Neu-Erzählen dieses Mythos' nicht ein*e Autorin* allein leistet, sondern viele Autor*innen, wie Cherríe Moraga, Gloria Anzaldúa und Laura Esquivel, um nur die bekanntesten zu nennen, in verschiedenen Genres. Und auch hierfür bietet sich die feministische SF an, in der das Übernehmen und Weiterentwickeln von Figuren und Themen zwischen verschiedenen Autor*innen eine verbreitete Strategie ist.³⁹ Neben *Sympoiesis* verwendet Haraway hierfür wie bereits beschrieben den Begriff des *String-Figuring*, die Praxis des Fäden Abnehmens, bei der (unaufgefordert) Muster aufgenommen, verändert und weitergereicht werden (vgl. Haraway 2011, 5).

Auch ihr eigenes Arbeiten und Schreiben bezeichnet Haraway als *sympoietische* Praxis. Begriffe, die sie verwende, entstünden in »communities of practice«. So habe sie beispielsweise den Begriff der *response-ability* von Karen Barad übernommen. Diese wiederum hat Haraways Begriff der Diffraktion – der Beugung also, die im Unterschied zur Reflexion nicht vorgibt zu spiegeln und das ›Selbst‹ an anderer Stelle zu produzieren, sondern die Überlagerungen deutlich macht und aufzeichnet, wo Effekte von Differenz entstehen – aufgenommen und weiterentwickelt – und so weiter. Begriffe wie auch Ideen würden in Wissensgemeinschaften gemeinsam mit anderen Autor*innen entwickelt (Haraway und Kenney 2015, 256), es seien *sym-poietische* Terminologien. Haraway verweist folglich auf das gemeinsame Denken mit anderen. Darüber hinaus hält sie, nicht nur in den Fußnoten, mit großer Sorgfalt und Bedacht fest, von welchen sie welche Ideen und Theorien übernimmt. Und sie befolgt eine zentrale Strategie feministischen Schreibens – nicht einen patrilinearen Diskurs fortzuschreiben, sondern eine feministische ›Ideengeschichte‹ weiter zu entwickeln:

Ich halte es für ausgesprochen wichtig, daß wir deutlich machen, auf welche Feministinnen wir uns beziehen und daß wir sie beim Namen nennen, statt immer nur die männlichen Theoretiker zu zitieren. Mein Begriff des *oppositionellen Bewusstseins* stammt von Che Sandoval, und *kontingente Grundlagen* habe ich von

Judith Butler übernommen. Darauf lege ich großen Wert. Mein referentielles Universum besteht hauptsächlich aus feministischen Autorinnen*, und das schon seit langem. (Haraway 1995a, 112)

In Terranovas Film (2016) zitiert sie abermals *Cat's Cradle*, das Fadenabnahmespiel, als Bild für einen feministischen Bezugsrahmen, es verweist darauf, dass das eigene Denken auf dem der Vorgängeri*nnen aufbaut und dass es auch nicht bei ihr endet – und somit auch eine Strategie gegen das Verschwinden feministischen Wissens. Mit der Bezugnahme auf das Denken von Feministi*nnen verfolgt Haraway jedoch nicht nur das Ziel, den ›Old Boys Networks‹ der Wissenschaft mit feministischen ›Zitierkartellen‹ zu begegnen, sondern sieht es als Versuch, ein ›weibliches Symbolisches‹ zu entwerfen:

It's the attempt [...] to re-narrate, to produce women's writing, to produce a female symbolic where the practice of making meanings is in relationship to each other, where you're not simply inheriting the name of the father again and again and again. So part of the freedom projects among communities that have found themselves in positions of the dominated (which is never absolutely) is that yearning for systems of reference, systems of civilization, figuration, narration that are in relation to each other. (Olson 1996, 10)

Schreiben sei also auch insofern Teil von Freiheitsprojekten, als gerade Gruppen von Beherrschten für ihre Freiheitsentwürfe einen eigenen »Referenzrahmen, Systeme der Zivilisation, Figuration und Narration« benötigten. Auch hier nimmt *Cat's Cradle* den Faden von *na'at'l'o'* auf und wird zu einer Praxis für das Erzählen von Geschichten über Konstellationen, über das Entstehen der Gemeinschaft, so wie die Diné dies praktizieren.

Ihren Text nennt Haraway ein Manifest. Vor dem Hintergrund der anfänglichen Anfrage der *Socialist Review* – einen Essay über dringende politische Fragen in der Reagan-Ära und die Zukunft des sozialistischen Feminismus zu schreiben – scheint diese Form angemessen. Schließlich stellt ein politisches Manifest eine öffentliche Erklärung von Überzeugungen und Zielen dar, mit der d* Verfasser*in sich in einer Geschichte der Kämpfe gegen Unterdrückung positioniert (vgl. Weeks 2013, 209). Manifeste zeichnen sich nach gängigen Analysen weiters durch einen leidenschaftlichen rhetorischen Stil sowie eine Kombination aus Dringlichkeit, Hoffnung und Entschlossenheit aus (vgl. Weeks 2013). Sie wollen wachrütteln und intervenieren und damit einen Beitrag zur Gestaltung der Zukunft leisten. Sie gehörten zum Genre nicht-fiktionalen Schreibens, richten den Blick aber auf eine einstweilen noch fiktive Zukunft. Manifeste haben also eine spezifische Zeitlichkeit, sie verkünden, was war und was derzeit ist, aber auch was sehr bald geschehen könnte. Und sie formulieren eine Hoffnung, die mobilisieren soll. Haraways Gegenüberstellung von Begriffen, welche die entstehende neue Weltordnung vor Augen führen will – den Wandel von einer Industriegesellschaft zur Informatik der Herrschaft, von fordistischen zu postfordistischen Verhältnissen und von modernen zu postmodernen Konzeptionen –, ist ein Paradebeispiel für die Zeitlichkeit eines Manifests. Zugleich wurde von verschiedenen Seiten

festgehalten, dass Haraways Text sich wesentlich von anderen Manifesten unterscheidet. Er stelle keine normativen Behauptungen auf und gebe keine dogmatischen Erklärungen ab, vielmehr falle er durch seine Offenheit auf (vgl. beispielsweise Gane 2006, 155 f.). Gleichzeitig sei der Ton des Cyborg-Manifests aber auch bestimmter als in den Manifesten künstlerischer Avantgarden (vgl. Penley, Ross und Haraway 1991, 13 f.). Insofern, so Penley und Ross, stelle Haraway eine spezifische Verbindung aus dichterischer Freiheit und politischem Realismus her. Zu Erstaunen führt wohl mehr die Offenheit des Textes wie auch das exzessive Spiel mit Bedeutungen als die poetischen Qualitäten der Sprache Haraways. So hebt der Geograf Derek Gregory während einer Debatte zwischen Haraway und dem marxistischen Geografen David Harvey hervor, dass gerade poetische Sprache von großer Bedeutung für politische Mobilisierung sei. Das Kommunistische wie auch das Cyborg-Manifest beruhten auf fundierter analytischer Arbeit, die jedoch in eine je eigene poetische Sprache verarbeitet werde:

You've both talked about the languages we *don't* have. While I want to retain the analytical languages that you both deploy to such effect, there are also very considerable resources in the other languages that we *do* have. These are poetic languages, which are extremely important in the political mobilisation of the sorts of projects you've both been talking about. I say this because I've always been struck by the parallels between Donna's ›cyborg manifesto‹ and the *Communist Manifesto*... [...] In the *Communist Manifesto* you have an extraordinary deep sedimentation of analytical work, but it's captured in some of the most beautiful, poetic language. I think precisely that combination is retained in the ›cyborg manifesto‹. (Derek Gregory in Harvey und Haraway 1995, 519 f.)

Sophie Weeks bezeichnet Haraways ästhetische Strategien in einer Besprechung nicht als poetisch, sondern vielmehr als »witchy«, also »hexisch« oder magisch, denn Haraways Sprache sei barock und dennoch unmittelbar einleuchtend (Lewis 2017, o. S.). Neben der Kombination von scharfsinniger politischer Analyse und poetischer Sprache – nicht zu vergessen: gemeinsamen politischen Anliegen – verbindet das Kommunistische und das Cyborg-Manifest, dass ihre Autor*innen eher daran interessiert sind, ihre Leser*innen dazu anzuregen, sich eine andere Zukunft vorzustellen, als selbst eine Vision dieser Zukunft zu präsentieren. Diese Form des Umgangs mit Zukunft teilt das Cyborg-Manifest schließlich auch mit feministischer utopischer SF. Denn nur wer Vorstellungen einer anderen Zukunft hat, kann sich für diese auch einsetzen.

Zugleich unterscheidet sich Haraways Text entscheidend von anderen politischen Manifesten. Haraways poetische Formulierungen überreden oder verführen ihre Leser*innen eher, als dass sie angriffslustig Fronten abstecken würden (vgl. auch Weeks 2013, 222). Die Form gerät nicht zum rhetorischen Säbelrasseln, vielmehr laden die Formulierungen ein, den Argumentationen und Assoziationen zu folgen. Das ist insofern konsequent, als Haraway sich ausdrücklich gegen Kriegsgeschichten wie auch gegen politische Vorreiter*innen und eine Avantgarde ausspricht. Das Cyborg-Manifest ist nicht nur dem Feminismus, Sozialismus und Materialismus verpflichtet, sondern ganz entschieden auch von Poststrukturalismus und Postkolonialismus informiert, nach denen der Anspruch einer universalistischen Theorie für totalisierend und grundverkehrt anzusehen ist.

Gerade aufgrund der offenen Form, dem leidenschaftlichen Reformulieren und Er-Finden von Begriffen und Figuren bezeichnet die Theater- und Medienwissenschaftlerin* Terri Senft Haraways Schreiben nicht als *Cyborg Writing*, sondern als *Écriture cyborg* (vgl. Senft 2001, o. S.). Auch wenn die Anlehnung an die *Écriture féminine* auf den ersten Blick abwegig erscheinen mag, wurde diese doch mit dem Vorwurf des Essenzialismus belegt, während Haraways Manifest ausdrücklich anti-essenzialistisch argumentiert, ist sie zwar provokant, aber schlüssig. Bei Haraway wie auch in der *Écriture féminine* geht es um die Einschreibung von Weiblichkeit in Sprache und Schreiben, um eine weibliche Symbolik, die sich dem Phallogozentrismus widersetzt. Nicht allein um Weiblichkeiten zu repräsentieren, sondern um eine Sprache zu finden, die sich der Logik des Einen widersetzt und in der Dualismen keinen Bestand mehr haben. Das heißt, es geht nicht darum, »als Frau« zu schreiben, eine wesentlich machtvollere feministische Strategie sei vielmehr, die Positionen eines diskursiven Feldes zu destabilisieren und so die Kategorien zur Identifikation zu untergraben (Haraway 1989, 310). Dies schließt auch ein Schreiben ein, das sich der Schließung von Bedeutung widersetzt, denn Dualismen schreibend zum Implodieren zu bringen, bedeutet mindestens, den zweiten Teil des Dualismus wieder in Erscheinung treten zu lassen, wenn nicht die Entwicklung von etwas Drittem, Viertem etc. – mit anderen Worten, das Offenlegen von Verschiedenheiten und Widersprüchlichem. Werfen Kritikeri*nnen Haraway vor, dass sie sich selbst widerspreche und kaum herauszufinden sei, was sie *wirklich* meine, erklärt sie selbst, dass sie tatsächlich niemals abschließend sagen werde, was sie meine, weil dies gar nicht möglich sei – und abgesehen davon auch gar keine gute Idee (vgl. Olson 1996, 11). Damit spricht sie die Unabgeschlossenheit von Signifikationsprozessen an wie auch das Projekt eines anderen Schreibens. Haraway hebt dementsprechend hervor, dass ihr das »Gewebe der Sprache« sowie »die Dichte in der Materialität von Sprache und Texten« wichtig sei (Haraway 1995, 103). Sie schreibe vorzugsweise Sätze, die sich auf einer bestimmten Ebene am Ende selbst in Frage stellen:

There are ways of blocking the closure of a sentence, or of a whole piece, so that it becomes hard to fix its meanings. I like that, and I am committed politically and epistemologically to stylistic work that makes it relatively harder to fix the bottom line. (Haraway 2004, 333)

Die Offenheit der Formulierungen ist demnach einem politischen und einem epistemologischen Ziel geschuldet – wobei Offenheit nicht mit Beliebigkeit zu verwechseln ist. Sie ist als Bemühen um ein Schreiben zu verstehen, das sich gegen die Schließung von Bedeutungen sperrt und anstelle dessen deren Vielschichtigkeit reflektiert. Gleichzeitig stellt Haraway wie bereits erwähnt fest, dass die Fixierung von Bedeutung in der Sprache gar nicht möglich ist. Mit dieser Unmöglichkeit umzugehen, ist für sie mehr als Inspiration, nämlich eine Art des Denkens:

I love words that just won't sit still, and once you think you've defined them it turns out they are like ship hulls full of barnacles. You scrape them off, but the larvae re-settle and spring up again. Figuring is a way of thinking or cogitating or meditating or hanging out with ideas. I'm interested in how figures help us avoid the deadly fantasy of the literal. [...] Figures help us avoid the fantasy of »the

one true meaning.« They are simultaneously visual and narrative as well as mathematical. They are very sensual. (Haraway und Kenney 2015, 257)

Das Finden und Erfinden der Worte, die das eigene Denken möglichst getreu ausdrücken, und das Kreieren von Figuren sind Arten und Weisen, sich mit bestimmten Ideen zu beschäftigen, diese von verschiedenen Seiten zu beleuchten, um ihre verschiedenen Ebenen, wie auch all die Felder zu erfassen, die für die jeweilige Idee von Belang sind. Gleichzeitig bedeutet Schreiben immer, um Sprache zu ringen und nicht alle Bedeutungen ausschließen zu können, die eine* nicht mittragen möchte. So spricht Haraway darüber, sich durch Sätze durchzuarbeiten, um an Ende festzustellen, dass ihre eigenen Sätze sie auf Positionen festlegen, die sie nicht teilt:

[...] the experience of working through a sentence and finding that it's committed me to half a dozen positions that I don't hold, literally because of the material density of language; and [...] finding that writing is itself a material process of thinking, that there's no thinking process outside of some materiality. (Olson 1996, 4)

Es ist also die materielle Dichte der Sprache wie auch des Denkens, die verhindert, ›klar‹ und ›unzweideutig‹ zu schreiben. Haraway erteilt damit auch der Vorstellung eine klare Absage, dass Denken und Schreiben rein ideeller ›Natur‹ sei. ›Klar‹ schreiben zu wollen, sei ein problematisches Ziel, denn es gehe von einer Art physischer Transparenz aus, davon, dass es möglich sei, die Materialität des Schreibens zum Verschwinden zu bringen (vgl. ebd.). Das heißt auch, dass es neben den Schreibenden die Sprache selbst ist, die sich gegen die Vorstellung vollständiger, transparenter Kommunikation, der Übersetzung in den eindeutigen Code sperrt.

Und weil Schreiben für Haraway eine Welten herstellende Praxis ist, spielt die Wahl der Worte und Begriffe, die Formulierungen von Sätzen und Texten eine so große Rolle. Während sie einerseits am Finden der ›richtigen‹ Worte und dem Schaffen neuer Figuren arbeitet, hält sie andererseits an manchen Begriffen fest, obwohl diese ihres Erachtens ›kontaminiert‹ sind. Das betrifft Begriffe wie beispielsweise »Handlungsfähigkeit« und »Verantwortung«, von denen sie glaubt, dass sie brauchbare Aspekte aufweisen (vgl. Haraway 1995a, 110). Es betrifft aber auch Begriffe wie »Erfahrung«, die zu dicht und in ihrem Gebrauch zu wichtig seien, um sie aufzugeben. Dass eine bestimmte Art und Weise, Bedeutung zu generieren, problematisch sei, rechtfertige noch nicht, es nicht in dieser Weise zu tun. Dass ein bestimmter Begriff belastet sei, rechtfertige noch nicht, ihn zur Gänze zu verwerfen. Das Problem zu erkennen sei vielmehr ein Stachel, eine Erinnerung daran, das Problem nicht zu vertuschen. Das Projekt selbst, beispielsweise ein geeignetes, anderes Verständnis von »Erfahrung« zu entwickeln, könne nicht aufgegeben werden. Gerade das Wissen um die Probleme stelle eine Verpflichtung dazu dar, die Probleme nicht ›auszubügeln‹, sondern an einem Punkt mit Absicht zu stolpern und zu stottern:

The obligation that I think we've got [...] to remember is that you do know about these things and that while you're engaging in meaning-making with others, you at least at some point in your project deliberately stutter, deliberately trip; you don't try to smooth out the trouble. The tripping and stuttering in political and

scientific work is a kind of precious moment that blocks idolatry. (Olson 1996, 13 f.)

Die rhetorische Figur, mit der Haraway dieses Stolpern in Text überführt, ist die Trope – für sie eine kreative Figur des Zusammenbruchs:

I'm interested in tropes as places where you trip. Tropes are way more than metaphors and metonymies and the narrow orthodox list. [...] Tropes are about stut-terings, trippings. They are about breakdowns and that's why they are creative. (Gane 2006, 152)

Die Komposition des Bilds der Cyborgs soll nicht allein das ausgefeilte Stilempfinden der Connaisseur*innen des 21. Jahrhunderts befriedigen, es soll das Wörtliche, Buchstäbliche verschieben und im günstigsten Fall verdeutlichen, dass wir immer bereit sein müssen zu stolpern, wenn wir etwas sinnvoll begreifen wollen:

But tropes do more than please the palate of the effete of the twenty-first century, C. E. Tropes swerve; they defer the literal, forever, if we are lucky; they make plain that to make sense we must always be ready to trip. (Haraway 2004, 2)

Nicht nur argumentativ will Haraway also Dualismen einstürzen lassen, sondern auch figurativ, indem sie ein Bild schafft, das diese Implosion in sich trägt – und eben in dieser performativen Überzeugungskraft liegt meines Erachtens eine der Stärken ihres Ansatzes. Das Bild der Cyborgs bietet darüber hinaus Anschlussmöglichkeiten auch für ästhetische bzw. ästhetisch-politische Unterfangen wie die Analyse von SF. Cyborgs sieht sie als Figuren, die die Ambiguität zwischen literaler und figurativer Bedeutung andauernd aufrechterhalten:

Cyborgs are also places where the ambiguity between the literal and the figurative is always working. [...] It is always both/and. It is this undecidability between the literal and the figurative that interests me about technoscience. (Haraway 2004, 323)

Doch selbst wenn es nicht darum ginge, das Figurale der Sprache zu nutzen, um Dualismen ins Wanken zu bringen, ist es nicht möglich, genau das zu sagen oder zu schreiben, was gemeint ist. Ohne Abweichung kein Denken, keine Kommunikation. (Haraway 2004, 201)

[A]ll language is tropic, including mathematical language. Quantification is itself an extraordinary practice of troping that is very powerful and extremely interesting. It ought to be nurtured and sustained. A lot more money should go to mathematicians. The tyranny of clarity is about the belief that any semiotic practice is immaterial. It's the same mistake as thinking that the virtual is immaterial. It's the mistake of thinking that intercourse, communication, conversation, semiotic engagement is trope-free or immaterial. Again, it's that ideological commitment. (Gane 2006, 153 f.)

Eine weitere rhetorische Strategie, die Haraway im Cyborg-Manifest zum Einsatz bringen will, ist die Ironie. Gleich im ersten Satz des Manifests findet sich die Erklärung, dass sie einen *ironischen*, politischen Mythos entwickeln will (vgl. CM, 33). Ironie – das heißt, die Zuspitzung und Vortäuschung, das uneigentliche Sprechen – kommt zur Anwendung, um trotz aller Vorbehalte der eigenen politischen Herkunft treu bleiben zu können, sie soll »unvereinbare Dinge beieinander halten«, vor Dogmatismus schützen, Wut ausdrücken, aber auch in Schach halten (vgl. Haraway 2004, 325) und ernste Themen humorvoll beleuchten. Allerdings ist die Ironie eine rhetorische Strategie, die eine*r Leser*in bedarf: Ironie muss als solche erkannt werden. Das setzt voraus, dass sich die Wissensbestände von Leser*innen und Autor*in zwar nicht decken, aber doch signifikant überschneiden. Ein*e Autor*in kann etwas ihres Erachtens ironisch formulieren, die Formulierung *allein* kann aber nicht ironisch sein, sie muss auch als solche gelesen werden. Entsprechend stellt Haraway rückblickend in einem Interview fest, dass Ironie eine gefährliche Strategie sei (vgl. ebd.). Darüber hinaus sei sie nicht unbedingt leser*innenfreundlich, eben weil Ironie zu erkennen voraussetzt, dass die Leser*innen ähnliche (Lese-)Erfahrungen wie d* Autor*in haben. Und da das Cyborg-Manifest Wissen aus sehr unterschiedlichen Gebieten verknüpft, verlange es von seinen Leser*innen anspruchsvolle Lektürefähigkeiten:

The manifesto put together literacies that are the result of literary studies, biology, information sciences, political economy and a very privileged and expensive travel and education. It was a paper that was built on privilege, and the reading practices that it asks from people are hard. (Haraway 2004, 325)

Das Zusammenbringen verschiedener *literacies*, von Lektüre- und Schreibkenntnissen aus sehr unterschiedlichen Gebieten mache das Schreiben schwieriger, aber auch spielerischer. Eine Form des Umgangs damit sei, »einige Dinge auch mal unverstanden zu lassen, sich zu gestatten, mit Bruchstücken von Wissen zu arbeiten und zu sehen, wie sich diese zusammenfügen« (Haraway 1995a, 103). Eine ebensolche Haltung erfordert, so mein Verständnis, auch die Lektüre von Haraways Texten.

Es kann sowohl buchstäblich als auch ironisch verstanden werden, dass Haraway einen Mythos erschaffen will. Dem Duden zufolge stellt der Mythos eine überlieferte Erzählung dar, die uns die Welt um uns herum und deren Entstehung erklärt und von Göttern, Helden – und wenigen Heldinnen – erzählt. Der Mythos wird also eher mit der Vergangenheit als mit der Zukunft in Verbindung gebracht, mit Göttern und mit Ursprungsgeschichten. Diese Charakteristika scheinen Haraways Vorhaben völlig zuwiderzulaufen. In einem erweiterten Verständnis des Mythos', wie es Roland Barthes formuliert hat, sind Mythen jedoch schlicht kollektive Vorstellungen. Der Mythos sei ein System der Kommunikation, eine Botschaft, kein Objekt, »eine Weise des Bedeutens, eine Form« (Barthes 2010 [1957], 251). Barthes behandelt Mythen daher als Zeichensysteme mit dem Ziel, »en détail die Mystifikation deutlich zu machen, die die kleinbürgerliche Kultur in objektive Natur verwandelt« (ebd., 9) – das heißt, er will die Zeichensysteme ausweisen, mit denen das Bürgertum seine Welt einrichtet und als »naturgegeben« ausgibt. So schreibt Barthes in (der 2010 erschienenen vollständigen Übersetzung der) *Mythen des Alltags*, dass das Charakteristikum des Mythos »der Verlust der Historizität der Dinge« ist:

Die Dinge verlieren in ihm die Erinnerung daran, daß sie hergestellt worden sind. Die Welt tritt in die Sprache als dialektisches Verhältnis von Tätigkeiten, von menschlichen Handlungen ein – und tritt als harmonisches Tableau von Wesenheiten aus dem Mythos wieder hervor. (Ebd., 295)

Auf diese Weise legitimieren Mythen die Herrschaft der ›bürgerlichen Klasse‹. Die »semiotologische Demontage« (ebd., 9) von Alltagsmythen allein reicht jedoch nicht aus, um die gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu verändern. Barthes erinnert zugleich immer wieder daran, dass die Dinge gemacht worden sind, was bedeutet, dass sie auch anders gemacht werden können, also nicht so sein müssen, wie sie sind.

Mit Barthes, dessen Arbeit eine der Grundlagen für die Cultural Studies bildet, teilt Haraway die Verknüpfung von literarischem und wissenschaftlichem Schreiben, die Beobachtung von Alltäglichem sowie insbesondere das Anliegen, die vermeintliche Natürlichkeit gesellschaftlicher Verhältnisse zurück- und stattdessen auf deren Herstelltheit zu verweisen. Auch in ihrem eigenen Schreiben ist es Haraway wichtig, den Apparat der Herstellung von Körpern, Macht und Bedeutungen in den Vordergrund zu stellen (vgl. Olson 1996, 5). Im Unterschied zu Barthes geht es ihr jedoch nicht vorrangig um Zeichensysteme, sondern vielmehr um *materiell-semiotische Akteur*innen* im »Apparat der körperlichen Produktion«. Darüber hinaus will sie nicht nur naturalisierende Mythen auseinandernehmen, sondern dieser »entpolitisierten Rede« des Mythos (Barthes 2010 [1957], 294) Neu-Erzählungen ebenso wie sozialistisch-feministische Mythen entgegensetzen. Eben weil es eine Sehnsucht nach Figurationen und Narrationen gibt, in denen eine* sich und ihr Bezugssystem wiederfindet. Und weil Erzählungen weltend sind, also Welten erschaffen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Schreiben – und nicht allein die dekonstruktive Lektüre – für Haraway eine wesentliche Technik zur Gestaltung anderer, neuer Welten ist. Sprache in einer Weise zu gebrauchen, die sich die Vielfalt und Unabgeschlossenheit von Bedeutungen zu Nutze macht, versteht sie als Widerstand gegen den Versuch der Übersetzung der Welt in den transparenten eindeutigen Code. Schreiben ist für sie eine Technologie, die Dualismen implodieren lassen oder ins Wanken bringen kann. Hier hebt sie insbesondere die Bedeutung von oftmals wieder- und neu erzählten Geschichten hervor. Neben Neu-Erzählungen durch Women of Color sind dies auch Cyborg-Erzählungen in der feministischen Science Fiction. Wobei es hier wie dort sowohl um neue Geschichte wie auch um neu und anders erzählte überlieferte Geschichten geht. Denn im Wiedererzählen von Ursprungsmythen lassen sich die zentralen Mythen der westlichen Kultur untergraben. Dass dies gerade auch in der feministischen SF geleistet werden kann, zeigen manche der Beispiele, die Haraway anführt – allen voran Octavia Butlers *Xenogenesis*-Trilogie sowie Samuel Delanys *Return-to-Neveryón*-Reihe. Als weiteres Beispiel sei hier auf Marge Piercys *He, She and It* (1991) verwiesen, in dem in einem der Erzählstränge die Geschichte des Golems in einer Weise neu erzählt wird, die den Dualismus Schöpfer/Geschöpf in Frage stellt.⁴⁰ Es werden also nicht allein die Konstruktionen dualistischer Strukturen herausgestellt, sondern auch andere Konfigurationen entwickelt. So handelt es sich hier um

wesentlich mehr als eine literarische Dekonstruktion, nämlich um eine Transformation.

Haraways eigenes Schreiben ist von einer leidenschaftlichen, poetischen Sprache gekennzeichnet, die sie – gepaart mit analytischer Gewandtheit und unerwarteten Verbindungen – einsetzt, um ihre Leser*innen zu überreden und zu verführen (vgl. Weeks 2013, 222). Ihr Schreiben ist kein ›herkömmliches‹ wissenschaftliches Schreiben, sondern eines, das bestrecken will, das unerschöpflich mit Bedeutungen spielt, re-formuliert und er-findet.

Dass Cyborg-Manifest operiert dabei auf mehreren Ebenen: Es postuliert eine Technik des Schreibens, die es zugleich performiert. Den Text nachzuvollziehen bedeutet, seiner Argumentation zu folgen – zugleich aber eine Erzählung im literarischen Sinne zu erleben. Auch wenn Haraway nicht im strengen Sinne des Wortes eine Geschichte erzählt, die ein bestimmtes Figuren-Personal und einen Handlungsverlauf umfasst, ist ihr Text von einer performativen Kraft, ohne die die große Resonanz, die er gefunden hat, nicht zu erklären ist – ebensowenig wie die Abwehr, die er provoziert hat. Wenn ich mich im Folgenden mit Reaktionen auf das Manifest auseinandersetze, erscheinen mir allerdings jene Kritiken als besonders interessant, die auf innere Widersprüche von Haraways Unterfangen verweisen – und so auf die Frage antworten: Wo bleibt die performative Kraft von Haraways Schreiben ein uneingelöstes Potential, wo bleibt der Text hinter den Möglichkeiten zurück, die er selbst eröffnet? Wo bleiben d* Cyborg überkommenen Mustern verhaftet, die sie bereits abgestreift haben könnten?

2.6 Kritik

Das Cyborg-Manifest hat bei seinem Erscheinen breite Debatten ausgelöst, die bis heute immer wieder aufgegriffen werden, nicht zuletzt in Sonderausgaben von Zeitschriften, die dessen Auswirkungen und Relevanz u. a. nach zwanzig, 21, 25, dreißig Jahren untersuchten.⁴¹ Zoe Sofoulis (2002) spricht davon, dass das Manifest ein ›cyberquake‹ ausgelöst habe, Penley und Ross bezeichnen es bereits 1991 als »Kult-Text« (Penley und Ross 1991, 1). Neben positiven Aufnahmen und Weiterführungen gab und gibt es selbstredend auch viele Kritiken. Einige der Standard-Vorwürfe gegen das Manifest fasst Sophie Lewis treffend zusammen: Es sei selbstgefällig, aufgrund seines Stils obskur, es erginge sich in ›postmoderner‹ Belanglosigkeit und etymologischem Schamanismus (Lewis 2017, o. S.). In diese Richtung geht auch die Rezeption des Manifests als »Plädoyer für endloses Freispiel und Grenzüberschreitung« (Haraway 1995a, 111). Andere Leser*innen, so Haraway, hätten die Ironie verkannt und den Text daher als antifeministisch und als Euphorie über ein verklärtes Techno-Sublimes gelesen. Das Ostküsten-Redaktionskollektiv der *Socialist Review* habe sich daher sogar gegen die Veröffentlichung ausgesprochen (vgl. Haraway 2004, 324). Wieder andere schätzten die Analyse der Technowissenschaften im Text, ignorierten jedoch schlicht dessen Feminismus, dies beträfe vor allem die Wissenschaftsforschung (Haraway 2004, 325). Darüber hinaus wird der Text in queer_ und trans_feministischen Arbeiten (nicht nur) in Verbindung mit den Technowissenschaften verwendet und weiterentwickelt, einige davon im Rahmen des *New Materialism*. Während Haraway manchen Lektüren des

Manifests, die ihrer Argumentation zuwiderlaufen oder sie in mancher Hinsicht übergehen, auf ihr dichtes, komplexes Schreiben zurückführt, hält sie andere ›Fehl-‹-Lektüren für höchst motiviert. Darunter fällt die Variante, die das Manifest als unkritischen Einsatz für die Technokultur versteht. Im Gespräch mit Lisa Nakamura stellen beide außerdem fest, dass Rassifizierung in der Rezeption des Cyborgkonzepts schlicht ausgeblendet und die Analyse von Ungleichheit und Ausbeutung zur Gänze ignoriert wird:

I think there's a kind of motivated refusal to acknowledge the racial analysis, to acknowledge the analysis of systems of inequality and systems of exploitation that runs through my work all the time. There are some people, whom I regard as overwhelmingly allies within the anti-racist and feminist left, who also regard my work as part of the enemy, as part of having sold out to technoculture. I think they are deaf to the critique because of what they see as the pleasure. And the pleasure is real. Then on the other side, there are folks who read my work for a kind of cyber-feminism that is very different from what I think I'm doing, who don't want to hear anything about the systematic suffering built into these ways of life, and who want to hear only the emergence, a kind of emergent transcendence, or something like that. I think both readings are highly motivated misreadings. (Haraway in Nakamura 2003, o. S.)

Ich will hier nicht auf das gesamte Spektrum der Debatten über das Cyborg-Manifest eingehen, sondern vor allem auf Kritiken, die ich teile oder für interessant und/oder wichtig für meine eigene Lektüre halte. Das sind zuvorderst jene Aspekte, an denen sich zeigen lässt, dass Haraway das Programm, welches sie formuliert, nicht mit der nötigen Konsequenz durchführt. Dies betrifft unterschiedliche Facetten ihres Leitmotivs, Dualismen wenigstens in Zweifel zu ziehen, wenn nicht zur Implosion zu bringen: Kritikwürdig ist die fehlende Infragestellung eines dominanten Bilds von ›Behinderung‹, das sie über die Referenz an Anne McCaffreys *The Ship Who Sang* aufruft; gewichtig sind auch jene Kritiken, die darauf hinweisen, dass die Würdigung von Women of Color im Manifest sich in Gesten der herrschaftlichen Zuschreibung und Aneignung verfängt. Grundsätzlicher noch lässt sich zeigen, dass Haraways Verfahren der Dualismuskritik einem methodologischen Selbstwiderspruch verfällt, wie ich unter Bezugnahme auf Trinh Minh-ha und anhand der (Un-)Geschlechtlichkeit d* Cyborgs zeigen werde. Zu guter Letzt gehe ich darauf ein, dass Haraway ein probates Mittel vergibt, mit dem diese Aspekte hätten bearbeitet werden können, obwohl sie es deutlich vor Augen hat: Eine Rezeption von Science-Fiction-Texten als *theoretische* Entwürfe und *kritische Interventionen* wird zwar behauptet, aber nicht oder allenfalls ungenügend umgesetzt.

Crip Cyborgs?

Bevor Haraway von den Women of Color als Geschichtenerzählerinnen zur SF kommt, quasi als zwischen Brückentext und Übergang zur SF, bezieht sie sich auf Anne McCaffreys *The Ship Who Sang* (1969; dt. *Ein Raumschiff namens Helva* 1973). Auch wenn dieser Roman eindeutig der SF zuzurechnen ist, wird er nicht gemeinsam mit der anderen SF besprochen. Eingeführt wird er folgendermaßen:

Anne McCaffreys *The Ship Who Sang* thematisiert das Bewußtsein eine*r Cyborg, einem aus dem Gehirn eines Mädchens und einer komplexen Maschinerie bestehenden Hybrid, der nach der Geburt des schwer behinderten Kindes hergestellt wurde. (CM, 67 f.)

Mensch und Maschine bilden hier ein Hybrid, offensichtlich aufgrund des ›schwer behinderten‹ Körpers des Mädchens. Die Geschichte dient dem Argument, dass es nicht darum geht, Maschinen zu beleben oder Organismen zu mechanisieren, Maschinen könnten vielmehr Prothesen, intime Bestandteile oder auch ein Selbst sein (CM, 68). In Bezug auf die Prothesen spricht Haraway hier quasi aus Erfahrung: In *When Species Meet* (2007, 161 ff.) schreibt sie ausführlich über ihren Vater, der auf Krücken und Rollstuhl angewiesen war, weil seine Hüften infolge seiner Krankheit unbeweglich waren, er aber dennoch nicht nur sein Geld als Sportjournalist verdiente, sondern aktiv Sport betrieb. Haraway schildert so, dass sie ihren Vater nicht als ›behindert‹ erlebt habe. Darüber hinaus erinnert die Paarung ›schwer behinderter‹ Körper – komplexe Maschinerie an den theoretischen Physiker Stephen Hawking, der an einer schweren Erkrankung des motorischen Nervensystems litt. Seine »Möglichkeiten, sich zu bewegen, mit anderen zu sprechen, zu schreiben, überhaupt zu leben und seine wissenschaftliche Forschung weiter zu betreiben, [verdankt] sich fast ausschließlich dem Gebrauch hochkomplexer, teils eigens für ihn entworfener Maschinen und Computer« (Maihofer 1994, 169 f.). So konnte er dreißig Jahre lang einen sehr renommierten Lehrstuhl ausfüllen, zahlreiche Bücher verfassen, Interviews geben und ausgedehnte Reisen unternehmen. Zwischen Hawking und den ihn unterstützenden Maschinen trennen zu wollen, ist mehr als schwierig, seine Computerstimme beispielsweise ist sogar patentrechtlich geschützt. Einer breiten Öffentlichkeit ist Hawking bekannt, weil er neben Fachpublikationen auch populärwissenschaftliche und Kinderbücher verfasst hat sowie in etlichen Fernsehserien als Gast aufgetreten ist. In der *Star-Trek*-Serie *The Next Generation* spielte er in einer Folge sich selbst – ein Privileg, das bislang keine*r außer ihm zuteil wurde. Dargestellt wird Hawking meist als brillanter Denker, dessen Körper zwar immer weniger ›funktioniert‹, dessen Gehirn dafür aber umso besser arbeitet. Entsprechend dient Hawking häufig als Beispiel einer gelungenen Mensch-Maschine-Verschmelzung, die mehr ist als ein Mensch allein und dennoch der Menschheit dienlich. Er wird zumeist also gerade nicht als Cyborg im Haraway'schen Sinne betrachtet, sondern als Mensch, dessen körperliche ›Defizite‹ durch Maschinen ausgeglichen werden. Sowohl der Dualismus Körper/Geist als auch der Dualismus Mensch/Maschine wird in dieser Rezeption eher bestätigt als in Frage gestellt.

Helva, das Raumschiff in McCaffreys *Brain-and-Brawn*- bzw. Hirn-und-Muskel-Serie, wurde als Mädchen geboren, dessen körperliche Befähigungen stark von der Norm abweichen, so dass sie als ›schwer behindert‹ gilt. In *The Ship Who Sang* wird sie folgendermaßen eingeführt:

She was born a thing and as such she would be condemned if she failed to pass the encephalograph test required of all newborn babies. There was always the possibility that though the limbs were twisted, the mind was not; that although the ears would hear only dimly, the eyes see vaguely, the mind behind them was receptive and alert. (*The Ship Who Sang*, 7).

Mag der Körper auch unzulänglich erscheinen, das Gehirn kann dennoch bestens arbeiten. Helvas EEG fiel überdurchschnittlich gut aus und so stehen ihre Eltern vor der Wahl, sie töten zu lassen oder zuzustimmen, dass ihr neugeborenes Kind ein »eingekapseltes Gehirn wird« (ebd.). Ihr Wachstum wird gehemmt und ihr Körper in ein lebenserhaltendes Titangehäuse eingekapselt, das sich mit Computern verbinden kann. Nach der medikamentösen und der chirurgischen Behandlung, der allgemeinen Bildung und der Spezialausbildung haben die »shell children« große Schulden, die sie als »Gehirne« vorwiegend von Raumschiffen und Städten abarbeiten. »Shell children« sind also über einige Jahre so etwas wie »Vertrags-« oder »Schuldknechte«. Helva wird das »Gehirn« eines Raumschiffs beziehungsweise wird das Raumschiff ihr Körper. Zwar können die »brainships« eigenständig operieren, sie werden jedoch in der Regel im Rahmen einer Partner*innenschaft mit einer körperlich »gesunden« Person – dem »brawn«, das heißt dem »Muskel« – angestellt, die quasi der mobile Teil des Paares ist und speziell dafür ausgebildet, in einer Partner*innenschaft mit einem »Hirnschiff« zu arbeiten. Die Konstruktion ähnelt der Rezeption von Hawkings Person – brillantes Hirn im »kranken« oder »behinderten« Körper. Das ist selbstredend nicht die einzige Art und Weise, diese Geschichte zu lesen. In Haraways Interpretation ist Helva ein* Cyborg, ein Hybrid bestehend aus dem Gehirn eines Mädchens und einer komplexen Maschinerie:

Geschlecht, Sexualität, Verkörperung, Geschicklichkeit, all das wird in dieser Geschichte rekonstituiert. Warum sollten unsere Körper an unserer Haut enden oder bestenfalls andere von Haut umschlossene Entitäten umfassen? (CM, 68).

Die erste Hälfte des letzten Satzes wurde häufig zitiert – zumeist jedoch völlig aus dem Kontext gerissen. Haraway will hier Verkörperung oder ein Körper zu sein über den individuellen menschlichen und auch den organischen Körper hinaus denken. Das ist ein theoretisch höchst interessantes Unterfangen. Allerdings halte ich *The Ship Who Sang* für denkbar ungeeignet, um diesen Gedanken zu verfolgen – nicht nur aufgrund der stereotypen Geschlechterdarstellungen, sondern gerade auch aufgrund des unhinterfragten Ableismus. Sarah Einstein verfasste angesichts von *The Ship Who Sang* einen Essay für das SF-Magazin *Redstone Science Fiction* zum Thema »The Future Imperfect« und verband diesen mit einem Wettbewerb um die zwei besten Geschichten zu eben diesem Thema. Im Call für den Wettbewerb schreibt sie :

I am able-bodied because the place where I live already accommodates the ways in which my body does not function optimally. What would a world look like that accommodated all kinds of bodies, all ways of communicating, every way of being an embodied human? How will the need to accommodate alien bodies influence how we accommodate our own? How will science help us build fully inclusive communities?²⁴²

Einstein stellt also die Frage, wie eine Welt aussähe, die auf alle Körper ausgerichtet ist, nicht nur ›normale‹ und ›gesunde‹. Wie kann Technologie ›uns‹ dabei unterstützen, tatsächlich inklusive Gemeinschaften aufzubauen – für alle Körper? Einstein fordert Autori*nnen also auf, das spekulative Potenzial der SF zu nutzen, um technologisch unterstützte inklusive Gemeinschaften zu erkunden – und nicht technologisch ›verbesserte‹ Menschen. Haraway jedoch stellt in Bezug auf *The Ship Who Sang* gerade nicht die Frage, wie Helvas Körper in seiner Verschiedenheit gelebt werden kann. Vielmehr reproduziert ihre Beschreibung die Annahme, dass ›behinderte‹ Körper (ökonomisch) wertlos sind und technologisch ›instand gesetzt‹ werden müssen – selbst wenn dies bedeutet, dass der ›behinderte‹ Körper völlig vernichtet wird (vgl. auch Kafer 2013, 112). Nicht nur wird so die Norm des ›gesunden‹ Körpers bestätigt, der Beschreibung Helvas ist vielmehr die Unterscheidung in lebenswertes und ›unwertes‹ Leben eingeschrieben, wenn Helvas Eltern bei ›bestandenem‹ EEG einzig die Wahl zwischen Tötung des Kindes und Einkapselung des Gehirns in einem technologischen Körper bleibt.

Körperliche ›Behinderung‹ und Cyborg gehen in der SF wie auch in populären Beschreibungen häufig quasi ›natürlich‹ zusammen und stets in der Form einer ›Verbesserung‹ des Körpers durch (adaptive) Technologien. Technologie ist hier folglich stets gleichbedeutend mit Erlösung und Korrektur eines ›Schicksals‹. Die Möglichkeit, dass adaptive Technologien nicht nur Verbesserung, sondern auch Schmerz und Zwang sowie Unfreiheit bedeuten können, wird in diesen Darstellungen nicht in Erwägung gezogen. Ebenso sind es stets die nicht der Norm entsprechenden Körper, die in Frage gestellt und an ihre Umwelt angepasst werden müssen, statt dass Haraway die Frage aufwerfen würde, wie die Welt durch Technologien an verschiedenste Körper angepasst werden könnte. Neue Technologien stellen in diesen Betrachtungen folglich stets ein Versprechen dar, nie auch ein Problem (vgl. Kafer 2013, Reeve 2012). Und es wird nicht danach gefragt, wem diese Technologien überhaupt zur Verfügung stehen. Stephen Hawkings Apparate oder die eigens an ihn angepassten Prothesen von Oscar Pistorius – ebenfalls ein beliebtes populäres Beispiel für einen Cyborg-Körper – sind extrem kostspielig. Menschen mit Behinderungen gehören jedoch zu den ökonomisch benachteiligsten und damit finanziell ärmsten Menschen in der Gesellschaft. Entsprechend haben sie meist nur einen sehr eingeschränkten Zugang zu Prothetik und Technologie im allgemeinen (vgl. Reeve 2012, 95). Auch in Bezug auf ›Behinderung‹ wäre daher im Cyborg-Manifest in mehrerlei Hinsicht die Klassenfrage zu stellen.

Darüber hinaus wäre meines Erachtens an dieser Stelle der Zusammenhang von Prothetik, Cyborg und Krieg zu thematisieren. Schließlich ist die Prothetik im Zusammenhang des Ersten Weltkriegs entstanden, um Soldaten, die im Krieg Gliedmaßen ›verloren‹ hatten, als dringend benötigte Arbeitskräfte wieder einsatzfähig zu machen. Das leitende Motiv der Prothetik war von Beginn an nicht Heilung, sondern Wiederherstellung von Arbeitskraft (vgl. Perry 2005). Auch in dieser Hinsicht sind Cyborgs also Abkömmlinge von Militarismus und Kapitalismus.

Und schließlich stellt sich auch in Bezug auf ›Behinderungen‹ die Frage nach der Sprache. Haraway wählt ihre Worte stets mit Bedacht, insofern ist nicht nachvollziehbar, warum sie Helva als »schwer behindert« – »severly handicapped« – und nicht als *disabled* beschreibt, mit dem Begriff also, den viele als Eigenbezeichnung wähl(t)en. Allgemein ließe sich fragen, warum bestimmte Technologien mal als »assistiv« oder »Hilfs«technologien und mal als »zeitsparend« beschrieben werden – abhängig davon,

welche sie benutzen. Auch an dieser Stelle böte sich also die Möglichkeit, den Dualismus ›gesund/behindert‹ zu hinterfragen.

Aus all diesen Gründen denke ich, dass sich *The Ship Who Sang* ausgezeichnet dazu eignet, Cyborgvisionen zu diskutieren und Fragen nach Verkörperungen, Materialisierungen sowie Verschmelzungen aufzuwerfen. Nicht zuletzt da Helva sich in ›ihren‹ »brawn« verliebt, kann hier selbst Cyborg-Sexualität betrachtet werden. Dies erfordert jedoch eine gründlichere Analyse der Implikationen dieser Geschichte wie auch der Verknüpfung queer_feministischer mit Crip-Perspektiven. Und für eben diese Verknüpfung bietet das Bild d* Cyborg grundsätzlich sehr gute Voraussetzungen.

Women of Color als Cyborgs und das Schweigen über queere Begehrensformen

Wie ich in den vorangegangenen Abschnitten dargestellt habe, baut das Manifest auf der außergewöhnlichen Kombination einer kritischen Analyse der Technowissenschaften, post- bzw. dekolonialen Theorien, hier insbesondere Konzepten von Schwarzen und Chicana-Feministinnen, poststrukturalistischen feministischen Überlegungen zu Sprache und Schreiben und schließlich sozialistisch-feministischen Perspektiven auf. Aufgrund des enormen Stellenwertes von Schwarzen und Chicana-Feminismen für das Cyborg-Konzept sowie Haraways explizitem Interesse, Konsequenzen aus den rassistischen und kolonialen Ausschlüssen in feministischen Bewegungen und Theorien gerade in der eigenen Arbeit zu ziehen, ist es nur schwer nachvollziehbar, wie Lesarten des Manifests zustande kommen, die all diese Aspekte ignorieren. Dennoch trifft dies auf breite Teile der Rezeption des Cyborg-Manifests zu. Jasbir Puar (2012) weist bezugnehmend auf Malini Johar Schueller (2005) darauf hin, dass der Fokus auf Materie und Materialisierung in der Rezeption mit seiner Grundlage in den Technowissenschaften möglicherweise auf das Begehren zurückzuführen ist, eine Theoretisierung von Rassifizierung – insbesondere der eigenen weißen Rassifizierung – zu vermeiden. Und so finden sich Auseinandersetzungen mit Rassifizierung – wenig erstaunlich – vor allem bei Autori*nnen, deren Interesse und Fragestellungen ausgewiesen aus einem ›spezifischen‹ Blickwinkel formuliert sind, das heißt die für postkoloniale, queere, bisexuelle und lesbische Feminismen eintreten oder aber intersektionale Perspektiven im Sinne einer wechselseitigen Konstituierung von Herrschaftsverhältnissen im Blick haben.⁴³

Wird einerseits die Bedeutung postkolonialer Theoriebildung für das Manifest mehrheitlich ignoriert, kritisieren umgekehrt andere Ansätze, in welcher Weise Haraway postkoloniale Positionen einbezieht. Denn Haraway stellt Women of Color – sei es als nicht-identitäre Positionierung oder als tatsächliche Existenzweise – im Manifest als prototypische Cyborgs dar.⁴⁴ So sind konkrete Cyborgs beispielsweise »aus südostasiatischen Dörfern kommende Arbeiterinnen in japanischen und amerikanischen Elektronikkonzernen, die Aiwa Ong beschrieben hat« (CM, 66 f.). Haraway verwendet den Begriff für Arbeiterinnen bei multinationalen Unternehmen in sogenannten ›Drittweltländern‹ und im Silicon Valley gleichermaßen und übergeht auf diese Weise die Unterschiede zwischen ihnen (vgl. auch Schueller 2005, 80). Entsprechend kann (auch) Joan Scott beispielsweise keinen Unterschied zwischen Haraways Umgang mit Women of Color und weißen linken Frauen entdecken, die minorisierten Frauen oder Arbeiterinnen zusprechen, die ›richtige‹ sozialistische oder feministische Politik zu betreiben:

What is the difference between Haraway's looking to these groups for the politics of the future and [...] the romantic attribution by white liberal or socialist women to minority or working-class women of the appropriate (if not authentic) socialist or feminist politics? (Scott 1989, 216 f.)

Schueller (2005) hingegen will bei aller Kritik (und davon hat sie viel) würdigen, dass Haraway auf die unterdrücktesten Arbeiterinnen im multinationalen Kapitalismus hinweist. Immerhin kommen viele, auch feministische, Cyborg-Debatten offensichtlich ohne Verweis auf die Bedeutung von Informations-, Kommunikations- und Biotechnologien sowie Globalisierung für Existenzbedingungen im Globalen Süden aus. Auch dass Haraway diese Arbeiterinnen mit US-amerikanischen Autorinnen of Color zu einer subversiven, oppositionellen Bewegung verknüpft, findet Schueller brillant. Doch kritisiert sie die mangelnde Differenzierung zwischen den unterschiedlichen Women of Color. Denn deren Homogenisierung unterschlägt nicht nur Klassenunterschiede:

Indeed, the obfuscation of the differences denies not only class differences but also the distinction between what Spivak calls the subjects of »post-modern neo-colonialism« [...] who are reentering a »feudal mode of power« [...] and ethnic subjects in the United States who are »still caught in some way within structures of colonial subject production; and especially, from the historical problem of ethnic oppression on the First World soil«. (Schueller 2005, 80 f.)

Schueller unterscheidet also zwischen Women of Color – wobei sie diesen Begriff hier nicht verwendet – in den USA und Women of Color in anderen Teilen der Welt. Genaue sagt unterscheidet sie zwischen ethnisierten Frauen in den USA, die mit einer kolonialen Logik unterworfen werden, und Frauen in anderen Ländern, die in post-modernen neokolonialen Verhältnissen unterdrückt werden. Es handelt sich dabei jedoch um verschiedene Positionierungen und entsprechend auch um verschiedene Formen der Unterdrückung.

Warnt Haraway in »Situierendes Wissen« selbst vor der Gefahr der Romantisierung und Aneignung der Standpunkte von Unterworfenen, entgeht sie im Cyborg-Manifest also nicht der Falle, das »revolutionäre Subjekt« per se zu konstruieren – und im Zuge dessen Frauen unterschiedlicher natioethnokultureller Herkunft und Rassifizierung zu homogenisieren sowie deren Marginalisierung letztendlich doch zu romantisieren. In »Situierendes Wissen«, dem Essay also, in dem sie ein feministisches Konzept der Objektivität formuliert, das sich gegen den »Gott-Trick« eines allumfassenden Sehens, gegen einen universalistischen Objektivitätsbegriff und für partielle Perspektiven ausspricht – behauptet sie auch, dass die Standpunkte⁴⁵ von Unterworfenen zu bevorzugen sind. Diese seien weniger anfällig dafür zu verleugnen, dass jedes Wissen einen interpretativen Kern hat – und zwar deshalb, weil ihnen aufgrund ihrer Unterdrückung die Techniken des Leugnens, des Vergessens und des Verschwindenlassens bekannt seien. Ihrer Kritik an naturalisierten Standpunkten bleibt Haraway insofern treu, als ein Standpunkt bei ihr nichts ist, das qua Situierung oder Erfahrung zu haben wäre, sondern vielmehr etwas, das ebenso wie andere Techniken aktiv angeeignet wird. Ein Standpunkt ist eine Haltung, die aufgegriffen und erlernt wird, um zu angemesseneren Erkenntnissen zu gelangen. Doch auch bewusst eingenommene, er-

worbene Standpunkte stellen vor das Problem zu entscheiden, welcher Standpunkt in Bezug auf eine bestimmte Fragestellung eingenommen werden sollte – warum dieser und kein anderer. Haraway erkennt das damit verbundene Risiko einer »Suche nach dem fetischisierten, vollkommenen Subjekt einer oppositionellen Geschichte«, »das in der feministischen Theorie mitunter als die essentialisierte Dritte-Welt-Frau erscheint« (SW, 86). Dennoch argumentiert sie in dem 1997 veröffentlichten Text »Fetus. The Virtual Speculum in the New World Order«, der sich mit feministischen Kritiken an Visualisierungstechnologien und pränataler Diagnostik beschäftigt, dass zur Bewertung von Visualisierungstechnologien der Standpunkt ›armer afro-amerikanischer Frauen‹ einzunehmen sei. Dies ist unter anderem der Einsicht geschuldet, dass feministische Kritiken an pränataler Diagnostik häufig aus einer weißen bürgerlichen Perspektive formuliert sind und aufgrund dieser privilegierten Perspektive Probleme Schwarzer, ökonomisch disprivilegierter Frauen nicht sehen (können). Doch werden durch diese Festlegung eines einzunehmenden Standpunktes die Standpunkte und Marginalisierungen anderer Gruppen, die aus der Perspektive eines weißen, bürgerlichen und heteronormativen Feminismus ebenfalls übersehen werden, unsichtbar gemacht. Darüber hinaus schreibt die Zuschreibung eines ›epistemischen Privilegs‹ an marginalisierte soziale Gruppen ein epistemisches Autoritätsmodell fest, wie Waltraud Ernst herausstellt, da die jeweilige ›Gruppe‹ über spezifische soziale Erfahrungen oder Positionierungen begründet wird (vgl. Ernst 1999, 61–86). Wir sind jedoch gerade durch die Verhältnisse konstituiert, die wir kritisieren. Unterdrückung bedingt, dass die Praktiken und Perspektiven der Unterdrückten von denen des unterdrückenden Systems beeinflusst sind.

Auch die Frage von Andrew Ross und Constance Penley, ob die Aussage, dass wir alle Cyborgs sind, nicht für manche mehr gilt als für andere, geht in diese Richtung. Einerseits, so Ross und Penley, scheine diese Aussage eine allgemeine Beschreibung der Situation von Frauen in den Technokulturen der Ersten Welt. Andererseits wirke »Wir sind alle Cyborgs« wie das identifikatorische Gebaren, mit dem unterdrückte oder verfolgte Gruppen oft unterstützt werden sollen, wie »Wir sind alle Juden« oder wie nach dem Anschlag auf das französische Satiremagazin »Wir sind Charlie (Hebdo)«. Gerade in Bezug auf die asiatischen Frauen of Color im Manifest lese sich »Wir sind Cyborgs« in letzterem Sinne:

It's difficult not to think of this latter sense in terms of the specifically Asian women of color whose labor primarily is the basis of the microeletronic revolution, and who, in your essay, seem to be priviledged as cyborgs that are somehow more »real,« say, than First World feminist intellectuals. (Penley und Ross 1991, 12)

Im Interview mit Penley und Ross gesteht Haraway zu, dass sie heute wesentlich vorsichtiger wäre, welche* als »wir« in der Behauptung »Wir sind alle Cyborgs« gelten können oder sollten, würde sie diese Abschnitte des Manifests überarbeiten. Ihre Erzählung verfare gegenüber den malaysischen Fabrikarbeiterinnen, auf die sie sich beziehe, letztlich ebenfalls imperialistisch. Und sie würde heute wesentlich sorgfältiger darauf hinweisen, dass es sich dabei um Subjektpositionen für Personen in bestimmten Regionen transnationaler Produktionssysteme handele, die nicht umstandslos die Situationen anderer Personen in diesem System abbildeten. Sie würde also nicht mehr *eine* Figur beschreiben, die alle diese Situationen repräsentieren soll:

I think what I would want is more of a family of displaced figures, of which the cyborg is one, and then ask how the cyborg makes connections with these other nonoriginal people (cyborgs are nonoriginal people) who are multiply displaced. Could there be a family of figures who would populate our imagination of these postcolonial, postmodern worlds that would not be quite as imperializing in terms of a single figuration of identity? (Penley und Ross 1991, 13)

Entsprechend finden sich in den späteren Texten Haraways viele verschiedene Figuren, wie beispielsweise Chip, Gen, Coyote, Trickster, FemaleMan©, OncoMouse™ oder Modest_Witness. Doch repräsentiert jede dieser Figuren eine andere »komprimierte Karte« einer spezifischen Situation oder Welt. Das Problem, eine Figur zu entwerfen, die verschiedene Positionierungen innerhalb jener Welt zulassen soll, die sie repräsentiert, ist damit (noch) nicht gelöst. Es sei denn, mehrere Figuren gemeinsam bildeten eine verdichtete Karte. Carol Masons Vorschlag zum Cyborg-Konzept scheint an dieser Stelle Abhilfe zu versprechen. Mason (1995) geht der Frage nach, wie »gute« von »schlechten« Cyborgs zu trennen seien beziehungsweise wie sich verhindern ließe, dass d* Cyborg nicht zu einer utopischen, sondern zu einer apokalyptischen Figur wird. Mithilfe ihrer Lektüre des *Terminator 2: Judgement Day* von James Cameron (USA 1991) stellt sie zur Diskussion, politische Fragestellungen nicht in Körpern – oder eben Figuren, wie d* Cyborg – zu verorten, sondern vielmehr eine Lesepraxis des *cyborgism* zu entwickeln, die das historische und diskursive Zusammenspiel verschiedener Figuren in den Blick nimmt. Während Masons Lektüreverfahren nicht nur in Bezug auf den *Terminator 2* bestechend ist, sondern grundsätzlich für die Analyse von filmischen wie auch literarischen Produktionen spezifischer Welten enorm hilfreich erscheint, kann *cyborgism* nicht d* Cyborg als Figur ersetzen. Denn die Figur leistet mehr beziehungsweise anderes als das Lektüreverfahren: Sie dient als performatives Bild, das bewohnt werden kann oder in das sich hineinversetzt werden kann. Als Repräsentation einer hochkomplexen Situation kann sie anziehen, abstoßen, Ängste und Hoffnungen wecken etc. – sie spricht anders an, als eine Analyse dies je tun könnte. D* Cyborg durch *cyborgism* zu ersetzen, würde nicht nur Haraways Absicht zuwiderlaufen, sondern auch dieses Potenzial verschenken.

Neben der Homogenisierung und Romantisierung von Women of Color stellt sich im Cyborg-Manifest, wie bereits erwähnt, auch das Problem der Aneignung von Figuren und Theorien marginalisierter Gruppen. Neben den SF-Erzählungen demonstriert die Figur der Malinche und deren Umarbeitung im Chicana-Feminismus, welches Schreiben für Haraway eine Cyborg-Technologie darstellt. Zwischen Malinche und SF-Erzählungen besteht jedoch ein Ungleichgewicht: Anja Bandau stellt heraus, dass Malinche »genauso plötzlich im Text auftaucht, wie sie wieder aus ihm verschwindet« (Bandau 2001, 70). Auf feministische SF hingegen, allen voran die Geschichten von Octavia Butler, bezieht sich Haraway im Manifest wie auch in anderen Texten immer wieder. Entsprechend wird vielerorts kritisiert, dass Haraway sich die Figur der Malinche aneignet, um die Konturen ihres Cyborg-Konzepts zu schärfen und ihre Version eines sozialistischen Feminismus zu stärken (siehe Homans 1994, Schueller 2005, Moya 2000, Bandau 2001, Ortega 2006), ohne sich jedoch mit der Figur und ihrer spezifischen Geschichte tatsächlich kritisch auseinanderzusetzen. Ihre Lektüre von Moragas

Loving in the War Years gehe vorschnell davon aus, dass die Figur der Malinche im Chicana-Feminismus unumstritten sei. Tatsächlich jedoch, so beispielsweise Ortega, stelle La Malinche für viele US-amerikanische Latinas und lateinamerikanische Frauen nach wie vor eine negative Charakterisierung des Frauseins dar, die ihre alltäglichen Erfahrungen präge (vgl. Ortega 2006, 64 f.). Darüber hinaus, so Schueller, sei postkoloniale Literatur nicht ›automatisch‹ subversive Literatur. Vielmehr unterstelle gerade die Annahme, dass es in Texten US-amerikanischer Women of Color notwendig darum gehe, westliche Mythen zu untergraben, dass Texte von Minderheiten nur insofern von Bedeutung seien, als sie sich auf das Zentrum – westliche Mythen – beziehen. Der Figur der Malinche wie auch dem Chicana-Feminismus werde Haraway im Cyborg-Manifest in diesem Sinne nicht gerecht.

Auf ein weiteres Problem in der Verwendung von La Malinche macht Lisa Walker (1993) aufmerksam: Haraway schaffe d* Cyborg als eine ›bastardisierte‹ Figur, die für die Überschreitung von Grenzen stehe. Da Malinche diese Überschreitung so prominent symbolisiere, beschreibe Haraway Bastardisierung vorwiegend als Rassifizierung und gerade nicht als Verschmelzung von Organischem und Anorganischem, Mensch und Maschine. Haraway stütze sich also auf sichtbare rassifizierte Markierungen, statt auf die unsichtbare Überschreitung von Grenzen wie beispielsweise Herzschrittmacher, aber auch non-binäre Geschlechter oder queere Sexualitäten. Auf diese Weise mache Haraway sich zur Komplizin rassifizierter Diskurse – ganz entgegen ihres Vorhabens, diese umzuschreiben. Denn Rassifizierung als *sichtbare* Differenz werde bei Haraway zur privilegierten Differenz, was zu einer Naturalisierung von Rassifizierung führe.⁴⁶ Sexualität als Differenz hingegen trete in den Hintergrund oder werde gar nicht berücksichtigt. Dabei thematisieren sowohl Moraga in *Loving in the War Years* als auch Lorde mit *Sister Outsider* explizit Sexualität – für beide Figuren ist ihr lesbisches Begehren und die Frage, wie dieses ihre Positionierung innerhalb verschiedener Communities konstituiert, von zentraler Bedeutung. Moraga diskutiert ihre Identifikation als Lesbe ganz explizit im Verhältnis zu ihrer ›hellen‹ Hautfarbe, die dazu beiträgt, dass sie häufig als weiß wahrgenommen wird.

Auf die Auslöschung von Moragas Auseinandersetzung mit lesbischer Sexualität macht auch Teresa de Lauretis aufmerksam, wenn sie danach fragt, wie Haraway Moragas Leidenschaft, ihrem Begehren nach Chicanas und ihrem Schmerz im Falle von Ablehnungen Rechnung trägt (de Lauretis 1994, 247). Moragas Schreiben verletze das patriarchale Gesetz gerade indem es ihr Begehren nach Frauen einschreibe und eine Sprache, ein Imaginäres und eine symbolische Ordnung für dieses Begehren schaffe. Tatsächlich ist diese Auslassung meines Erachtens nicht nur problematisch, weil sie zentrale Elemente der angeführten Texte und zitierten Figuren unterschlägt, sie verschenkt an dieser Stelle auch die Möglichkeit, d* Cyborg als dezidiert queere Figur zu positionieren. Möglicherweise ist Haraway Moragas und Lordes lesbisches Begehren zu identitätslogisch beschrieben – das zumindest nimmt Lisa Walker (1993) an. Denn Moraga selbst, die als Weiße ›passen‹ kann, verbindet ihre lesbische Identität im Text mit der rassistischen Unterdrückung, die ihre Mutter als Chicana erfahren hat. Moraga erörtere ihre lesbische Identität so auch als phantasmatische Wiedervereinigung mit der Mutter. Gerade gegen diese Bewegung zu den Ursprüngen und zur Mutter schreibt Haraway im Manifest allerdings vehement an. Dies kann jedoch kein Grund sein, die Thematisierung von Sexualität in Form lesbischen Begehrens zu übergehen. Vielmehr könnte an dieser Stelle untersucht werden, dass und wie Moraga rassifizierte

und sexuelle Differenz miteinander verquickt, meines Erachtens ein höchst interessantes Unterfangen. Darüber hinaus wäre dies eine gute Gelegenheit, queeres Begehren explizit zu thematisieren, was die Argumentation, dass Cyborgs mit Heterosexualität, heterosexueller Fortpflanzung und Kleinfamilie brechen, deutlich stärken würde. Stattdessen bleibt die Absage an eine heteronormative Ordnung im Cyborg-Manifest somit oft eine Absichtserklärung und wird gerne und schnell überlesen.

Walker zufolge werden lesbische Autorinnen im Manifest tatsächlich zu den unangewiesenen Prototypen der Cyborg-Theoretikeri*nnen, insbesondere in der Beschreibung des Cyborg-Mythos. Haraway interessiere sich für die »illegitime[n] Verschmelzungen von Tier und Maschine« als Verbindungen, die »den Mann und die Frau problematisch« machen, weil sie »die Struktur des Begehrens« und damit »die Strukturen und Reproduktionsweisen westlicher Identität« (CM, 65) untergraben. Auch wenn Haraway hier »Verschmelzungen von Tier und Maschine« als jene Verbindungen benenne, die die Struktur heterosexuellen Begehrens auflösen, sei Haraways Essay stillschweigend auch mit den subversiven Verbindungen von Frauen mit Frauen befasst. Da Haraway das Thema lesbischen Begehrens nicht direkt adressiere, werde dessen subversives Potential jedoch getilgt. Infolgedessen verbleibe Lesbianismus außerhalb der Ökonomie des Begehrens als eine Art abwesender Anwesenheit. Haraway artikuliert ihr Interesse an einer Erotik, die »die profanen Fiktionen ›Mann‹ und ›Frau‹« (CM, 70) zersetzt, allerdings durchaus in Zusammenhang mit ihrer Schilderung der Texte, die einen Cyborg-Mythos entwerfen. Die Liste der Autor*innen, die sie als Cyborg-Theoretiker*innen anführt – Joanna Russ, Samuel Delany, John Varley, James Tiptree, Jr., Octavia Butler, Monique Wittig und Vonda McIntyre –, beinhaltet wie bereits erwähnt Autor*innen, die explizit auf eine lesbische oder schwule Tradition verweisen (vgl. auch Walker 1993, 874). Vor allem jedoch sind es (nahezu) ausschließlich Autor*innen, die Sexualität explizit thematisieren und aus dem einen oder anderen Grund in Zusammenhang mit der Repräsentation queeren Begehrens diskutiert werden. Zwar ließe sich argumentieren, dass Haraway queere Feministi*nnen auf diese Weise stillschweigend als die wesentlichen Autor*innen setzt. Dies kann jedoch nur dann gelingen, wenn allen Leseri*nnen des Manifests bewusst ist, dass es sich um Autor*innen handelt, die Fragen von *Queering* thematisieren. Meines Erachtens führt das Schweigen über – oder besser: das Verschweigen von queerer Sexualität und lesbischem Begehren jedoch dazu, dass deren Potenziale für die Figur d* Cyborg ungenutzt bleiben. Warum nicht die verschiedensten Konstellationen erkunden, in denen in John Varleys Romanen Liebe, Sexualität und Geschlecht gelebt wird, wenn das Anliegen gerade darin besteht, Alternativen zu Heteronormativität und Kleinfamilie zu formulieren? Auch die Kokonstituierung von Rassifizierung, Geschlecht und Sexualität kann nicht hinlänglich diskutiert werden, wenn Lordes und Moragas Thematisierungen ihres Begehrens in Zusammenhang mit den rassifizierten Communities unerwähnt bleiben, zu denen sie sich zählen. Und Joanna Russ' *The Female Man* erzählt nicht nur »die Geschichte von vier Versionen eines Genotyps« (CM, 68) und skandalisiert damit Geschlecht. Wie Brit Mandelo festhält, erzählt Russ eben gerade auch Geschichten über Frauen, die nach Frauen lüsten:

They are stories about women loving, touching, needing, lustung for and getting physical with other women. They are stories about women together, erotically and emotionally. [...] They are as queer as they are feminist, and I think that not

discussing that does them and the author a severe disservice. (Mandelo 2011, o. S.)

Das Verschweigen von queerer Sexualität und queerem Begehren wird weder Russ' noch den anderen, oben erwähnten Geschichten gerecht. So gelingt es Haraway nicht, d* Cyborg als queere Figur zu etablieren. Das haben erst Autori*nnen und Künstleri*nnen im Anschluss an ihre Arbeiten geleistet. Dabei würde gerade ein Queering der Figur ihr Anliegen bestärken, Kategorisierungen entgegen zu arbeiten – und dies nicht allein auf der Ebene von Sexualität und Geschlecht. Schließlich bezieht sich Queering in einem umfassenden politischen Verständnis auf jegliche Kategorisierung. Wie Haraway selbst im Vorwort zum Sammelband *Queering the Non/Human* schreibt: »Queering has the job of undoing ›normal‹ categories, and none is more critical than the human/nonhuman sorting operation« (2008, 24).

Es gibt allerdings noch einen zweiten wesentlich Baustein des Cyborg-Konzepts, den Haraway vom Chicana-Feminismus oder allgemeiner von postkolonialen Feminismen bezieht: Chela Sandovals Ansatz des oppositionellen Bewusstseins. In ihrer Replik auf das Manifest bestätigt Sandoval, dass das »Cyborgbewusstsein« eine technologische Verkörperung einer bestimmten und spezifischen Form des oppositionellen Bewusstseins, nämlich des *U.S. third world feminism* sein kann. Das Manifest wertet sie als Versuch, die »Apartheid« zwischen theoretischen Domänen zu überbrücken – sie hält Haraway also explizit zugute, dass in ihre Theoriebildung nicht allein Ansätze eines weißen Feminismus einfließen. Eine oppositionelle »Cyborgpolitik« könne, so Sandoval weiter, durchaus eine Allianz zwischen der Politik des »entfremdeten weißen Subjekts« und der subalternen Politik des *U.S. third world feminism* herstellen. In der akademischen Auseinandersetzung mit Cyborgs im Anschluss an Haraway werde die Metapher jedoch in einer Weise verwendet und angeeignet, welche die Arbeit, auf der sie beruht, abermals verleugne. Laut Sandoval ist diese Lesart bereits im Cyborg-Manifest angelegt. Denn Haraway erkläre die Ansätze des *U.S. third world feminist criticism* zu Beispielen des Cyborgfeminismus, was eine Vereinnahmung bedeute. Darüber hinaus benutze Haraway den Begriff *Women of Color* anstelle *U.S. third world feminism* und ersetze so einen politischen durch einen deskriptiven Begriff. Diese Ersetzung bedeute nicht nur eine Entpolitisierung, *Women of Color* würden hier als Beispiel für postmoderne Feminismen angeführt und nicht in ihrer Autorinnenschaft gesehen – also gerade nicht als theoretischer und methodischer Ansatz zur Konzeptualisierung von Identität und Differenz verstanden.

Meines Erachtens führt Haraway Sandovals Ansatz des oppositionellen Bewusstseins deutlich als theoretischen Beitrag für ein Verständnis von Differenz ein. Doch durch die mangelnde Differenzierung zwischen konkreten *Women of Color* und *Women of Color* als Figur einer Strategie politischer Affinität verschwimmen die Konturen und geraten letztlich doch alle zu Beispielen für Cyborg-Figuren. Der politisch wie theoretisch unentbehrliche Versuch, die Kritiken postkolonialer feministischer Theorien im eigenen Entwurf mitzudenken, führt bei Haraway daher – entgegen oder auch gerade aufgrund ihrer emanzipatorischen Intentionen – letztlich dazu, in ihrer Revision der Standpunkttheorie wie auch in der vereinheitlichenden Rezeption von *Women of Color* die »Anderen« zuallererst als eben solche »Andere« (z. B. als »arme afro-

amerikanische Frauen) zu konstruieren. Das politische Begehren, den »Logiken und Praktiken der Herrschaft über [...] all jene, die als Andere konstituiert werden« (CM, 67) entgegen zu arbeiten, führt letztlich zur Fixierung marginalisierter Positionen. Mit dieser Fixierung werden sie auch bei Haraway potenziell zu den »Anderen«, von denen sich die dominante Norm Veränderung erhofft.

Insofern ist es nicht wirklich paradox, dass das Cyborg-Konzept zwar auf rassifizierter, sichtbarer Differenz beruht (vgl. Walker 1993, 871 ff.), die meisten Cyborgrepräsentationen jedoch weiß sind und die Diskussion um Cyborgs größtenteils unter weißen Autor*innen geführt wird. Haraways Anspruch an sich und an weiße Feminist*innen insgesamt, der theoretischen Bedeutung postkolonialer Feminismen Rechnung zu tragen, wertet Abby Wilkerson daher als wichtigsten Beitrag des Cyborg-Manifests zu feministischen Debatten. Allerdings reiche dies für eine politische Bündnisbildung nicht aus:

[...] its [the cyborgs; D. F.] most significant contribution is its implicit demand that white feminists recognize and attend to the theoretical significance of the work of women of color. The cyborg also suggests the importance of coalition politics, yet I would argue that white women must undertake critical reflections on our own race and sexuality in order to make such coalition work possible. (Wilkerson 1997, 172)

Die Beschäftigung mit postkolonialen Positionen allein genügt also nicht, es bedarf zudem der kritischen Auseinandersetzung mit Weißsein⁴⁷ – sowohl mit dem eigenen Weißsein als auch mit dem Weißsein oder der Rassifizierung der potenziell weißen Cyborg-Figur. Hier gilt es jedoch zu bedenken, dass die Thematisierung von Weißsein als Rassifizierung erst zu Beginn der 1990er Jahre, also deutlich nach Erscheinen des Cyborg-Manifests, mit den Critical Whiteness Studies Einzug in die breitere – um nicht zu sagen: weiße – feministische Diskussion hielt.⁴⁸ Darüber hinaus können die Verstrickungen in weiße westliche Privilegien und (neo)koloniales Denken nur zutage treten, wenn die Kritik postkolonialer Feminist*innen ernst genommen und deren Aufforderung nachgekommen wird, sich mit den eigenen Privilegien wie auch dem eigenen postkolonialen Denken auseinanderzusetzen. Die Möglichkeit, (neo)koloniales Denken zu verlernen, bietet sich jedoch überhaupt nur dann, wenn dieses Risiko eingegangen wird.

Dennoch analysiert Haraway ja gerade Selbst-Andere-Verhältnisse und Positionierungen, sie muss sich daher fragen lassen, wie sie Women of Color im Manifest repräsentiert, wie sie deren Praktiken und Denken beschreibt und zu welchem Zweck. Die Repräsentation gerät im Manifest zu einem *Sprechen über* Women of Color, das diese in der Vereinnahmung paradoxerweise zum Verstummen bringt (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2003 und Spivak 1988). Anstelle des *Sprechens über* wäre daher die von Trinh Minh-ha in ihren ethnografischen/dokumentarischen Filmen entwickelte Haltung des *Speaking Nearby*, das Sprechen nahe an etwas oder an welchen entlang (Trinh /Secession 2001, 11 und Trinh (2017 [2011], 18) sicherlich nicht nur der respektvollere, sondern auch der erhellendere Zugang. Denn das Sprechen für (was Haraway meines Erachtens nicht tut) und das Sprechen über, so Trinh, verweile im Reich fixierter Oppositionen (Trinh 1989, 101) – also eben dort, wogegen Haraway anschreibt – insofern es auf einem Begriff von Differenz als Teilung, als Identität beruhe.

Über einstürzende Dualismen zu einem anderen Differenz-Begriff

Trinh schlägt entsprechend einen alternativen, auf Alterität und Heterogenität aufbauenden Begriff von Differenz vor, den sie *critical difference within* oder auch *critical difference from myself* nennt:

A critical difference from myself means that I am not i, am within and without i. I/i can be I or i, you and me both involved. We (with capital W) sometimes include(s), other times exclude(s) me. You and I are close, we intertwine; you may stand on the other side of the hill once in a while, but you may also be me, while remaining what you are and what i am not. The differences made *between* entities comprehended as absolute presence—hence the notions of *pure origin* and *true self*—are an outgrowth of a dualistic system of thought peculiar to the Occident (the »onto-theology« which characterizes Western metaphysics). They should be distinguished from the differences grasped *both between* and *within* entities, each of these being understood as multiple presence. Not One, not two either. »I« is, therefore, not a unified subject, a fixed identity, or that solid mass covered with layers of superficialities one has gradually to peel off before one can see its true face. »I« is, itself, *infinite* layers. (Trinh 1989, 90 ff.)

Das ›Ich‹ bildet bei Trinh weder eine Einheit noch eine Opposition zum ›Du‹, vielmehr überschneiden sich ›Ich‹ und ›Du‹ mitunter, auf jeden Fall jedoch liegen ›Ich‹ und ›Du‹ nahe beieinander. Darüber hinaus *hat* das ›Ich‹ nicht, sondern *ist* unendlich viele Schichten. Trinh's Differenzkonzept beruht folglich auf Beziehungen, die nicht in der Hegelschen binären Anerkennungslogik von Herr und Knecht aufgehen, wie Encarnación Gutiérrez Rodríguez schreibt: »Vielmehr dekonstruiert diese Strategie das Hegelsche Subjekt-Objekt- beziehungsweise Herr-Knecht-Verhältnis, in dem eine Multiplizität von Beziehungen aufgemacht wird« (Gutiérrez Rodríguez 2003, 27). Denn das ›Ich‹ kann nicht nur mit einem ›Du‹, sondern auch mit einem ›Wir‹ und einem ›Sie‹ ... verschränkt sein.

Whether I accept it or not, the natures of I, i, you, s/he, We, we, they, and wo/man constantly overlap. They all display a necessary ambivalence, for the line dividing I and Not-I, us and them, or him and her is not (cannot) always (be) as clear as we would like it to be. Despite our desperate, eternal attempt to separate, contain, and mend, categories always leak. Of all the layers that form the open (never finite) totality of »I,« which is to be filtered out as superfluous, fake, corrupt, and which is to be called pure, true, real, genuine, original, authentic? Which, indeed, since all interchange, revolving in an endless process? (Trinh 1989, 94)

Neben der *critical difference from myself* hat Trinh den Begriff *d* inappropriate/d other* geprägt, auf den Haraway sich immer wieder bezieht, prominent schon im Titel beispielsweise in »The Promises of Monsters: A Regenerative Politics for Inappropriate/d Others« oder in »Ecce Homo, Ain't (Ar'n't) I a Woman, and Inappropriate/d Others: The Human in a Post-Humanist Landscape« (beide 1992). »Inappropriate/d other« beziehungsweise un/an/geeignete Andere* lässt sich verstehen als eine*, *d** sich nicht eignen lässt, aber auch als eine*, *d** nicht geeignet oder passend ist. »Not quite other, not quite the same« (Trinh/Secession 2001, 43). Auch dieser Begriff soll den vielen

unterschiedlichen Möglichkeiten, d* Andere zu sein beziehungsweise den vielen Möglichkeiten von Verschiedenheit Rechnung tragen. Im Gespräch mit Marina Gržinić erläutert Trinh, dass es nicht darum gehen kann, d* Andere erschöpfend zu beschreiben oder im Voraus zu kennen. Der Versuch, für alle zu sprechen, laufe vielmehr Gefahr, dass das, was eine* sagen will, zur bloßen Dekoration gerate. Ihr gehe es daher darum, »Werkzeuge anzubieten, die in verschiedenen Kämpfen benutzt werden können« (Trinh/Secession 2001, 50). Sie versuche, »mit den Ohren anderer marginalisierter Gruppen [zu] hören« (ebd.), das sei unendlich interessanter und wichtiger als für alle zu sprechen oder alle gleichzeitig zu erwähnen. Sie wisse nicht immer, welche diese Anderen sind oder welchen dieser Begriff entspreche. Doch habe »inappropriate/d other« immer mit mindestens vier simultanen Gesten zu tun:

[M]it der Affirmation »Ich bin wie du« bei einem gleichzeitigen Beharren auf der eigenen Differenz, und mit der Behauptung »Ich bin anders« bei einem gleichzeitigen Infragestellen aller gegebenen Definitionen und Praktiken des Andersseins. Das ist der Punkt, an dem die »inappropriate(d)ness« in Erscheinung tritt. Denn wenn wir über Differenz sprechen, gibt es viele Möglichkeiten, wie eine* sie auffassen kann; wenn eine* darunter nur einen Unterschied zwischen verschiedenen Kulturen oder zwischen verschiedenen Menschen versteht, kommt eine* damit nicht sehr weit. Aber wenn eine* diese Differenz zugleich auch als innere Differenz begreift, dann eröffnen sich Möglichkeiten. Innen und Außen werden dadurch gleichermaßen erweitert; in jedem Subjekt liegt ein weites Feld und in jedem Ich besteht eine Mannigfaltigkeit. (Trinh/Secession 2001, 52; Übersetzung leicht verändert)

Ausgehend von Derridas Modell der »différance«, oder »Differänz«, wie der Begriff ins Deutsche übertragen wurde, beschreibt Trinh nicht Identität, sondern eben Differenz als prozessual und nicht-essentiell. Und es ist gerade dieser Begriff von Differenz als veränderlich, relational sowie als unangeeignet und nicht passend, der auch für die Figur d* Cyborg produktiv ist. Während Haraway in anderen Texten, allen voran den beiden erwähnten, ausführlich auf Trinhs Differenz-Begriff Bezug nimmt, fixiert sie im Cyborg-Manifest einen Entwurf von Differenz mit ihrer Darstellung der Women of Color. Meines Erachtens liegt dies an der Konzeption d* Cyborg: Weil Haraway Dualismen zum Implodieren bringen will, konzentriert sie sich zuallererst auf die Vorstellung von zwei kontradiktorischen Seiten und sucht nach Bildern, die diese unterwandern. Im Begehren, den Unterschieden zwischen Frauen Rechnung zu tragen und gerade nicht allein weiße feministische Positionen zu reflektieren, gerät die Darstellung jedoch zu einem Entweder-Oder – entweder weiß oder of Color. Die Unterschiede zwischen den verschiedenen Women of Color verschwinden ebenso wie die Gemeinsamkeiten und Überschneidungen zwischen weißen und Feministi*nnen of Color, und auch die Brüchigkeiten der Identifikation als weiße oder Woman of Color treten in den Hintergrund. An eben dieser Stelle wäre eine Auseinandersetzung und Darstellung von Weißsein als Rassifizierung hilfreich. Und hier könnte auch die Analyse der Verschränkung und Ko-Konstituierung von Rassifizierung und Sexualität, beispielsweise bei Moraga, einen Weg aus einer fixierten, monolithischen Differenz weisen – und Verbindungen zu anderen Problematisierungen heteronormativer Weiblichkeit herstellen. Darüber hinaus funktionalisiert Haraway im Manifest Texte von

Women of Color letztlich für ihre Zwecke. Ein Bemühen um Trinhs Haltung des *Speaking Nearby*, des nahe an etwas oder welchen entlang Sprechens anstelle eines Sprechens über welche, ist hier eine vielversprechende Methode. Im konkreten Fall bedeutet dies meines Erachtens, mit einem Text oder einer Arbeit in einen Dialog zu treten, auf die Suche nach der Perspektive, dem Sinnen und der Zielrichtung einer Arbeit zu gehen, danach zu fragen: woher kommt diese Arbeit und was will sie erreichen? Auf diese Weise könnte nicht verloren gehen, dass es Moraga gerade auch um (ihre) lesbische Sexualität in einem Chicana-Kontext geht. Gleichermaßen ist danach zu fragen, was will *ich* von einem Text, den ich zu einem Teil meiner Argumentation mache? Was ist mein Begehren an der Arbeit eine*r anderen? Kann der ›andere‹ Text in meiner Argumentation Raum nehmen mit seinem eigenen Ansinnen? Wenn ich die Perspektive anderer in meinem Denken berücksichtigen will, reflektiere ich tatsächlich auch meine Perspektive – gerade auch im Verhältnis?

Haraway warnt selbst an anderer Stelle davor, dass Women of Color zu einer universalistischen Kategorie werden kann. Für das Titelbild von *Simians, Cyborg and Women*, gemalt von Lynn Randolph, hätten die Malerin und sie daher bewusst eine visuelle Figuration ausgewählt, die ein universalistisches Denken unterminiere:

The image on *Simians, Cyborgs and Women* is a »woman of color,« in a sense, but not an American woman of color. In other words, the specificity matters; »women of color« can become a misleading universalist category just as quickly as the category »man« or »woman« can because it can make you think that one set of racial discourse is going to apply globally. [...]

There are also animals, humans, machines, racial categories; that is, there are all sorts of categories in that painting that are put into question. I used that image quite deliberately for those reasons. And I think of it more as a painting that puts categories into question rather than hybridizes them. (Haraway in Nakamura 2003, o. S.)

Hier spricht Haraway also nicht nur die (nationale) Verschiedenheit von Women of Color an, sie ist sich auch der Gefahr bewusst, Women of Color zu homogenisieren. Vor allem jedoch erklärt sie, dass sie Kategorien nicht hybridisieren, sondern in Frage stellen will. Die Figur Cyborg soll ja nicht beide Seiten des Dualismus in sich vereinen, um ein größeres Ganzes zu bilden, sondern gerade die *Vorstellung* von zwei Seiten ins Wanken bringen. Ihr Vorgehen, einen Strich durch die Kategorien zu ziehen, entspreche einem Derrida'schen Schachzug:

It's like a Derridean move; it's like categories have a slash through them. They're in question as opposed to resolved into a hybrid. That is the critical move on race that makes sense to me. But one doesn't necessarily give up crucial categories—like let's say the category Black or African-American, or the African-American voting block issue in Florida, or the elderly Jewish retiree voting block issue. You don't necessarily give up categories like Jewish or African-American because they have powerful lived meaning. But the categories have a slash through them; they are in question because they don't travel everywhere. They get taken apart when they move, when they are taken up in other moments. (Ebd.)

Es ist jedoch nicht Haraways Absicht, wesentliche Kategorien, die in politischer Praxis und im Alltag vieler von Bedeutung sind, aufzugeben, sondern vielmehr, sie als brüchig, in sich gespalten und grundlos zu zeigen oder zu entlarven. Hier trifft Haraways Anliegen sich also wieder mit Trinh T. Minh-ha's »inappropriate/d other« oder dem »un/an/geeignete Anderen«. Wie bereits erwähnt, ist dies eine Frage des Fokusses: Will ich das Verschiedensein beschreiben (können) oder will ich Dualismen etwas entgegensetzen? Das Ziel mag sich überschneiden, wenn nicht identisch sein, der Fokus hingegen ist es dagegen keineswegs: Einmal steht ein Herrschaftsverhältnis im Zentrum, einmal eine Alternative. Un/an/geeignet anders zu sein, so Haraway, sei eine kritische dekonstruktive Relationalität, die bedeute, sich nicht in die Ordnung, das Taxon, einzufügen (Haraway 1991b, 23). Es beschreibe eine selbstkritische Praxis der Differenz, in der Ich und Wir nie mit sich selbst identisch ist/sind und daher Verbindungen zu anderen eingehen kann/können (vgl. ebd., 25).

Cyborgs – Geschöpfe einer Welt ohne Geschlecht?

Einem solchen Verständnis einer kritischen Differenz zu anderen und im eigenen Selbst entspricht auch Haraways Beschreibung d* Cyborg als weibliche Figur in einer Post-Gender-Welt: »She is a girl who's trying not to become Woman, but remain responsible to women of many colors and positions« (Penley und Ross 1991, 20). Ein *Bad Girl* oder *Grrrl* ist d* Cyborg, weil sie eine feministische Replik auf Vorstellungen vom Cyborg als Mann, der die unendlichen Weiten des Weltraums erobert, auf einen Malestream der SF wie auch auf pornografische Fem-Bot-Phantasien darstellt:

For me the notion of the cyborg was female, and a woman, in complex ways. It was an act of resistance, an oppositional move of a pretty straightforward kind. The cyborg was, of course, part of a military project, part of an extraterrestrial man-in-space project. It was also a science fictional figure out of a largely male-defined science fiction. Then there was another dimension in which cyborgs were female: in popular culture, and in certain kinds of medical culture. Here cyborgs appeared as patients, or as objects of pornography, as »fem-bots«—the iron maiden, the robotized machinic, pornographic female. But the whole figure of the cyborg seemed to me potentially much more interesting than that. Moreover, an act of taking over a territory seemed like a fairly straightforward, political, symbolic technoscientific project. (Haraway 2004, 321 f.)

Mit *Woman* und *women* bezieht sich Haraway darüber hinaus auf eine von Teresa de Lauretis in *Alice Doesn't* (1984) eingeführte Unterscheidung. De Lauretis bestimmt FRAU als »fiktionale Konstruktion«, als »Destillat aus verschiedenen, doch kongruenten, in westlichen Kulturen dominanten (kritischen, natur/wissenschaftlichen, literarischen oder juridischen) Diskursen« (5), und Frauen als »reale historische Wesen, die bislang nicht außerhalb dieser Formationen definiert werden können, deren materielle Existenz nichtsdestotrotz gewiss ist« (ebd.; Übers. D. F.). Der Begriff der Geschlechterdifferenz (*sexual difference*), so de Lauretis, beschreibe eine universelle binäre Opposition, die es nicht ermöglicht, die Unterschiede zwischen Frauen zu erfassen, sondern vielmehr FRAU und Frau mit Differenz gleichsetzt. Darüber beschränke das Konzept der *sexual difference* das radikale epistemologische Potential feministischen Denkens innerhalb der Begrenzungen des »Master's House«:

By radical epistemological potential I mean the possibility, already emergent in feminist writings of the 1980s, to conceive of the social subject and of the relations of subjectivity to sociality in another way: a subject constituted in gender, to be sure, though not by sexual difference alone, but rather across languages and cultural representations; a subject en-gendered in the experiencing of race and class, as well as sexual, relations; a subject, therefore, not unified but rather multiple, and not so much divided as contradicted. (de Lauretis 1987, 2)

De Lauretis begreift Subjektivität also weder einzig noch primär als geschlechtliche, entsprechend geht es ihr um ein multiples und in sich widersprüchliches wie auch strittiges Subjekt, das stets im Verhältnis zu anderen Subjekten wie auch zu Kategorisierungen entsteht. Mehr noch: Geschlecht ist für de Lauretis die (Selbst)Repräsentation eines Verhältnisses, das zwischen einem Subjekt und einer Gruppe hergestellt wird (vgl. de Lauretis 1987). Wie dieses Verhältnis hergestellt wird, ist historisch und kulturell spezifisch – und damit veränderbar. Und in eben diesem Sinne beschreibt Haraway auch Cyborg als »Geschöpfe in einer Post-Gender-Welt« (CM, 35):

Gender is a verb, not a noun. Gender is always about the production of subjects in relation to other subjects, and in relation to artifacts. Gender is about material-semiotic production of these assemblages, these human-artifact assemblages that are people. People are always already in assemblage with worlds. Humans are congeries of things that are not us. We are not selfidentical. Gender is specifically a production of men and women. It is an obligatory distribution of subjects in unequal relationships, where some have property in others. Gender is a specific production of subjects in sexualized forms where some have rights in others to reproductivity, and sexuality, and other modes of being in the world. So gender is specifically a system of that kind, but not continuous across history. Things need not be this way, and in this particular sense that puts focus on a critical relationship to gender along the lines of critical theory's »things need not be this way«—in this sense of blasting gender I approve of the term »postgender.« But this is not »post-gender« in a utopian, beyond-masculine-and-feminine sense, which it often is taken to mean. It is the blasting of necessity, the non-necessity of this way of doing the world.« (Haraway 2004, 328)

Post-Gender heißt hier also, Geschlecht muss nicht in der Weise begriffen und gelebt werden, in der »wir« dies tun. Wir könnten dies auch anders tun. Damit schließt Haraway nicht nur, wie sie sagt, an die kritische Theorie an: »Was wäre wenn ...« ist die zentrale Frage, die SF stellt.

Darüber hinaus beschreibt Haraway ihr Verständnis von »Post-Gender« auch als Verabschiedung von einer »Meister-Differenz« in der feministischen Theorie und als Bemühen, eine additive Analyse von Rassifizierung hinter sich zu lassen. Post-Gender bedeutet dann einen erweiterten Geschlechterbegriff, der untersucht, wie vergeschlechtliche Kategorien in spezifischen historischen Situationen hervorgebracht werden:

I started as a white, middle-class feminist who sort of added on race, who didn't think that it was so deeply and intrinsically a part of the problem of representing

gender. Like many of my peers, I was finally forced to see what we who occupy an unmarked category (namely, white) didn't have to see out of the condition of our own lives—namely, the profound racialization of categories of sexuality, sexual difference, and gender; while other theorists (usually, but not always, people who were themselves marked as »colored,« as »raced,« in the marked categories, »white« being considered a non-raced category in these discourses) for the most part came out of those situations and were forced to live within systems of measurement that they can't and don't fit (in Leigh Star's terms, the people who were allergic to onions). Obviously, it was feminists writing out of those worlds who systematically redid feminist theory. I think it's been a long time since feminist theorists have looked at gender as a simple opposition between masculine and feminine positions without attention to the historical complexities of national, racial, regional locations, and the complexity of describing »position.« I think of Judith Butler's work as really exquisite, smart work on the performative nature of gender in its specificities. A lot of folks will look at Judith Butler's work and say it's still doing the old white feminist mistake, but I don't think that's true in a big way I don't think that's true. An expanded notion of gender is about the specific ways that sexed categories are produced in those historical situations, so that if you're talking about genders in the new world-over a 500 year period-which kinds of inheritances work in? (Olson 1996, 14)

2012, 27 Jahre nach dem ersten Erscheinen, fasst Haraway anlässlich der Veröffentlichung von drei Artikeln, die das Cyborg-Manifest in *Women's Studies Quarterly* retrospektiv kritisch würdigen, die Figur d* Cyborg und die Welt, die sie repräsentiert, in einem Absatz zusammen. Die historische Situierung der Cyborgs, die Diskurse, die wesentlich für die Entstehung d* Cyborg sind, die politischen Herausforderungen wie auch das theoretische Anliegen sind gleich geblieben. An einer zentralen Stelle korrigiert Haraway sich jedoch selbst: Schrieb sie 1985 »Cyborgs sind [...] Hybride aus Maschine und Organismus« (CM, 33), heißt es 2012 »Cyborgs sind keine [...] Hybride aus Maschine und Organismus. Sie sind genau genommen überhaupt keine Hybride« (Haraway 2012, 301, Hervorh. und Übers. D. F.). Sie sind noch immer »implodierte Entitäten«, aber keine implodierenden Dualismen mehr. Haraway konzentriert sich nicht mehr auf den kontradiktorischen Dualismus, auch nicht, um diese Konstruktion zu dekonstruieren oder ad absurdum zu führen. Denn, wie ich bereits argumentiert habe, wiederholt die Konzentration auf Darstellungen, die dem Gegensatz etwas entgegenstellen wollen, diesen gedanklich. So argumentiert auch Jasbir Puar, dass die Cyborg-Figur Dualismen zwar unterlaufen will, tatsächlich jedoch an der Schnittstelle von Körper und Technologie angesiedelt sei (Puar 2012, 56). Ähnlich kritisiert Diane Currier, dass das Verhältnis von Körper und Technologie in der Figur d* Cyborg als additives gedacht sei: In der Konstruktion der Figur würden Technologien einem geschlossenen, nicht-technologischen Körper hinzugefügt (Currier 2003, 323). Die beiden Kategorien (menschlicher) Körper und Technologie blieben folglich weitgehend intakt, d* Cyborg die binäre Logik der Identität eingeschrieben, obwohl Haraway genau dies vermeiden wollte. Ich teile diese Kritik nicht zur Gänze, da ich nicht der Ansicht bin, dass Haraway Körper als geschlossene und/oder natürliche denkt. Doch die Tendenz, die Kategorien unangetastet zu lassen und im Dualismus zu verbleiben, sehe ich durchaus. Und möglicherweise hat auch Haraway diese Tendenz retrospektiv

wahrgenommen. Denn als »dichte materiell-semiotische ›Dinge‹ – gegliederte Faden-Figuren ontologisch heterogener, historisch situierter, materiell reicher und sich viral ausbreitender Bezüge bestimmter Art« beschreiben Cyborgs eine kritische Differenz von sich selbst.⁴⁹ Sie sind nun »kin«, Teil einer alternativen Familie oder von queeren Zugehörigkeiten, nicht mehr die einzige Figur. Sie beschreiben »Materialisierungen äußerst komplexer soziotechnischer Verhältnisse« (Haraway 2004, 322) und begründen die Figur d* Cyborg als eine, die ›wir‹ (in der ›westlichen‹ Welt) nicht bewohnen können oder sollen, sondern in der wir leben *müssen*. Und auch wenn dies in der genannten Beschreibung verloren geht, basiert diese Figur auf einem postkolonialen und queeren Verständnis von Differenz als Differenz von mir selbst und anderen. Anstelle eines Hybrids ist Cyborg dann eher eine Spielart der »human-artifact assemblages that are people«.

SF, beam me up!

Große Teile der in diesem Kapitel vorgetragenen bzw. wiedergegebenen Kritikpunkte treffen sich in der Feststellung, dass das Cyborg-Manifest an Ansprüchen scheitert, die es selbst (emphatisch und berechtigterweise) formuliert. Dies scheint mir auch für einen speziellen Teil seiner Lese- und Schreibpraxis zu gelten, die bei konsequenter Umsetzung geeignete Mittel und passendes Material geboten hätte, einige der oben genannten Desiderate zu verwirklichen. Die Rede ist von Rezeption und argumentativem Status der SF.

In Fabrizio Terranovas Film behauptet Haraway, dass die SF in ihren Texten nicht bloße Illustration sei, die SF-Arbeiten seien vielmehr philosophische Texte, deren Autori*nnen sie im Manifest als »Theoretikeri*nnen für Cyborgs« (CM, 62) bezeichnet. Das Vorhaben, Ideen, die im Rahmen (para)literarischer Kurzgeschichten und Romane entwickelt wurden, als ebenso gewichtig, tiefgründig und komplex zu behandeln wie Ideen, die in theoretischen Texten entwickelt wurden, halte ich für enorm vielversprechend – schließlich lassen sich in den Geschichten der SF Ideen durchspielen. Allerdings wird Haraway diesem erklärten Vorhaben im Cyborg-Manifest meines Erachtens nicht gerecht. Wenn sie in Bezug auf den Cyborg-Mythos einzelne Werke von Autori*nnen vorstellt, sind dies sehr knappe Darstellungen, die wohl dazu angetan sind, Neugier zu wecken, nicht jedoch dazu, Argumente zu diskutieren und abzuwägen oder gar ein ›Denken‹ zu repräsentieren. Gleichzeitig sind dies jedoch die einzigen Stellen, an denen sie sich konkret auf SF bezieht. Ich ziehe keinesfalls in Zweifel, dass ihre Vision d* Cyborg von der SF inspiriert ist, wie sie sicher auch viele andere Ideen aus der SF bezieht – allein, dies ist nicht nachvollziehbar, weil an keiner anderen Stelle im Text als der hier zitierten SF als Quelle angegeben wird. Darüber hinaus hätte eine gründlichere Betrachtung der SF ermöglicht, d* Cyborg nicht nur als feministische, sondern auch als *queere* Figur zu etablieren, die in unterschiedlichsten Begehrens- und Zugehörigkeitskonstellationen liebt und lebt. Joanna Russ, Samuel Delany, James Tiptree, Jr., Monique Wittig – sie alle stehen nicht nur für feministische SF, ihre Darstellungen von Sexualität und Begehren werden gerade auch in Zusammenhang mit Repräsentationen lesbischwuler und queerer Lebensformen diskutiert. Alternativen zu heterosexuell-ödipalen Familienerzählungen hätten erkundet und vielfältige Begehrens- und Reproduktionsmöglichkeiten veranschaulicht werden können. Wie genau sehen denn Tiptrees »Geschichten über die Reproduktionsweisen von Nicht-Säu- gern, die auf Technologien wie Generationswechsel, Bruttaschen der Männchen und

Brutpflege durch die Männchen beruhen« (CM, 68 f.) aus? Was können wir uns darunter vorstellen? Und wie werden diese dargestellt? Auch Octavia Butler schafft in ihren Erzählungen und Serien Zugehörigkeitsmodelle, die sich entschieden von der weißen patriarchalen Kleinfamilie unterscheiden. Hier böte sich also nicht nur eine queere Lektüre an, sondern auch eine Rassifizierung reflektierende. Und diese könnte potenziell die Aufspaltung in das Schreiben von Women of Color und von SF-Autori*nnen aufheben, die ohnehin nicht funktioniert beziehungsweise seltsam anmutet, da Octavia Butler und Samuel Delany Schwarze SF-Autori*nnen sind. Und schließlich wäre es auch interessant gewesen, beispielsweise Wittigs Anregungen zu Sprache und Geschlecht aufzugreifen, die sich der Generalisierung des männlichen und Partikularisierung des weiblichen Geschlechts in der Sprache kreativ widersetzt hat. Selbstredend können all die Werke, die Haraway als Inspiration in der entsprechenden Fußnote auflistet, nicht *in extenso* im Cyborg-Manifest besprochen werden. Nichtsdestotrotz wäre eine konsequentere Berücksichtigung der SF nicht nur wünschenswert, sondern geboten, wenn diese Autori*nnen als Theoretikeri*nnen der Cyborgs Bedeutung haben oder bekommen.

Um diese Spur zu verfolgen, ändert die vorliegende Arbeit an dieser Stelle ihre Blickrichtung. Stand bisher Donna Haraways feministische Aneignung d* Cyborg im Mittelpunkt, soll es im Folgenden darum gehen, wie sich diese Figur und ihr kontradualistisches Potential im Kontext von SF-Geschichten bewähren. Gewinnt die Figur d* Cyborg an performativer Kraft? Welche Welten jenseits der Dualismen macht sie (er-)lebbar?

Anmerkungen

- 1 Der (auf Heidegger zurückgehende) Begriff *worlding* (›das Welten‹) wird von Gayatri Spivak in *The Postcolonial Critic* verwendet, um die diskursive Aneignung von Welt durch Sprache und Schrift zu bezeichnen. Welt werde auf einem nur vermeintlich unbeschriebenen Blatt geschrieben, entsprechend meint *worlding* Welt machen oder erzeugen: »As far as I understand it, the notion of textuality should be related to the notion of the worlding of a world on a supposedly unscribed territory. When I say this, I am thinking basically about the imperialist project which had to assume that the earth that it territorialised was in fact previously unscribed. So then a world, on a simple level of cartography, inscribed what was presumed to be unscribed. Now this worlding actually is also a texting, textualising, a making into art, a making into an object to be understood.« (Spivak 1990, 1)
Haraway betont an mehreren Stellen, dass es ihr auch darum geht, die Welt als Verbform, als ›welten‹, zu verstehen. Auf diese Weise würde Welt nicht als feststehende vorausgesetzt, sondern als etwas, das unaufhörlich generiert wird und (neu) entsteht.
- 2 Zu anderen Zeitpunkten und Themen hat sie entsprechend auch andere Figuren (neu) gestaltet, wie beispielsweise Coyote, OncoMouse™, FemaleMan@.
- 3 »We had better get it that domination is not the only thing going on here.« (Gane 2006, 139)
- 4 Im Zusammenhang mit Dualismen wird diese spezifische Denktradition mal ›westlich‹ und mal abendländisch genannt. Ich gehe davon aus, dass jeweils das Gleiche gemeint ist, zumal im Englischen *western* auch im Sinne von abendländisch gebraucht wird und nicht nur im Sinne einer geographischen oder geopolitischen Ausrichtung. In den letzten Jahren wird anstelle abendländisch auch öfter das Adjektiv ›okzidental‹ verwendet, um auf die (aktuelle) Bedeutung der Konstruktion eines okzidentalen Selbsts im Unterschied zum Orient hinzuweisen. (Vgl. Dietze/Brunner/Wenzel 2009) *Kritik des Okzidentalismus*. Hg. von Gabriele Dietze, Claudia Brunner und Edith Wenzel. Bielefeld: transcript, 2009
- 5 Die beiden letzteren erwähnt Haraway auch explizit im Manifest (CM, 62),.
- 6 So gesehen, decken sich Klingers und Cixous‹ Perspektive möglicherweise, denn Aktivität/ Passivität bildet auch bei Klinger die Grundlage weiterer Dualismen.
- 7 Donna Haraway »Situieretes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive«; dt. von Helga Kelle. Haraway 1995a, 73–97, hier S. 93. Der englische Ausgangstext, *situated knowledges*, erschien erstmals 1988 in den *Feminist Studies*. Da dieser Text nicht nur ein »Schwester-Text« des Cyborg-Manifests ist (vgl. Haraway und Wolfe 2016, 207), sondern grundsätzlich von zentraler Bedeutung für Haraways Theoriebildung und Rezeption, will ich auch auf ihn näher eingehen. Er wird im Folgenden als SW zitiert.
- 8 Samuel Delany, *Triton. An Ambiguous Heterotopia* (1976); dt. 1981 von Bodo Baumann: *Triton*. Bergisch Gladbach: Lübbe.
- 9 Die Adjektive anti-, post- und dekolonial sind in meinem Verständnis keine Synonyme. Unter antikolonial verstehe ich sämtliche gegen die Kolonialpolitik gerichteten Bestrebungen während der Kolonialzeit, sei es in den Kolonien oder den Kolonialstaaten. Postkolonial verorte ich zeitlich – wie schon im Wort angelegt – nach der Kolonialzeit. Das heterogene Feld dieser Theorien beschäftigt sich mit dem Diskurs, der koloniale Herrschaftsbeziehungen und Formen der Unterdrückung – gerade auch in Repräsentationspraktiken – produziert, legitimiert und andauern lässt. Dabei geht es vor allem um eine Kritik am Ethno- und Eurozentrismus der westlichen Welt, um eine Kritik an westlichen Epistemologien und eine Kritik an der internationalen Arbeitsteilung inklusive der aktuellen Prozesse des Neokolonialismus und der Rekolonisierung. Dekoloniale Perspektiven schließlich suchen nach politischen, gesellschaftlichen und epistemischen Alternativen zu bestehenden westlichen Konzepten und dem modernem kolonialem Weltsystem. Diese vorwiegend in Lateinamerika und der Lateinamerikaforschung entwickelten Ansätze formulieren eine Kritik an Konzepten

- wie Modernität, Fortschritt und Entwicklung. (Vgl. Castro Varela und Dhawan 2005, Gutiérrez Rodríguez 2003, Said 1978)
- 10 Mein Dank an Katja Wiederspahn, die mich nochmals ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht hat!
- 11 Chela Sandoval beschreibt in ihren Texten den *U.S. third world feminism* als »Theorie und Methode des oppositionellen Bewusstseins in der postmodernen Welt«. (Vgl. Sandoval 1991)
- 12 Die Texte, auf die Haraway sich bezieht, sind leider nicht in gedruckter Form verfügbar, da es sich um Vorträge handelt. In stark überarbeiteter Form hat Sandoval diese 1991 als »U.S. Third World Feminism: The Theory and Method of Oppositional Consciousness in the Postmodern World« veröffentlicht. Eine weitere Überarbeitung derselben bildet das zweite Kapitel ihres 2000 erschienen Buchs *Methodology of the Oppressed*. In diesen verschriftlichten Texten verwendet Sandoval den Begriff *Woman of Color* kaum, sondern spricht von »*U.S. third world feminists*«. Diese nähmen eine spezifische Subjektposition ein, nämlich einen »in-between space« bzw. eine dritte Geschlechterkategorie (Sandoval 1991, 5). Entsprechend weicht ihre Argumentation hier auch von derjenigen ab, die Haraway referiert. Es ist hier jedoch nicht mein Anliegen nachzuerfolgen, ob Haraway Sandoval korrekt wiedergibt, mir geht es hier um Haraways Modell in Anlehnung an ihre Sandoval-Lektüre.
- 13 Paula Moya definiert *Chicana* 2001 wie folgt: »I use the term *Chicana* in this essay to refer to a woman of Mexican ancestry who was born and/or raised in the United States and who possesses a radical political consciousness. Historically, the term *Chicano* (of which *Chicana* is the feminine linguistic equivalent) was a pejorative name applied to working-class Mexican Americans. Like the term *black*, it was consciously appropriated and revalued (primarily) by students during of the 1960s and 1970s. The term is generally understood to imply a politics of resistance to Anglo American domination.« (Moya 2001, 447 FN 8) Für viele bedeutet sich als *Chicana* zu definieren darüber hinaus, sich als mestizisch zu verstehen und auf den indigenen Teil der eigenen Herkunft zu verweisen. Aktuell werden neben den Begriffen *Chicana*, *Chicano* (also die männliche Form) und *Chicana/o* (um die weibliche und die männliche Form zu verwenden) auch die Varianten *Chican@* und *Chicanx* verwendet, welche vielfältige geschlechtliche Existenzweisen umfassen sollen.
- 14 Donna Haraway, »The Promises of Monsters: A Regenerative Politics for Inappropriate/d Others«. *Cultural Studies*. Hg. von Lawrence Grossberg, Cary Nelson, Paula A. Treichler, New York; Routledge, 1992, 295-337, wiederabgedruckt in *The Haraway Reader*. New York: Routledge, 2004, 63-124. Verweise und Seitenangaben beziehen sich auf den Wiederabdruck, im Text unter dem Kürzel PoM.
- 15 Michael Haupt findet in seiner Übersetzung von »A Game of Cat's Cardle« für *agencies* die deutschen Entsprechungen »Agenzien/Tätigkeitsformen« (Haraway 1995b, 141) – interessanterweise kommt auch er nicht mit einem Wort aus. Dass ich nicht von »Agenzien«, sondern von »Agent*innenschaften« spreche, ist vor allem eine Geschmacksfrage. Den Begriff »Handlungsfähigkeiten« verwende ich jedoch, um an die entsprechende Diskussion in feministischen Theorien anzuschließen.
- 16 Fabrizio Terranova, *Donna Haraway: Story Telling for Earthly Survival*, Belgien/Frankreich/Spanien 2016, digital, Farbe, Ton, 81 Minuten. In Bezug auf die Figur »Coyote«, die Haraway ebenfalls von den Navajo übernimmt, hält sie fest, dass ihre Verwendung der Figur in Verbindung mit der Aneignung von Symbolen der *Native Americans* durch weiße bürgerliche Feministinnen stehe, die einigermaßen kolonial gewesen sei. Während sie also kritisiert, wie sie und andere sich diese Symbole angeeignet haben, spricht sie sich nicht prinzipiell dagegen aus, diese zu verwenden. Figuren blieben nicht an einem Ort, insofern stelle sich die Frage, warum die Figuren der Navajo weniger global sein sollten als jene, die in Anglo-Welten produziert werden. Vgl. Haraway 2004, 327f.
- 17 Donna Haraway; dt. Helga Kelle, »Die Biopolitik postmoderner Körper. Konstitutionen des Selbst im Diskurs des Immunsystems«. *Die Neuerfindung der Natur*, a.a.O., 160-199, hier S.

170. Dieser weitere »Schwester-Text« des Cyborg-Manifests wird im Folgenden als BpmK zitiert.
- 18 Siehe <https://www.nytimes.com/2017/08/02/science/gene-editing-human-embryos.html> (zuletzt aufgerufen am 4.8.2017)
- 19 Siehe: <http://www.nature.com/news/crispr-fixes-disease-gene-in-viable-human-embryos-1.22382#b1> und <http://www.nature.com/nature/journal/vaop/ncurrent/full/nature23305.html?foxtrotcallback=true> (zuletzt aufgerufen: 4.8.2017)
- 20 Tatsächlich gelten Emmanuelle Charpentier und Jennifer A. Doudna als »Entdeckerinnen« des CRISPR/Cas-Systems, wofür sie mit dem Paul Ehrlich- und Ludwig Darmstaedter-Preis ausgezeichnet wurden.
- 21 Vgl. beispielsweise die Berichterstattung im *New Scientist* (<https://www.newscientist.com/article/2113289-are-the-us-and-china-heading-for-a-gene-editing-space-race>), in *technology networks* (<https://www.technologynetworks.com/genomics/articles/crispr-the-new-space-race-276971>), *Front Line Genomics* (<http://www.frontlinegenomics.com/wp-content/uploads/Front-Line-Genomics-Issue-3.pdf>), alle zuletzt aufgerufen am 7.8.2017
- 22 Siehe <http://www.nature.com/news/crispr-gene-editing-tested-in-a-person-for-the-first-time-1.20988> (zuletzt aufgerufen: 7.8.2017)
- 23 Vgl. hierzu beispielsweise die *Beggars*-Trilogie der SF-Autorin Nancy Kress, in der Reiche ihren Nachwuchs so genmodifizieren lassen, dass dieser keinen oder kaum Schlafbedürfnis hat. Damit sind die Nachkommen, nicht zuletzt aufgrund der vielen Zeit, die sie mehr zur Verfügung haben, der restlichen Gesellschaft überlegen – was sie zu »Feinden« macht. In Folge kommt es zu einer Spaltung zwischen den Schlaflosen und den Schlafenden.
- 24 Der Begriff der »Feminisierung« ist an dieser Stelle meines Erachtens allerdings wenig hilfreich, letztlich reifiziert dieser den behaupteten Zusammenhang von Verletzlichkeit und Weiblichkeit und trägt zur Abwertung von Weiblichkeit bei. Der inzwischen gebräuchliche Begriff der »Prekarisierung« kann die massiven Veränderungen von Arbeit beschreiben, ohne Sexismen zu wiederholen.
- 25 Diese Denkfigur erinnert erneut an die Dialektik von Herrschaft und Befreiung, wie sie – ungleich martialischer – im Kommunistischen Manifest formuliert wurde: »Die bürgerlichen Produktions- und Verkehrsverhältnisse, die bürgerlichen Eigentumsverhältnisse, die moderne bürgerliche Gesellschaft, die so gewaltige Produktions- und Verkehrsmittel hervorgezaubert hat, gleicht dem Hexenmeister, der die unterirdischen Gewalten nicht mehr zu beherrschen vermag, die er heraufbeschwor. (...) Die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen; sie hat auch die Männer gezeugt, die diese Waffen führen werden – die modernen Arbeiter, die Proletarier.« (MEW 4, 469)
- 26 Haraway schreibt »postmoderne«, was m.E. der Philosophietradition und disziplinären Abgrenzung der Philosophie in den USA geschuldet ist. Für den europäischen Kontext sind die Theoretiker, die sie anführt, wie z. B. Derrida, Lévi-Strauss, Henry Louis Gates, mit dem Begriff »poststrukturalistisch« treffender charakterisiert.
- 27 Buchstäblich, der Sohn wuchs nicht bei Malinche auf, die ein Jahr nach dessen Geburt einen Soldaten aus dem Umfeld Cortés' heiratete.
- 28 Veröffentlicht als Kapitel in *Loving in the War Years: lo que nunca pasó por sus labios* (Boston, MA: South End Press, 1983, 90–144) erschien der Text 1986 auch in Teresa de Lauretis (Hg.*in) *Feminist Studies/Critical Studies* (Basingstoke: Macmillan) sowie 1995 in *Making Face, Making Soul/Haciendo Caras: Creative and Critical Perspectives by Feminists of Color*, hg. von Gloria Anzaldúa (San Francisco: Aunt Lute Books).
- 29 In der griechischen Mythologie ist die Chimäre ein Mischwesen, das Anteile verschiedener Tiere in sich vereint. Wie genau das Wesen aussah, wird unterschiedlich beschrieben, meist vereint es Bestandteile aus Löwe, Ziege und Drache oder Schlange. Darüber hinaus wird der Begriff Chimäre auch als Synonym für ein Trugbild verwendet.
- 30 In mehreren anderen Texten, allen voran *The Promises of Monsters*, auch explizit.
- 31 Auf die Problematik dieser Bestimmung komme ich in 2.6. zurück.

- 32 Wittig hat eine besondere Stellung in dieser Aufzählung, denn ihre Literatur – Haraway bezieht sich auf *Le corps Lesbien*, (1973; dt. *Aus deinen zehntausend Augen, Sappho*, 1977) – ist nicht in der SF verortet, gleichwohl aber im queer_feministischen utopischen Spektrum.
- 33 Octavia Butler, *Wild Seed* (1980; dt. *Wilde Saat*, 1984), *Mind of My Mind* (1977; dt. *Der Seelenplan*, 1983), *Kindred* (1979; dt. *Vom gleichen Blut*, 1983 und neu übersetzt: *Kindred-Verbunden*, 2016), *Survivor* (1978; dt. *Alanna*, 1984); Suzy McKee Charnas, *Motherliness* (1978; *Alldera und die Amazonen*, 1984); Samuel Delany, *Tales of Neveryon* (dt. 1980; *Geschichten aus Nimmerya*, 1981, ergänzt und neu durchgesehen 2012); Anne McCaffery, *The Ship Who Sang* (1969; dt. *Ein Raumschiffnames Helva* 1973; und *Helva*, 1995); *Dinosaur Planet* (1978; dt. *Dinosaurier-Planet*, 1985), Vonda McIntyre, *Superluminal* (1983; dt. *Superluminal*, 1999), *Dreamsnake* (1978; dt. *Traumschlange*, 1999); Joanna Russ, *Adventures of Alyx* (1976; dt. nur eine der Kurzgeschichten: *Alyx*, 1983), *The Female Man* (1975; dt. *Planet der Frauen*, 1979 und *Eine Weile entfernt*, Neuübersetzung 2000); James Tiptree, Jr., *Star Songs of an Old Primate* (1978; dt. *Sternenlieder eines alten Primaten*, 1987), *Up the Walls of the World* (1978; dt. *Die Feuerschneise*, 1980 und neu übersetzt als *Die Mauern der Welt hoch*, 2016) und John Varley, *Titan* (1979; dt. *Der Satellit*, 1983), *Wizard* (1980; dt. *Der Magier*, 1983), *Demon* (1984; dt. *Der Dämon*, 1986).
- 34 Ich komme auf *The Ship Who Sang* und dessen Cyborg-Konstruktion in 2.6. zurück.
- 35 Sword-and-Sorcery-SF erzählt von Schwert schwingenden Held*innen, die aufregende und gewaltsame Abenteuer erleben. Die Geschichten beinhalten häufig romantische Elemente ebenso wie Magie und Übernatürliches.
- 36 Auf die besondere Funktion von Sprache in der SF gehe ich in Kapitel 3.1.4. ein, auf den gestalterischen Umgang feministischer Autor*innen mit Sprache in der SF in Kapitel 3.2.
- 37 Vgl. auch hierzu Kapitel 3.1.4.
- 38 Ich habe im Zitat die Originaltitel von Russ' Büchern eingesetzt, da deren deutsche Fassungen keine Übersetzungen darstellen, sondern neue Titel verwenden.
- 39 Darauf gehe ich in Kapitel 3.2. – insbesondere im Exkurs 1 – ausführlich ein.
- 40 Vgl. Kapitel 4.
- 41 Hier nur einige Beispiele: *Platform: Journal of Media and Communication* widmete Ausgabe 6.2. (2015) der Analyse von Geschlecht, Technologie und feministischen Technowissenschaften nach dreißig Jahren Cyborg-Manifest, die Ausgabe zum Thema »viral« der *Woman's Studies Quarterly* (Vol. 40, No. 1+2, 2012) kehrt in »Classic Revisited« mit vier Aufsätzen zum Manifest zurück, *Theory, Culture and Society* widmete 2006 einen Teil der Ausgabe 23(7–8) der Neubetrachtung des Manifest nach 21 Jahren.
- 42 Siehe *Redstone Science Fiction June 2010 #1*, 15f. Online verfügbar unter: <http://redstonesciencefiction.com/2010/06/redstonesciencefiction-01>. Mehr rund um den Wettbewerb findet sich hier: <http://redstonesciencefiction.com/contest> (zuletzt aufgerufen: 1.6.2021)
- 43 Vgl. zum Beispiel Kolko, Nakamura und Rodman (2000), Nakamura (2003), Sandoval (1995), Homans (1994), Schueller (2005), Moya (2000), Ortega (2006), Bandau (2001), Walker (1993), de Lauretis (1994) und Wilkerson (1997) sowie Kafer (2013), die queere mit crip Perspektiven verbindet.
- 44 Für die Ausführungen zu Haraways Umgang mit Women of Color im Manifest siehe auch Fink 2002 sowie Fink und Lummerding 2004.
- 45 Die Philosophin Mona Singer (2003) beschreibt Standpunkttheorien folgendermaßen: »Im Vordergrund der verschiedenen standpunkt epistemologischen Konzepte steht die Frage nach dem Verhältnis von sozialer Marginalisiertheit und epistemischer Privilegiertheit. Der gemeinsame Nenner ist die Überzeugung, dass diejenigen Subjekte, die auf den Stufenleitern gesellschaftlicher Machtverhältnisse unten stehen, eine bessere, schärfere und adäquatere Sicht auf die Verhältnisse haben können, als diejenigen die oben stehen.« (Singer 2003) Die unterschiedlichen feministischen Ansätze verstehen einen Standpunkt allerdings nicht als etwas einfach Gegebenes. Ein Standpunkt wird durch die kritische

- Auseinandersetzung mit den herrschenden Machtverhältnissen und der Frage, wie diese mit eigenen Erfahrungen und Lebensbedingungen zusammenhängen, erworben.
- 46 Für die Funktion von Rassifizierung als sichtbare Differenz beziehungsweise auch sichtbare Opposition vgl. Fink 2002 sowie Fink und Lummerding 2004.
- 47 Ich verwende den Begriff des »Weißseins« und nicht »Whiteness«, weil ich die Übersetzung von Begrifflichkeiten für deutschsprachige Diskussionen für wichtig halte. Manche sprechen anstelle von »Weißsein« auch von »Weißheit«, was den Vorteil hat, nicht von einem Sein zu sprechen, mir sprachlich aber zu nah an der »Weisheit« ist.
- 48 Zum Beispiel Toni Morrison, *Playing in the Dark: Whiteness and the Literary Imagination* (1992; dt. Helga Pfetsch und Barbara von Bechtolsheim, *Im Dunkeln spielen: weiße Kultur und literarische Imagination*, 1994) und Ruth Frankenberg, *White Women, Race Matters: The Social Construction of Whiteness* (1993).
- 49 »They are, rather, imploded entities, dense material semiotic »things«—articulated string figures of ontologically heterogeneous, historically situated, materially rich, virally proliferating relatings of particular sorts, not all the time everywhere, but here, there, and in between, with consequences.« (Haraway 2012, 301)

3. SF: To Boldly Go Where No HuMan Has Gone Before

Texte aus dem SF-Genre als Beiträge zur Entwicklung kritischer Gesellschaftstheorie zu lesen – diesen Anspruch formuliert Donna Haraway, wenn sie entsprechende Romane als wichtige Inspirationsquelle für das Cyborg-Manifest benennt und sie gleichberechtigt mit anderen diskursiven Bezügen aus feministischen, postkolonialen und technowissenschaftlichen Diskussionen behandelt wissen will. Was dies aber im Konkreten heißen könnte, bleibt unausgeführt – das folgende Kapitel soll diese Spur aufnehmen und tatsächlich verfolgen. Ich werde im Folgenden zeigen, dass und warum eine eindeutige Antwort auf die Frage, was SF ist, nicht ohne weiteres zu geben ist. Die Auseinandersetzung mit den zahlreichen Definitionsversuchen ist aber auch dann gewinnbringend, wenn sie nicht darauf zielt, zu einer abschließenden Festlegung zu kommen: Sie gibt Aufschluss über Akteure, Institutionen und Konflikte in diesem speziellen kulturellen Feld und bietet einen komprimierten Überblick über seine historische Entwicklung (3.1.1. bis 3.1.3). Avanciertere Betrachtungen von SF versuchen ihren Gegenstand vorrangig über einen spezifischen Modus des Lesens und Schreibens zu fassen. Die »Poetik des Buchstäblichen« ist demnach entscheidend für den besonderen Reiz, den SF-Romane auf ihre Fans ausüben, und als phantasieanregendes Mittel zugleich entscheidend für die produktive Reibung an der wirklichen Welt (3.1.4). Vor diesem Hintergrund lässt sich schließlich über das gesellschaftskritische Potential von SF sprechen (3.1.5).

Die zweite Hälfte dieses Kapitels spezifiziert dieses gesellschaftskritische Potential entlang der Frage nach den besonderen Herausforderungen und der besonderen Produktivität von (Queer-) Feminismen in der SF. Dabei wird zugleich das Geschichtsbild aus Teil 3.1 um die Dimension der geschlechtsbezogenen Deutungskämpfe und Machtverhältnisse erweitert. Vermittels eines Exkurses zu zwei Romanen stelle ich da, wie das Resonanzverhältnis von feministischer Theorie und SF-Feminismen ausgestaltet sein kann.

Feministische Kritik bleibt niemals unwidersprochen – durch die Brille der Entwicklung der SF-Feminismen betrachtet, lässt sich das SF-Subgenre des Cyberpunk als Abwehrreaktion gegen die feministische Raumnahme dechiffrieren (3.2.5) – eine Reaktion allerdings, die die Weiterentwicklung der SF-Feminismen nicht beeinträchtigen konnte, wie der abschließende Abschnitt zu »Cyberpunk versus Cyborg Writing« darlegt (3.1.6).

3.1 Was ist SF?

Was SF ist, was sie ausmacht – und wofür die Abkürzung überhaupt steht: Science Fiction, Speculative Fiction, Speculative Fabulation, Structural Fabulation und einige andere Möglichkeiten mehr – ist eine unabgeschlossene Diskussion. In der der *Encyclopedia of Science Fiction* erwähnen Brian Stableford, John Clute und Peter Nicholls mehr als ein Dutzend verschiedener Definitionen (vgl. Stableford, Clute und Nichols 2017), der Wikipedia-Eintrag zu »Definitions of Science Fictions« führt sogar fast vierzig¹ an. Dabei beziehen sich diese Definitionen lediglich auf die englischsprachige US-amerikanische und – wenn auch nicht in gleichem Maße – britische SF. Texte kanadischer und australischer Autor*innen in englischer Sprache werden eher selten besprochen – ganz zu schweigen von den Autori*nnen, die im indischen Subkontinent oder in Afrika beheimatet sind. Nicht-englischsprachige SF findet allenfalls in Übersetzung Eingang in die Diskussion und dies auch nur in geografisch begrenztem Ausmaß: Texte und Autori*nnen aus (vor allem Nord-, Ost- und Mittel-)Europa, Kanada, Russland und Japan. Begründet wird dies, wenn überhaupt, damit, dass die englischsprachige Entwicklung die SF in den letzten hundert Jahren dominiert habe (vgl. beispielsweise Mendelsohn 2003, 1). Paul Kincaid weist in seiner Besprechung des *Oxford Handbook of Science Fiction* darauf hin, dass in einer Reihe der Beiträge des *Handbooks* implizit das Argument steckt, »that SF is intimately American in nature, and just as the 20th century is often termed the American Century, so science fiction is the literature of the 20th century« (Kincaid 2014, o. S.). Diese Behauptung setzt selbstredend bereits ein bestimmtes Verständnis von SF voraus. Andere machen zumindest darauf aufmerksam, dass es hier eine Lücke zu füllen gibt – so beispielsweise die Herausgeber*innen des *Routledge Companion to Science Fiction* (2009): »One of the slowly emerging trends in sf scholarship is a sense of the genre as a global phenomenon, not merely in terms of the consumption of texts and practices produced in or by the First World, but also the ability to express the experience of modernity among peoples excluded from the economic and geopolitical core« (xxi). Ebenso steht zur Debatte, ob SF ein (literarisches) Genre darstellt beziehungsweise darstellen sollte oder nicht. Und selbstredend auch, wie sein Beginn datiert wird. Geht SF auf die Groschenhefte der 1920er Jahre, die sogenannten *Pulp*-Magazine zurück, in denen in den USA vor allem Kurzgeschichten und serialisierte Romane veröffentlicht wurden, oder wird die Bezeichnung auch rückwirkend auf Werke vor dieser Zeit angewandt?

While some contend it [sf, D. F.] was inaugurated by US pulp magazine editor Hugo Gernsback in 1926 (e.g., Westfahl 1998), others trace it back to writers from classical antiquity or the first century ad, such as Euripides, Cicero, Plutarch, Diogenes, and Lucian (e.g., Roberts 2006). Brian Aldiss influentially suggested Mary Shelley's (1973) *Frankenstein, or, the Modern Prometheus* (1818) as the first ever sf text, while others have championed the fiction of Edgar Allan Poe in the 1830s and 1840s, Jules Verne from the 1860s onwards, and H. G. Wells from the 1890s onwards. (Bould et al. 2006, xix)

Wie die SF historisch bestimmt wird, hängt unter anderem damit zusammen, ob sie als literarisches Genre, als eine Form des Lesens und Schreibens oder als kulturelles Feld verstanden wird. Die Frage nach der Definition von SF ist nicht einfach literatur-

wissenschaftliche Orchideensammlung und auch nicht nur Vermarktungsstrategie – wiewohl letztere kein unerheblicher Faktor ist. Für die Anerkennung und Rezeption von (feministischen) Autorinnen beispielsweise macht es einen Unterschied, ob Hugo Gernsback oder Mary Shelley als Urheber*in der SF betrachtet wird. Und auch für die Frage, ob SF als Schund beziehungsweise weniger abfällig als *Genre Fiction* betrachtet wird oder aber als eine unter vielen Formen ›ernstzunehmender‹ Literatur einzuordnen ist, spielt es eine Rolle, ob Euripides oder eben Hugo Gernsback an ihren Anfang gestellt werden. Definitionen und Bezeichnungen legen fest, welche Autori*nnen und Werke als SF gelten und wahrgenommen werden, welche Themen dort verhandelt werden (können) und mit welchen ästhetischen Mitteln. Der Literaturwissenschaftler John Rieder schlägt daher vor, Genres und gerade auch SF als historisch geworden und veränderbar zu betrachten. Ein solcher Zugang würde nicht nach dem einen Ursprung oder der letztgültigen Definition fragen, sondern danach, warum und in welcher Weise SF so bestimmt wird, dass sie bestimmte Texte einschließt oder umgekehrt genau nicht miteinschließt bzw. ausschließt (vgl. Rieder 2010, 194). Diese Betrachtungsweise erlaubt es, SF nicht nur als formale und ästhetische, sondern auch als soziale und politische Kategorie zu betrachten (vgl. Vint 2014, 7). Denn jede Definition ist auch ein Einsatz in der Auseinandersetzung darum, was genau SF ist und wer SF produziert – und verfolgt damit ein bestimmtes Ziel. So wurde und wird Autori*nnen, deren Extrapolationen nicht die sogenannten ›hard sciences‹ zur Grundlage haben, häufig vorgeworfen, keine ›richtige‹ SF zu schreiben – womit nicht nur deren Werke ausgeschlossen oder abgewertet, sondern auch die Grenzen der SF definiert werden. Andere werden in das Fantasy-Genre verwiesen, das noch dazu häufig als der SF untergeordnet beziehungsweise zweitrangig betrachtet wird, oder – wie gerade bei Schwarzen und postkolonialen Autori*nnen häufig der Fall – als magischer Realismus kategorisiert. Während umgekehrt im Literaturbetrieb anerkannte Autori*nnen, die sich der SF bedienen, ihre Werke mitunter dezidiert als Nicht-SF deklarieren, auch wenn sie von vielen dort eingeordnet würden. Hier geht es unter anderem um Abgrenzungen zur als ›Schund‹ wahrgenommenen SF oder zur Abgrenzung der Satire von der SF – was mitunter auf das Gleiche hinausläuft.²

Wenn ich hier die Frage stelle, was SF ist, geht es mir nicht um eine weitere Definition. Mich interessiert SF als Form des Schreibens, in der nichts als gegeben betrachtet wird, sondern die dargestellte Welt im Prozess des Schreibens und Lesens erst erschaffen wird. Eine zentrale Behauptung der SF ist: Die Dinge könnten auch anders sein! Zwar ist SF ebenso wenig wie irgendeine andere Form des Schreibens inhärent subversiv, doch setzen zahlreiche Erzählungen dazu an, hegemoniale Darstellungen der Welt kritisch zu erforschen oder imaginäre Alternativen zu entwickeln – Alternativen auch zu dualistischen Denktraditionen, zu Heteronormativität, Zweigeschlechtlichkeit und weißer Vorherrschaft. Verschiedene Fragen motivieren SF-Erzählungen: Was wäre wenn? Was geschieht gerade auf der Welt und was wird geschehen, wenn das so weitergeht? Darüber hinaus auch: Was ist zu tun? Diese Fragen fordern zur Darstellung von Welten auf, die sich von unserer unterscheiden. Sie sind eine Einladung, Konzepte durchzuspielen, was in der SF häufig bedeutet, dass diese in andere Gesellschaften und andere Welten transferiert und von dort aus beleuchtet werden. Ob dort die Kategorien Geschlecht, Sexualität und Rassifizierung eine Bedeutung haben, steht

nicht fest. Und wenn sie eine haben, kann dies eine völlig unterschiedliche sein. Damit bietet sich SF als Form des Erzählens an, die es *potenziell* ermöglicht, Kategorien in Frage zu stellen und damit zu experimentieren, wie sich diese von Grund auf anders denken ließen.

Darüber hinaus interessiert mich SF als Form des Schreibens, die erst entstehen konnte, nachdem die (christliche) Religion als hegemonialer Diskurs zur Erklärung der Welt abgelöst worden war und die Wissenschaften den Blick auf die Welt zu informieren begannen (vgl. Vint 2014, 4). Gegenwärtige SF ist unter anderem durch die Darstellung einer Gegenwart (und Zukunft) charakterisiert, für die Technowissenschaften von entscheidender Bedeutung sind. In diesem Sinne ist SF, in Veronica Hollingers Worten, »a way of producing meanings about the contemporary world of global capital, information overload, technoscientific imperialism, and geopolitical upheaval« (Hollinger 2014, 140). Hier ist meines Erachtens nicht nur wichtig, im Auge zu behalten, wie diese Zukunftsvisionen aussehen, sondern gerade auch, wie unterschiedliche gesellschaftliche Akteur*innen in diesen Entwürfen zu Hochtechnologien positioniert werden. Welche Akteur*innen gestalten Technologien und wer ist dazu verdammt, lediglich mit deren Konsequenzen umgehen zu müssen? Und wer schafft welche Technologien? SF kann auch eine Form der Technologiekritik sein.

Noch grundsätzlicher geht es darum, wessen Zukunft ausgemalt wird. Es ist für gesellschaftliche Gruppierungen, politische Bewegungen wie auch für jede*n Einzelne*n von Bedeutung, Vorstellungen nicht nur einer wünschenswerten, sondern überhaupt einer Zukunft zu haben. Das wird unter anderem in der Diskussion deutlich, die um Margaret Atwoods dystopischen Roman *The Handmaid's Tale* (1985; dt. 1989 von Helga Pfetsch, *Der Report der Magd*) und dessen erneute Verfilmung als Fernsehserie entflammte.³ Die Serie wie auch der Roman stießen in den USA im Zuge der Präsidentschaft von Donald Trump und dem Erstarken rechter (und) christlich-fundamentalistischer Bewegungen auf große Aufmerksamkeit, weil Atwood – basierend u. a. auf Geschichten aus dem Alten Testament – einen theokratischen patriarchalen Staat beschreibt, in dem Frauen entrechtet und – die wenigen unter ihnen, die noch fruchtbar sind – als »Mägde« versklavt werden. Gilead ist in Atwoods Vorlage ein ausschließlich weißer Staat. »Die Kinder von Ham«, d. h. afrikanische Amerikaner*innen, so wird eingangs erzählt, wurden deportiert. Die mehrfach ausgezeichnete Fernsehserie, die seit 2017 im Video-on-Demand-Service Hulu ausgestrahlt wird, aktualisiert den Roman nicht nur, sondern nimmt – sonst sehr romangetreu – eine entscheidende Veränderung vor: In der Fernsehserie werden auch Schwarze, Chicana und asiatisch-amerikanische *Handmaids* gezeigt. Das veranlasste insbesondere Schwarze Autori*innen nochmals dazu, Atwoods Zukunftsvision (unter anderem) dafür zu kritisieren, dass sie Schwarze US-Amerikaner*innen mit einem einzigen Satz aus »ihrer« Zukunft eliminiert. Auch wenn eine Inklusion in Atwoods Zukunft keine gute Aussicht ist, ist eine dystopische Zukunft noch immer besser als gar keine, so das Argument.⁴ So hält auch der Pionier Schwarzer ebenso wie queerer SF und Literaturwissenschaftler Samuel Delany in »The Necessity of Tomorrows« fest:

Without an image of tomorrow, one is trapped by blind history, economics, and politics beyond our control. One is tied up in a web, in a net, with no way to struggle free. Only by having clear and vital images of the many alternatives, good and bad, of where one can go, will we have any control over the way we may

actually get there in a reality tomorrow will bring all too quickly. (Delany 2012 [1984], 14)

Mein Interesse gilt hier diesen genannten Aspekten, dennoch ist es notwendig zu klären, was (in dieser Arbeit) mit dem Begriff SF gemeint ist. Nicht allein, um dem Gebot der Klarheit Genüge zu tun, sondern auch, um das Potenzial der SF auszuloten und ihrer spezifischen Erzählweise gerecht zu werden. Ich werde mich daher zunächst mit den Definitionen beschäftigen, auch wenn am Ende dieser Beschäftigung keine (neue) Definition der SF stehen soll. Neuere Betrachtungen unter anderem in Nachschlagewerken machen ohnehin den Vorschlag, nicht mehr von *der* SF zu sprechen, sondern von Science Fictions, also dem Plural (vgl. beispielsweise *The Oxford Companion to Science Fiction* aus dem Jahr 2014) oder von SF als andauernder Diskussion (siehe *The Routledge Companion to Science Fiction*, veröffentlicht 2009). So argumentieren Mark Bould und Sherryl Vint, dass auch Genres nicht einfach existieren, um dann von Literaturwissenschaftleri*nnen erforscht zu werden, vielmehr seien Genres lose und veränderliche Konstruktionen, die aus dem Zusammenspiel verschiedener Praktiken und Behauptungen unterschiedlicher Akteuri*nnen wie Autori*nnen, Herstelleri*nnen, Händler*innen, Leseri*nnen, Fans, Wissenschaftleri*nnen, Kritikeri*nnen und anderen entstünden (vgl. Bould und Vint 2008, 48). Damit sagen sie nicht, dass die Bestimmung von SF gänzlich beliebig oder fruchtlos sei, wie der Autor, Herausgeber und Kritiker Damon Knight, wenn er behauptet: »Science fiction is what we point to when we say it« (zitiert nach Stableford, Clute und Nichols 2017), oder wie Norman Spinrad, dass SF lediglich eine Vermarktungs- oder zumindest Veröffentlichungskategorie sei (vgl. ebd.). Bould und Vint verweisen vielmehr darauf, dass das, was als SF bezeichnet wird, umstritten und (historisch) wandelbar ist und dass Definitionen aus verschiedenen Perspektiven und in unterschiedlichen Interessen formuliert werden.

3.1.1 Einige Definitionen

Wie und in welchen Zeitraum auch immer die Ursprünge der SF datiert werden, breite Aufmerksamkeit erlangte die SF erstmals ab Mitte der 1930er Jahre in ihrem sogenannten ›Goldenen Zeitalter‹ durch *Pulp*-Magazine. Hugo Gernsback, als Herausgeber einer der Pioniere dieser Magazine, verwendete zunächst den Begriff *Scientifiction*. Im Editorial der ersten Ausgabe zu *Amazing Stories*, die im April 1926 erschien, definierte er diesen Begriff folgendermaßen:

By ›scientifiction‹ I mean the Jules Verne, H. G. Wells and Edgar Allan Poe type of story—a charming romance intermingled with scientific fact and prophetic vision [...] Not only do these amazing tales make tremendously interesting reading—they are always instructive. They supply knowledge [...] in a very palatable form [...]. New adventures pictured for us in the scientifiction of today are not at all impossible of realization tomorrow. (Gernsback 1926, zitiert nach Stableford, Clute und Nichols 2017)

Auch diese einfache Definition von Gernsback stellt nicht einfach eine Beschreibung des Genres dar, dessen Entwicklung er fördern möchte. Er reklamiert vielmehr ›nach-

träglich« Autoren für die SF, die zu einer Zeit schrieben, als es den Begriff und das Konzept noch nicht gab. Damit interveniert er in die Rezeption und Verbreitung der genannten Autoren, die bislang nicht als SF-Autoren gelesen worden waren oder wären (vgl. Rieder 2010). Darüber hinaus fordert Gernsback seine Leser*innen auf, Verbindungen zwischen Verne, Wells und Poe zu sehen, obwohl diese nicht nur aus der Perspektive des literarischen Marktes im späten 19. Jahrhundert wenig gemeinsam haben (vgl. Vint 2014, 9). Gernsback jedoch suggeriert hier, dass die drei Autoren ähnliche Projekte verfolgten, und eben diese konstituierten SF. Allgemein beschreibt er SF als instruktive, obgleich fantastische Geschichten,⁵ die nicht allein auf einer »prophe-tischen Vision«, sondern auch auf wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhten. Die dargestellten Welten seien in der Gegenwart zwar nicht vorzufinden, deren zukünftige Verwirklichung jedoch nicht unmöglich. Und es werde Wissen in ansprechender Form vermittelt. Insbesondere könne SF, so hebt Gernsback hervor, eine Version der Welt vorstellen, wie sie aufgrund der Wunder der Technik und der Wissenschaft in Kürze aussehen werde (ebd.). Wenn Gernsback in seiner Definition diese Qualitäten und Autoren auflistet, bestimmt er nicht nur, was für ihn SF bzw. *Scientifiction* ausmacht, sondern fordert als wichtiger Herausgeber nachfolgende Autori*innen auch implizit dazu auf, diesen nachzueifern.

Zentrale Elemente vieler nachfolgender Definitionen von SF sind in Gernsbacks Bestimmung der *Scientifiction* bereits enthalten: Die Abgrenzung von »realistischer« Fiktion,⁶ die starke Betonung einer wissenschaftlichen Fundierung, der Lehrhaftigkeit der SF sowie der Genuss an deren Lektüre. Nicht alle Magazine folgten Gernsbacks Bestimmung der SF, gemeinsam war ihnen jedoch die Betonung einer wissenschaftlichen Fundierung (vgl. Stableford, Clute und Nichols 2017) – wobei hier *Science* im engen Sinne, also Naturwissenschaft gemeint war. Innerhalb der folgenden Jahre bildete sich eine Subkultur der SF heraus, zu der Autori*innen, Herausgeber*innen, Kritiker*innen und Fans ebenso gehörten wie Kurzgeschichten und Romane, die bestimmte Annahmen und thematische sowie sprachliche Codes teilten. Heute zählen außerdem Filme, TV-Serien, Comics, (digitale) Spiele, Workshops, Fachgesellschaften, Auszeichnungen, bestimmte Orte und Tagungen zur SF, hier nicht nur akademische Veranstaltungen, sondern vor allem auch solche Tagungen, bei denen Fans, Autor*innen, Herausgeber*innen, Verleger*innen, Wissenschaftler*innen und Künstler*innen zusammen kommen. Der Austausch zwischen Autori*innen und Leseri*innen beziehungsweise Fans, der die SF während ihrer Entstehung in den *Pulps* auszeichnete, mag heute nicht mehr so intensiv sein, ist aber immer noch eine Besonderheit (vgl. Vint 2014, Moylan 2000). Die Preisträger*innen einer der wichtigsten Auszeichnungen in der SF, der nach Hugo Gernsback benannten Hugo Awards, werden bis heute von Leser*innen ausgewählt.

Eine weitere Besonderheit der Geschichte der SF ist die herausragende Bedeutung der Herausgeberi*innen. Der SF-Autor und Literaturwissenschaftler Samuel Delany betont, dass die Geschichte der SF ebenso sehr eine Geschichte der Herausgeber*innen sei wie eine Geschichte der Autori*innen (vgl. Delany 2012 [1984], 173).⁷ Denn die kritische Beschäftigung mit SF entwickelte sich zunächst nicht im akademischen Rahmen, sondern in den Magazinen und später Sammelbänden. Herausgeber*innen und Anhänger*innenschaft der SF verfassten Vorworte, Klappen- und Ankündigungstexte, Rezensionen und Artikel, auf die Leser*innen antworteten oder Herausgeberi*innen reagierten usw. – wobei einige Autor*in, Kritiker*in und Leser*in zugleich waren und

oft auch heute noch sind. Aus dieser »populären Tradition« der SF-Kritik (vgl. Moylan 2000, 37) entwickelten sich die Rezensionen sowie die Auswahl für kommentierte Bibliografien, Jahrbücher und thematische Anthologien (vgl. ebd.).

3.1.2 SF: Science? Fiction?

Die Herausgeberin, Autorin und Aktivistin Judith Merrill trug in und mit den zwölf von ihr herausgegebenen Jahrbüchern *Year's Greatest/Best SF* (von 1956–1969) und in ihrer von 1965 bis 1969 monatlich erscheinenden Bücher-Kolumne für *The Magazine of Fantasy & Science Fiction* entscheidend zur SF und deren Bestimmung bei.⁸ Im Vorwort zu einem Sammelband mit Texten von Judith Merrill schreibt der Herausgeber Ritch Calvin, dass Merrill nahezu monatlich neu definiert habe, was sie unter SF verstehe. Jede neue Bestimmung habe ihre vorherigen überdacht, ihre Definition sei daher stets in Bearbeitung gewesen. Denn Merrill sei in all den Jahren auf der Suche nach einer treffenden oder gültigen Definition von SF gewesen. Gerade für eine der Grundsatzfragen in der Bestimmung der SF ist Merrill von Bedeutung, nämlich wofür das S in SF steht: »Exakte« oder alle Wissenschaften? Science oder Speculative? In der Einleitung zur vierten Ausgabe *The Year's Greatest Science Fiction and Fantasy* bestimmt Merrill 1959 die Abkürzung SF folgendermaßen:

SF is an abbreviation for Science Fiction (or Science Fantasy). Science Fantasy (or Science Fiction) is really an abbreviation, too. Here are *some* of the things it stands for ...

S is for Science, Space, Satellites, Starships, and Solar exploring; also for Semantics and Sociology, Satire, Spoofing, Suspense, and good old Serendipity. (But not Spelling, without which I could have added Psychology, Civilizations, and Psi without parentheses.)

F is for Fantasy, Fiction and Fable, Folklore, Fairy-tale and Farce; also for Fission and Fusion; for Firmament, Fireball, Future and Forecast; for Fate and Free-will; Figuring, Fact-seeking, and Fancy-free.

Mix well. The result is SF, or *Speculative Fun* ...

Happy reading. (Merrill 2016; Hervorh. im Original)

SF ist für Merrill also ein breiter Begriff, dessen genauere Bestimmung keine ernste Angelegenheit wissenschaftlicher Strenge, sondern eher eine der lustvoll-assoziativen Experimentierfreude ist. Das S steht hier für Naturwissenschaften, Technologien, die Zufallsentdeckung (*serendipity*), aber auch für die Soziologie als Wissenschaft. Darüber hinaus enthält das S das Persiflieren (*spoofing*), Spannung, Satire und Semantik. Auch das F steht neben der Fiktion für Wissenschaft und Technik, aber auch für die Farce, das Märchen, Sagen, Fabeln und Figuration⁹. Und nicht zu vergessen: Vergnügen (*fun*). Sie trifft keine Unterscheidung zwischen Science Fiction und (Science) Fantasy und inkludiert noch andere spekulative Formen in ihre Beschreibung. Entsprechend verwundert es nicht, dass sie in ihren Anthologien stets auch Texte veröffentlichte, die bis dahin nicht der SF zugerechnet worden waren – auf diese Weise lotete sie ihr Verständnis der SF aus und erweiterte zugleich, was unter der Rubrik SF rezipiert wurde.

Vor allem welche Wissenschaften sie inkludiert und wie sie den Begriff *Science* versteht, unterscheidet sich deutlich von anderen Definitionen. Wenn Merrill 1958 festhält, dass sich das Interesse der »besseren« SF-Autori*nnen seit dem Zweiten Weltkrieg weg von Raumschiffen und fremden Planeten hin zu menschlichem Verhalten verschoben habe, spricht sie längst nicht nur »exakte« oder »messbare« Wissenschaften an:

the interest of the better s-f writers has shifted steadily since the war years toward the field of human behavior. You will find rocket ships and alien planets in these pages, as well as robots, mutated monsters, and strange inventions; but the science under examination here is not primarily physics or chemistry. It is biology, psychology, anthropology, sociology, politics, economics — people. (Merril 2016, *SF: The Year's Greatest Science-Fiction and Fantasy*, Third Annual Edition (1958))

Soziologie, Politologie und Anthropologie – also »weiche« beziehungsweise Geistes- und Gesellschaftswissenschaften – sind für Merrill ebenso wissenschaftliche Grundlagen der SF. Die Frage, was SF auszeichnet, was sie von anderen Formen des Schreibens unterscheidet, lässt sich so umso schwieriger beantworten. In ihrer *Books*-Kolumne hält Merrill im April 1965 grundlegende Voraussetzungen fest, die SF ihres Erachtens erfüllen muss, und bricht hier ganz bewusst mit bisherigen Vorstellungen davon, was unter *Science* in der Science Fiction zu verstehen ist:

The most basic ingredient of all is a way of thinking. *Science* is not technology, or laboratories, or thick books of data tables; it is a *method*. The trappings of technology do not make science fiction; neither does the traditionally supernatural make a fantasy. [...] The specific for science fiction is the application of the logic to the imagination. (Merril 2016, *Books* April 1965)

Für Merrill bildet also nicht allein das Spekulieren über (natur)wissenschaftliche Erkenntnisse die wissenschaftliche Grundlage von SF. Die Insignien der Technologie machten aus literarischen Texten noch keine SF. Das wissenschaftliche an SF ist für sie die logische Imagination. Der angemessene Einsatz von Logik führe zu einer Erzählung, in der ein glaubhaftes menschliches Problem direkt mit einem (natur)wissenschaftlichen, technologischen oder anderen Problem der menschlichen Umwelt zusammenhänge – und zwar in einer Weise, in der die Lösung des einen Problems die Lösung des anderen beinhalte. Und *das* unterscheidet ihres Erachtens die SF von anderen Formen literarischen Schreibens. In der »realistischen« Fiktion agierten die Charaktere in einer bekannten Umgebung, insofern müsse nur die Entwicklung der Charaktere im Verhältnis zueinander gestaltet werden. In der SF hingegen befänden sich sowohl die Charaktere als auch die Umgebung permanent in Bewegung. An dieser Struktur – so lautet Merrills Urteil – scheiterten die meisten Autori*nnen, die nicht im Feld der SF geschult sind (vgl. ebd.).

Damit legt Merrill auch den Grundstein für eine der prominentesten Definitionen der SF, die des marxistischen Literaturwissenschaftlers Darko Suvin, der mit seinen *Metamorphoses of Science Fiction* (1979) die Absicht verfolgte, die bis dato als »Schund« ignorierte SF als Gegenstand der Literaturwissenschaft zu etablieren – oder zumindest einen kleinen, ihm würdig erscheinenden Teil der SF¹⁰ – und eine *Poetik und Ge-*

schichte der SF zu formulieren. Auch wenn Suvin die Arbeit Merrills nicht erwähnt, schließt seine Definition der SF doch an ihre an:

SF is [...] a literary genre whose necessary and sufficient conditions are the presence and interaction of estrangement and cognition, and whose main formal device is an imaginative framework alternative to the author's empirical environment. (Suvin 1979, 7f.)

Kognition und Verfremdung beziehungsweise die kognitive Verfremdung¹¹ ist für Suvin somit ein wesentliches Kennzeichen der SF. Was hier mit Kognition gemeint ist, kommt Merrills Formulierung eines Einsatzes von Logik sehr nahe: Kognition oder Logik begrenzen die Möglichkeitsbedingungen der fiktionalen Welt und bestimmen die Art der Erklärung, die die d* Autor*in anbietet, um die vorgestellte Welt plausibel zu machen (vgl. auch Spencer 1983, 37). Was die Welt des SF-Textes von der unseren unterscheidet, muss auf einer rationalen Erklärung beruhen und nicht allein auf Phantasie. Ein weiteres wesentliches Element der SF ist laut Suvin das Novum, also eine Neuerung, die in der empirischen Realität als unmöglich gilt, die Handlungswelt der jeweiligen Erzählung aber entscheidend prägt. Auch für die Erklärung des Novums ist Logik gefordert, denn die jeweiligen Erzählungen müssen plausibel machen, dass das Novum möglich sein könnte. Dies stellt die SF, so Simon Spiegel in seinem Grundlagenwerk zum Science-Fiction-Film, vor eine »widersprüchlichen Aufgabe«: Sie muss so tun, »als seien ihre wunderbaren Elemente wissenschaftlich-technisch plausibel«, auch wenn diese (bislang) unmöglich beziehungsweise »wunderbar« seien. Um dies zu erreichen, bediene sich die SF-Literatur »deshalb einer spezifischen technizistischen Rhetorik [...], die Realitätskompatibilität vorgibt.« (Spiegel 2007, 47)

Der *Modus* der Erklärungen in der SF ist also wissenschaftlich, selbst wenn die dargestellte Wissenschaft (noch) nicht umsetzbar ist und zumindest ein Teil der dargestellten Wissenschaft in der SF letztlich ein Zerrbild von Wissenschaft ist – eben weil es SF ist, die keine empirische, sondern eine alternative Welt repräsentiert (vgl. Delany 2012 [1984], 166). Darüber hinaus variiert der Umgang mit wissenschaftlichen Erkenntnissen stark:

Wissenschaftliche Akkuratessie taugt also nicht als Definitionsmerkmal für SF, doch wäre der Umkehrschluss, alle SF sei per se unwissenschaftlich, ebenso falsch; vielmehr haben wir es mit einem weiten Spektrum zwischen offensichtlich unmöglichen Nova und Einfällen, die mit hoher Präzision ausgearbeitet werden, zu tun. (Spiegel 2007, 46)

Die Übernahme einer wissenschaftlichen Methode in die Imagination jedoch ist ein wesentliches Merkmal der SF. Und wie die Vorreiterin queer-feministischer SF und Literaturwissenschaftlerin Joanna Russ feststellt, auch deren Alleinstellungsmerkmal:

It [SF, D. F.] is the only modern literature that attempts to assimilate imaginatively scientific knowledge about reality and the scientific method, as distinct from the merely practical changes science has made in our lives« (Russ 1995 [1975], 11).

Neben der wissenschaftlichen Methode ist ein weiterer bedeutender Bezug der SF zur Wissenschaft, dass SF als kulturelle Form verstanden werden kann, die den Implikationen wissenschaftlicher und technologischer Entwicklungen nachforscht – den Implikationen für Individuen ebenso wie für Gesellschaften wie auch für das Denken. SF stellt mitunter Spekulationen zu den Erkenntnissen von (Techno-) Wissenschaften an, ebenso beschäftigt sie sich jedoch mit den Erzählungen und der Wahrnehmung von Wissenschaften. Und sie erforscht, wie sich im Zuge von Entwicklungen in den (Techno-) Wissenschaften materielle Welten und Gesellschaften verändern (vgl. u. a. Vint 2014, 4). Diese Erkundungen fallen zum Teil ausgesprochen technikeuphorisch aus, zum Teil jedoch auch überaus kritisch:

Science fiction participates in both promoting this myth of technological mastery and transcendence, and deflating it. It provides the language, images, and concepts that celebrate our cultural preoccupation with science and technology, and that express our anxieties and fears regarding how they are changing our world and our selves. (Vint 2014, 4)

3.1.3 SF: Speculative? Fiction?

Jenseits der Auseinandersetzung mit der Raumfahrt, der Kybernetik oder anderen Feldern, denen sich die Spekulationen in den *Pulps* oft widmen, erweitern also Merrill und Suvin, was in der SF als wissenschaftliche Grundlage gelten kann. Merrill geht jedoch noch einen großen Schritt weiter und stellt das positivistische Wissenschaftsverständnis generell in Frage. In einem zweiteiligen Beitrag für das Magazin *Extrapolation* mit dem Titel »What Do You Mean: Science? Fiction?« lässt sie die Entwicklung der SF Revue passieren, nicht zuletzt auch um das Entstehen einer neuen Form der SF – der sogenannten *New Wave* – zu erklären. Ihres Erachtens hat (1966) ein positivistisches Wissenschaftsverständnis ebenso ausgedient wie ein regelgeleitetes Verständnis von Literatur. Und aus diesen beiden Entwicklungen – einem neuen Wissenschafts- und einem neuen Literaturverständnis – erwächst nach ihrem Verständnis eine neue Form der SF, die sie *Speculative Fiction* nennt. Der große Bereich, der Science Fiction genannt werde, bestehe erstens aus »teaching stories«: Geschichten, die in fiktionalisierter Form neue wissenschaftliche Ideen vorstellen und deshalb eigentlich Pseudofiktion genannt werden müssten, und zweitens aus »preaching stories«: vorwiegend Allegorien und Satire, deren Inhalt moralische Haltungen, Prophezeiungen, Visionen und Warnungen seien, die mehr mit dem Verhalten der Menschheit als mit deren Technologien beschäftigt seien. Während *Teaching Stories* meist an literarischer Qualität zu wünschen übrig ließen, fehle den *Preaching Stories* das wissenschaftliche Fundament, weshalb Merrill diese als pseudowissenschaftliche Erzählungen bezeichnet. In diese Kategorie falle unter anderem auch der Großteil der utopischen und anti-utopischen beziehungsweise dystopischen Literatur.¹² Und schließlich gäbe es da noch die *Speculative Fiction* – ein Begriff, den sie unter anderem von Robert Heinlein, einem der drei berühmtesten Autoren des ›Goldenen Zeitalters‹, übernimmt (vgl. Oziewicz 2017):¹³

stories whose objective is to explore, to discover, to learn, by means of projection, extrapolation, analogue, hypothesis-and-paper-experimentation, something about the nature of the universe, of man, of »reality.« Obviously, all fiction worth considering is »speculative« in the sense that it endeavors to reach, or to expose, some aspect of Truth. But it is equally true — and irrelevant — to say that all fiction is imaginative or all fiction is fantasy. I use the term »speculative fiction« here specifically to describe the mode which makes use of the traditional »scientific method« (observation, hypothesis, experimentation) to examine some postulated approximation of reality, by introducing a given set of changes — imaginary or inventive — into the common background of »known facts,« creating an environment in which the responses and perceptions of the characters will reveal something about the inventions, the characters, or both. (Merril 2016, »What Do You Mean? Science? Fiction? Part I« (Mai 1966))

Hier definiert Merrill *Speculative Fiction* als spezifischen Modus, der sich dadurch auszeichne, dass mit ihm »traditionelle« wissenschaftliche Methoden, nämlich Beobachtung, Hypothesenbildung und Experiment, zur Anwendung kämen. Ziel ist die Annäherung an die Realität gerade durch die Einführung von realen oder imaginären Veränderungen. Auf diese Weise würde eine Umwelt geschaffen, in der die Reaktionen und Wahrnehmungen der Charaktere etwas über eine Neuerung und/oder die Charaktere darlegten. Ziel und Zweck dieser Geschichten sei es letztendlich, die WIRKLICHKEIT zu erforschen, herauszufinden, in Erfahrung zu bringen.¹⁴ Die literarischen Mittel dieser Untersuchungen seien Projektion, Extrapolation, Analogisierung sowie Hypothesenbildung und verschriftlichte Gedankenexperimente. Mit dem Begriff *Speculative Fiction* bezeichnet Merrill also jenes Schreiben, das für sie das Wesen der SF ausmacht und dessen Bestreben es ist, etwas zu erkunden oder herauszufinden. Sie deckt ein weites Feld ab, das sich mit den beiden anderen Typen der SF überschneidet. In ihrer Definition ist *Speculative Fiction* folglich ein Teil der Science Fiction.

Der Begriff *Speculative Fiction* wird allerdings auch ganz anders verwendet. Für Margaret Atwood beispielsweise ist spekulative Literatur gerade nicht Science Fiction: Sie unterscheidet zwischen Science Fiction – »things that could not possibly happen« – und *Speculative Fiction* – »things that really could happen but just hadn't completely happened when the authors wrote the books« (Atwood 2011, 6).¹⁵ Vor allem jedoch wird der Begriff *Speculative Fiction* auch als Überbegriff für verschiedene Formen der Fiktion, die sich von »mimetischer« oder »realistischer« Literatur unterscheiden, die »deliberately depart from imitating ›consensus reality‹ of everyday experience« (Oziewicz 2017), verwendet. Als Überbegriff kann *Speculative Fiction* Science Fiction wie auch Fantasy und Horror inklusive aller Subgenres beinhalten und mitunter auch Magischen Realismus. Letztlich beinhaltet der Begriff *Speculative Fiction* in dieser Bestimmung also alle phantastischen Modi. Oziewicz zufolge wird der Begriff im umfassenden Sinne insbesondere von Autori*nnen, Leseri*nnen, Kritikeri*nnen und Wissenschaftleri*nnen verwendet, die aus einer minorisierten Position schreiben oder einer jüngeren Generation angehören, nicht jedoch in der institutionalisierten Academia. Deren »Kerngeschäft« sei ja gerade das Unterscheiden (auch zwischen verschiedenen literarischen Genres), während die Attraktivität des Begriffs *Speculative Fiction* für viele in dessen inklusivem und durchlässigem Charakter läge, denn viele zeitgenössische Werke vermischten Elemente verschiedener Genres, so dass es nicht

mehr möglich sei, diese mit ›alten‹ Werkzeugen und Kategorisierungen angemessen zu beschreiben (vgl. ebd.). Merrill spricht allerdings schon 1966 von der Hybridisierung verschiedener Typen der SF, und Samuel Delany geht in seinem Aufsatz über Joanna Russ in extenso darauf ein, wie es Russ in ihren Erzählungen, Novellen und Romanen der 1970er Jahren gelingt, Fantasy und SF zu verbinden (Delany 2012 [1984], 83–110) – das Vermischen verschiedener Genre-Elemente ist demzufolge kaum etwas Neues, wenn es auch zugenommen haben mag. Darüber hinaus kann es sinnvoll sein, zwischen den verschiedenen Modi¹⁶ zu unterscheiden. Wenn es darum geht, *wie, in welcher Weise* erzählt und gelesen wird und welche Effekte dies hat, unterscheiden sich beispielsweise Fantasy und SF (vgl. z. B. Delany 2009 [1978], 65 und Delany 2012 [1984], 150 und 183). Um die Modi und deren Potenziale auszuloten, ist wichtig, deren Zielrichtungen, Erzähltechniken etc. zu kennen und auch benennen zu können. Allerdings ist auch hier stets die Frage, wer darüber entscheidet, welches Werk welcher Kategorie – Science Fiction, Speculative Fiction, Fantasy ...? – zugerechnet wird. So wurde gerade feministischen Autori*nnen vorgeworfen, keine ›wirkliche‹ Science Fiction zu schreiben, weil sie sich lediglich mit den ›soft Sciences‹ befassten und keinerlei Grundlage in den ›exakten‹ Wissenschaften hätten, was aber gerade die Science Fiction ausmache. Den Autori*nnen wurde folglich abgesprochen, Science Fiction zu schreiben. Umgekehrt kritisierten feministische Autori*nnen und Wissenschaftleri*nnen den Wissenschaftsbegriff, den viele ›Malestream‹-Autoren (und wenige Autorinnen) verfochten. Nicht nur wurde in Frage gestellt, dass es so etwas wie ›exakte‹ Wissenschaften und objektive Betrachtungen gäbe und vielmehr auf die Situiertheit von Wissen verwiesen, es wurde auch thematisiert, welches Wissen als Wissen anerkannt und welches ausgeschlossen wurde beziehungsweise wird. Letztere Frage beispielsweise kann durchaus für die Unterscheidung zwischen Science Fiction und Fantasy relevant sein. Insofern verwendeten einige feministische Literaturwissenschaftlerinnen und Autori*nnen den Begriff Speculative Fiction bereits in den 1980er Jahren¹⁷, andere hingegen hielten an dem Begriff Science Fiction fest.¹⁸ Wieder andere nutzten beide Begriffe. Auch gegenwärtig wird von feministischen Organisationen und Autori*nnen wie Wissenschaftleri*nnen sowohl der Begriff Science Fiction als auch Speculative Fiction verwendet – wobei Speculative Fiction hier meist als Überbegriff¹⁹ verstanden wird: Der Wert eines solchen Überbegriffs kann gerade darin liegen, (Fremd)Kategorisierungen zu vermeiden und von Diskussionen über den höheren literarischen Wert, die politisch wertvollere Form oder den höheren Erkenntnisgewinn abzulassen. Potenziell kann sich der Überbegriff also verschiedenen Machtkämpfen innerhalb der SF entziehen.

In den letzten Jahren sind es häufig Schwarze, postkoloniale sowie Autori*nnen und Wissenschaftleri*nnen of Color, die den Begriff Speculative Fiction verwenden und dann ebenfalls als Überbegriff. Jeffrey Tucker beschreibt ihn seinem Handbucheintrag zu African American Science Fiction folgendermaßen:

an inclusive term that embraces, links, and perhaps domesticates a variety of fantastic genres: fantasy, sword and sorcery, horror, magical realism, as well as SF. Indeed, it could be argued that »speculative fiction« deconstructs the frequently invoked opposition between SF and »fantasy« [...], a genre that has often served as SF's discursive Other. (Tucker 2010, 365)

Gerade in postkoloniale SF gehen häufig Wissen wie auch Mythologien, Erzählungen und Erzähltraditionen ein, deren Ursprünge nicht in Europa liegen. Dies kann einer der Gründe sein, warum diese Werke in der Literaturkritik als Magischer Realismus oder Fantasy klassifiziert werden. Darüber hinaus kann die dargestellte Welt den in einer okzidentalen (literarischen) Welt beheimateten Leser*innen fantastisch erscheinen.²⁰ Umgekehrt sind viele postkoloniale und SF-Autori*nnen of Color nicht oder nicht ausschließlich in einer okzidentalen Literaturtradition sozialisiert und entsprechend auch nicht mit deren Genres – was selbstverständlich auch Einfluss auf ihr Schreiben hat (vgl. Johnston 2008). Auch Sheree R. Thomas' bahnbrechende Anthologie aus dem Jahr 2000, *Dark Matter*, in der sie erstmals systematisch historische und aktuelle Beiträge Schwarzer Autori*nnen zur SF sammelt, bezieht sich im Untertitel auf Speculative Fiction als Überbegriff. Sie will zeigen, dass spekulative Literatur aus der »afrikanischen Diaspora« weder ein neues Phänomen ist noch lediglich vereinzelt vorkommt. Hier zwischen den verschiedenen Modi spekulativer Literatur zu unterscheiden, würde diesem Anliegen gerade entgegen arbeiten.

3.1.4 SF als Modus des Schreibens und Art des Lesens: Die Poetik des Buchstäblichen

Im Unterschied zu Gernsback und anderen grenzt Samuel Delany SF klar von vorangegangenen Formen utopischen und fantastischen Schreibens ab. Für ihn ist die Entstehung von SF an die Groschenhefte der 1920er Jahre gebunden:

By »science fiction« I don't mean the nineteenth-century didactic fables that include not only Victorian utopian writing but also the scientific romances Verne and Wells wrote in response to the nineteenth-century information explosion. I don't mean the »fayned histories« and »fayned voyages« of the fifteenth, sixteenth, and seventeenth centuries, before bourgeois fiction and bourgeois science separated themselves out from another set of discourses differently organized—discourses primarily concerned with instruction, moral or factual. I mean that first intrusion of the modern twentieth-century scientific imagination into the very texture and rhetoric of a preexisting fictive field in the pulp magazines of the '20s, and '30s, which, taking advantage of that fiction's paraliterary status, developed a new way of reading language—and a new way of writing it to take advantage of this new way of reading, that is, a practice of writing, a discourse. (Delany 2012 [1984], 153)

Wie an den Beispielen deutlich wird, die Delany hier anführt, wendet sich seine Bestimmung unter anderem ganz explizit gegen Gernsbacks Definition und auch gegen Suvins Versuch, fünf bis zehn Prozent der SF ins Reich der gehobenen Literatur zu befördern. Er will keine normative Festlegung, was SF ist oder zu sein habe, welcher Themen sie sich annehmen, welche rhetorischen Figuren sie verwenden müsse etc. Delany bestimmt SF vielmehr als neuen Modus, Sprache zu lesen und zu schreiben, der in Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Imagination des 20. Jahrhunderts entwickelt wurde. Aus diesem Grund sei es auch unsinnig, Texte wie Mary Shellys *Frankestein* oder Dantes *Göttliche Komödie* im Nachhinein für die SF reklamieren zu wollen.

Diese würden gerade nicht wie SF gelesen, vielmehr werde *Frankenstein* als *Gothic Novel*, das heißt als Schauerroman des 19. Jahrhunderts gelesen und die *Göttliche Komödie* als allegorisches Gedicht der Renaissance. Darüber hinaus wurden beide geschrieben, bevor es den Begriff und das Konzept von SF gab. Texte wie *Frankenstein* gehören sicher in den großen Bereich der Phantastik beziehungsweise des Wunderbaren, SF ist jedoch ein spezifischer Bereich der Phantastik, und zu diesem rechnet Delany *Frankenstein* nicht. Denn nicht weniger von Bedeutung ist für ihn, dass SF in den Groschenheften entstand und sich ein Schreiben zunutze machte, das gerade nicht als Literatur in engerem Sinne betrachtet wird. Das Erzählen in den *Pulp*-Magazinen wurde vielmehr als kommerzielles, einzig auf den Verdienst der Autor*innen und Herausgeber bzw. Verleger*innen ausgerichtetes Schreiben betrachtet, das Lesen der formelhaften Geschichten als schnelles, eskapistisches Vergnügen. Die *Pulps*, so Delany, bildeten gerade das konstitutive Außen eines modernen Verständnisses von Literatur, wie es sich im 19. Jahrhundert herausbildete (vgl. Delany 2012 [1984], 138l) – das heißt eines Verständnisses, das den Begriff Literatur immer schon mit einem Werturteil belegt. SF bezeichnet er entsprechend als Paraliteratur. Damit erteilt er den Bestrebungen, SF in das Reich der Literatur »emporheben« zu wollen, wie sie beispielsweise Ursula K. Le Guin anstellt, eine klare Absage. Und er wendet sich gegen eine Literaturwissenschaft, die mit Maßstäben an die SF herantritt, die ihr nicht angemessen sind.

Delanys Insistieren darauf, dass SF nicht Literatur ist, wird nicht von allen geteilt. Und tatsächlich ist zu fragen, ob die Trennung so klar vollzogen werden kann oder überhaupt vollzogen werden sollte.²¹ Doch ist ihm unbedingt zuzustimmen, dass die Kriterien, mit denen bemessen werden soll, was »gute« SF ist, nicht eins zu eins aus der Bewertung »profaner« Literatur übernommen werden können. Eine literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit SF fand erst ab den 1970er Jahren statt. Gerade post-strukturalistisch informierte Literaturwissenschaftler*innen wie Delany, Russ (die beide eben auch SF-Autor*innen sind) und de Lauretis fragen danach, wie SF-Texte gelesen werden (sollten). Bereits im Zusammenhang mit unterschiedlichen Definitionen von Science und Speculative Fiction spielte die Frage der spezifischen »subjunctivity«, also der Möglichkeitsform eine Rolle. »Profane« Literatur, so Delany, beschreibe Ereignisse, die geschehen sein könnten, Fantasy dagegen Ereignisse, die nicht geschehen sein könnten, und SF wiederum Ereignisse, die nicht geschehen sind – inklusive aller Unterformen: die geschehen könnten, die noch nicht geschehen sind etc.²² Ereignisse, die nicht geschehen sind, so Delany, unterscheiden sich fundamental von fiktionalen Ereignissen, die nicht geschehen sein könnten und wiederum von solchen, die geschehen sein könnten (vgl. Delany 2009 [1978], 11). Darüber hinaus, so die SF-Autorin und Literaturwissenschaftlerin Joanna Russ, liegt genau in dem Verhältnis der SF zum Tatsächlichen beziehungsweise zur empirischen Wirklichkeit, nämlich in der Potenzialität, die das »nicht geschehen sind« enthält, ein Großteil der Freude am Lesen von SF (vgl. Russ 1995, 16). SF dürfe nicht gegen bestehendes Wissen verstoßen. Das Verhältnis zum Tatsächlichen sei jedoch permanent in Bewegung, denn SF-Texte handelten weder vom Unmöglichen noch vom Möglichen. Ob etwas möglich oder unmöglich sei, sei vielmehr (noch) nicht entschieden.²³ Wenn also Ursula K. Le Guin in *The Left Hand of Darkness* (1969; dt. von Gisela Stege, *Die linke Hand der Dunkelheit* 2014 [1981]) hermaphroditische Menschen beschreibe, sei es nicht möglich zu wissen, ob dies so möglich sei oder nicht. Wenn dies entschieden wäre, wenn wir wüssten, dass es um tatsächlich Mögliches geht, wäre es nicht mehr SF (vgl. Russ 1995, 22). In seiner Aus-

einandersetzung mit Ernst Bloch und der Utopie verortet José Esteban Muñoz in der Potenzialität (des noch nicht Geschehenen) nicht wie Russ (allein) Lesevergnügen, sondern zugleich ein wichtiges kritisches Moment. Im Unterschied zur Möglichkeit, etwas, das einfach geschehen könne, stelle Potenzialität einen spezifischen Modus des Nichtseins dar, der außergewöhnlich sei. Potenzialität sei etwas, das gegenwärtig ist, in der Gegenwart aber noch nicht tatsächlich existiere (vgl. Muñoz 2009, 9). Und diese Präsenz verweise auf einen Horizont des Möglichen. Auch wenn utopische Gefühle enttäuscht werden (können), seien sie doch eine unbedingte Voraussetzung dafür, Veränderung zu denken. Muñoz knüpft vor allem an Blochs Begriff des »Noch-Nicht-Bewussten« an, das letzterer in Auseinandersetzung mit Freuds »Unbewusstem«, als Vergessenes, Verdrängtes und einem Unbewussten als Teil des Ich, entwickelt. Bloch geht es jedoch nicht um das, was vergessen oder verdrängt wurde, sondern um ein bisher nicht Bewusstes, das »auf der dem Vergessen entgegengesetzten Seite [...] aufdämmt« (Bloch 1985 [1959], 130; Hervorh. im Original):

Das Noch-Nicht-Bewusste ist so einzig das Vorbewusste des Kommenden, der psychische Geburtsort des Neuen. Und es hält sich vor allem deshalb vorbereußt, weil eben in ihm selber ein noch nicht ganz manifest gewordener, ein aus der Zukunft erst heraufdämmernder Bewußtseinsinhalt vorliegt. Gegebenenfalls sogar ein erst objektiv in der Welt entstehender; so in allen produktiven Zuständen, die mit nie Dagewesenem in Geburt stehen. Dazu ist der Traum nach vorwärts disponiert, damit ist Noch-Nicht-Bewusstes als Bewußtsein eines Anrückenden geladen; das Subjekt wittert hier keinen Kellergeruch, sondern Morgenluft. (Bloch 1985 [1959], 132)

Diese Form der Potenzialität, so Muñoz, bekämpft eine totalisierende und naturalisierende Vorstellung von der Gegenwart, die Vorstellung, dass es jenseits des Hier und Jetzt nichts gäbe, Kapitalismus und Heteronormativität quasi alternativlos seien (vgl. Muñoz 2009, 12).

Dass SF zuallererst ein »reading protocol«, also ein Lektüreverfahren, ist, macht Delany an Beispielen deutlich. So beschreibt er, wie unterschiedlich Sätze beispielsweise im bürgerlichen Roman und der SF gelesen werden, etwa der Satz: »*Then her world exploded*«: In einem »profanen« Roman würde der Satz als schwammige Metapher für die emotionale oder psychische Reaktion einer Protagonistin auf ein Ereignis gelesen. In einem SF-Text jedoch müsste die* Leser*in davon ausgehen, dass ein Planet, der (zu) einer Frau gehöre, tatsächlich in die Luft ging (vgl. Delany 2012 [1984], 68). Der Satz ist also zuallererst buchstäblich zu verstehen. Das Explodieren kann zusätzlich als Metapher fungieren, die wortwörtliche Aussage steht jedoch an erster Stelle. Auch in einem Satz, wie: »Sie gab ihr die Hand« ist in der SF zunächst davon auszugehen, dass es sich um eine Prothese oder einen abtrennbaren Körperteil handelt, das tatsächlich übergeben wurde. Ein weiteres, von Delany häufig verwendetes Beispiel ist ein Satz aus *Beyond This Horizon* von Robert Heinlein (1948; dt. von Birgit Reiß-Bohusch, *Utopia 2300*, 1980): »The door dilated« (Die Tür weitete sich; Übers. D. F.). In »profaner« Literatur ergibt der Satz keinen Sinn, in der SF hingegen beschreibt er ein Ereignis, das nicht geschehen ist und noch im Rahmen des physikalisch erklärbaren interpretiert werden

muss (vgl. Delany 2009 [1978], 13). Heinleins beiläufige Bemerkung, die eben nicht lautet: »die Tür öffnete sich«, sondern »die Tür weitete sich«, so als handle es sich um eine (Kamera-) Linse und nicht um eine Tür, markiert den Unterschied zwischen der empirischen Welt und der fiktiven Welt des SF-Textes. Leser*innen sind also aufgefordert, sich zu überlegen, wie eine Tür beschaffen sein muss, die sich weitet, und wie dieses Sich-Weiten vonstattengeht. Sobald das Wort in den Satz aufgenommen wurde, hat weder das Wort noch der Satz die gleiche Bedeutung wie zuvor (vgl. Delany 2009 [1978], 140). Gerade dies ist eines der zentralen Spezifika und eben auch eines der großen Pläsiere der SF: Wie Sprache und narrative Zeichen eingesetzt und gelesen werden – nämlich buchstäblich. Oder wie Joanna Russ dies formuliert: SF muss die Bedeutung »auf der Zunge tragen« (vgl. Russ 1995, 8).

Teresa de Lauretis macht im Anschluss an Delany und Russ deutlich, warum dieser buchstäbliche Umgang mit Sprache so bedeutsam ist: Bei einer Metapher handle es sich um ein ambivalentes Zeichen, ein Wort oder einen Ausdruck, der suggeriert, dass zwei bestimmte Referenten mehrere gemeinsame wie auch verschiedene Charakteristika haben. So bedeute eine »maskuline Frau« beispielsweise eine Frau, die neben bestimmten Charakteristika ihres Geschlechts auch Eigenschaften erkennen lässt, die zu einem anderen, davon verschiedenen Geschlecht gehören. Dies setze jedoch voraus, dass das Konzept »Frau« und das Konzept »Mann« auf zwei völlig verschiedene, gegensätzliche »Galaxien« menschlichen Verhaltens verweisen (vgl. de Lauretis 1980, 163). Die Metapher verbinde also zwei Sets von semantischen Einheiten, während sie gleichzeitig deren Getrenntheit bestätige. Sprache wieder wortwörtlich auszulegen, wie die SF dies tut, habe hingegen den Effekt, ihr einen Gebrauchswert zusätzlich zu ihrem Tauschwert zu verleihen. Die Einführung von Ms. anstelle von Miss oder Mrs. im Englischen beispielsweise – und nicht in gleicher, aber doch in ähnlicher Weise die Abschaffung des »Fräulein« im Deutschen – habe einen tatsächlichen Gebrauchswert für Frauen: Es sage Frauen, dass sie sich nicht als irgendjemandes Besitz betrachten müssen, weder als Besitz des Vaters noch als Besitz des Ehemannes. Frauen in Bezug auf die Ehe, das heißt auf Zugehörigkeit und letztlich auf Besitz zu definieren, sei bereits so althergebracht und so verinnerlicht, dass dies nicht mehr als aktive semantische Markierung wahrgenommen würde. Durch die Schaffung eines zusätzlichen Wortes – Ms. – hätten Frauen gezeigt, dass andere gesellschaftliche Vorstellungen von Frauen nicht nur möglich, sondern notwendig und erstrebenswert seien. Und in eben dieser Weise könne SF auf viele gesellschaftliche Verhältnisse einwirken, wie beispielsweise Klasse, (Sub)Kultur, rassisierte und sexuelle Vielfalt. Ausdrücke wie »female man« beispielsweise – so der Titel von Joanna Russ 1975 veröffentlichtem und viel zitierten queer-feministischen SF-Roman – seien nur verständlich in einem Kontext, in dem andere Annahmen über die Welt und die Verhältnisse zwischen Menschen vorherrschen:

What cultural unit or galaxy of semantic traits corresponds to / female man / as opposed to / masculine woman / or / effeminate man /? Obviously there are no given semantic traits for this new sign-vehicle in our present social reality. It can only be understood or become meaningful in a context / textus that posits other assumptions about the world and other relations among people. And as we work our way through the text, associating, opposing, relating, remembering, or making unexpected discoveries, we are forced to break down patterns of expect-

tation. Recombine traits in different sets, revise our assumptions—we are forced to reconstruct time, space, and social relations. In other words, those sign-vehicles construct a new semantic universe, or re-organize the semantic space by reapportioning meaning in different ways and changing the value of words and actions. (de Lauretis 1980, 164 f.)

Worte und Ausdrücke, die in der semantischen Ordnung der Leser*innen entweder nicht sinnvoll sind oder nicht vorkommen, fordern diese dazu auf, Erwartungshaltungen und bekannte Muster aufzubrechen. Mehr noch, Ausdrücke wie *female man* zeigen nicht nur, dass vermeintlich generische Ausdrücke wie *man* beziehungsweise Mensch genau nicht generisch, sondern vergeschlechtlicht sind, sie lassen darüber hinaus eine Geschlechteropposition implodieren. So hält auch Haraway fest: »Russ's generic title figure is as much a disruption of the story of the universal Female as of the universal Man« (Haraway 1997a, 70). *Female Man* ist ein Widerspruch in sich – beziehungsweise, wie Haraway schreibt, »a contradiction in kind« (Haraway 1997a, 71), ein Widerspruch in der Gattung. Durch die Schaffung neuer Bezeichnungen und Redewendungen kann SF also Dualismen ad absurdum führen beziehungsweise einstürzen lassen. Insofern verwundert es nicht, dass Haraway sich Russ' Romantitel angeeignet hat, um daraus die Figur *FemaleMan™* zu schaffen (vgl. Haraway 1997a).

SF als Modus des Schreibens und des Lesens, so betont unter anderem de Lauretis, bedeute auch, dass in dieser Art der Fiktion nicht allein d* Protagonist*in der Erzählung das Abenteuer erlebe, sondern auch und vor allem d* Leser*in (de Lauretis 1980, 165), denn diese* muss sich die Welt der Erzählung in der Lektüre zunächst Satz für Satz erschließen. Unabhängig davon, ob es sich um eine sehr andere oder eine ähnliche Welt wie die d* Leser*in handelt, gibt es immer signifikante Unterschiede, die häufig in scheinbar nebensächlichen Beschreibungen oder Formulierungen deutlich werden. So weist eben »the door dilated« darauf hin, dass in dieser Welt andere Formen von Türen gebräuchlich sind, es sich vermutlich um eine zukünftige und technologisch fortgeschrittene Welt handelt. Der marxistische Literaturwissenschaftler Tom Moylan beschreibt diesen Erkundungsprozess folgendermaßen:

The generically informed reader of such a text therefore learns the strange new world not by way of a condensed reality briefing but rather by absorbing and reflecting upon pieces of information that titrate into a comprehensible pattern, by which the reader subsequently »makes sense« of the plot and character development unfolding within that alternative spacetime. (Moylan 2000, 6)

Die Bewegung erfahrener SF-Leser*innen vergleicht Moylan auch mit Reisenden in einer ihnen unbekanntem Kultur oder Detektiv*innen, d* nach Hinweisen suchen, um ein Rätsel oder einen »Falk« zu lösen. Das Entschlüsseln und Bewerten der Hinweise kann ein wesentlicher Teil des Lesevergnügens sein. Die erfundene Welt fordert Leser*innen heraus, sie zu begreifen, lädt d* Leser*in jedoch auch dazu ein, sich darauf einzulassen, sowohl die Welt als auch die ihr zugrunde liegende gesellschaftliche Logik in Gedanken herzustellen. Es ist eine Art und Weise, d* Leser*in in den Text zu verwickeln, si*er zur Lektüre zu verführen. Die spezifische Erzählweise der SF ist es zugleich jedoch, die diese Form des Lesens für manche unzugänglich macht. Die alternativen Welten werden zumeist nicht in einem einführenden Absatz durchbuchsta-

biert, d* Leser*in muss sich diese vielmehr aus Hinweisen, beiläufigen Bemerkungen und dergleichen zusammensetzen. Dies erfordert eine spezifische »literacy«, mit anderen Worten: SF ist für erfahrene Leser*in ein Quell großen Vergnügens, jedoch sagt diese spezifische Form des Lesens nicht allen (auf Antrieb) zu. So hält auch Delany fest, dass es manchen Leser*innen nicht gelinge, aus den Hinweisen eine alternative Welt zu kombinieren:

With readers who have difficulty negotiating the specific rhetoric of the SF text, I've found that their problems center on the numberless rhetorical figures SF writers use to suggest, imply, or sometimes vividly draw the differences between the stories' worlds and ours. Unless the nature of the world of the story is completely spelled out for them in solid, expository paragraphs, they simply can't take the hints, the suggestions, the little throwaways with which inventive SF writers get this dialogue going in the minds of those readers comfortable with the discourse. They can't form these hints and throwaways into any vision of a different world. (Delany 2012 [1984], 70)

Die spezifische Art zu lesen, also das Zusammensetzen der Welt der Erzählung im Prozess des Lesens, stellt einen Dialog zwischen der erzählten Welt und dem her, was d* Leser*in gegenwärtig für die reale Welt hält. Mit jedem Satz müssen Autor*innen wie Leser*innen sich fragen, wie sich die dargestellte Welt von der eigenen Lebens- bzw. Erfahrungswelt unterscheidet:

In science fiction the world of the story is not a given, but rather a construct that changes from story to story. To read an SF text, we have to indulge a much more fluid and speculative kind of game. With each sentence we have to ask what in the world of the tale would have to be different from our world for such a sentence to be uttered—and thus, as the sentences build up, we build up a world in specific dialogue, in a specific tension, with our present concept of the real. (Delany 2012 [1984], 69)

Entsprechend, so betont auch Delany, handelt SF auch nicht in erster Linie von der Zukunft. Schon gar nicht sagt SF die Zukunft voraus. SF kommt in der Technokultur zwar die Rolle zu, Träume und Albträume der Zukunft zu projizieren, welche sie Leser*innen zur Erwägung anbietet (vgl. auch Vint 2014, 5 f.). Vor allem jedoch führt SF einen Dialog mit der Gegenwart, fordert diese heraus, ja sagt ihr kreativ den Kampf an (vgl. Delany 2012 [1984], 166). Die Zukunft, so Delany weiter, sei schlicht eine Konvention, die es d* SF-Autor*in erlaube, einer signifikanten Verzerrung der Gegenwart nachzugehen, die einen vielseitigen und komplexen Dialog mit dem Hier und Jetzt d* Leser*in eingeht. Für diesen Dialog sei die Zukunft lediglich die verbreitetste Konvention, SF könne aber auch in einer alternativen Vergangenheit oder Gegenwart wie auch in einer (un)möglichen Zukunft verortet sein. Gerade hier liegt mithin das große Potenzial der SF: Die Gegenwart d* Leser*in wird relativiert, sie ist nicht mehr die einzig mögliche, sondern eine unter vielen. Und sie kann einer alternativen Welt gegenübergestellt werden, die zentrale Prämissen der Gegenwart d* Leser*in in Frage stellt beziehungsweise zeigt, wie eine Welt aussähe, die auf anderen Prämissen aufbaut. In

Russ' Worten geht es nicht um »life-as-it-is«, sondern um »life-as-it-might-be« (vgl. Russ 1995, 11).

Eine weitere Eigenart der SF als spezifische Art des Lesens und Schreibens ist darüber hinaus, dass nicht, wie in nahezu allen anderen literarischen Kategorien, das Subjekt im Zentrum steht. Russ zufolge konzentriert sich SF vielmehr auf Phänomene, häufig sogar völlig »zu Lasten« der Charaktere (vgl. Russ 1995, 5). SF beschreibt zwar auch Subjekte, jedoch vor allem in ihrem Verhältnis zu Objekten. Der Fokus liegt auf der Welt, die beschrieben wird:

science fiction is far more concerned with the organization (and reorganization) of the object, that is, the world, or the institutions through which we perceive it. It is concerned with the subject, certainly, but concerned with those aspects of it that are closer to the object: How is the subject excited, impinged on, contoured and constituted by the object? How might beings with a different social organization, environment, brain structure, and body perceive things? How might humans perceive things after becoming acclimated to an alien environment? But even the most passing mention by an SF writer of, say, »the monopole magnet-mining operations in the outer asteroid belt of Delta Cygni,« begins as a simple way of saying that, while the concept of mines may persist, their object, their organization, their technology, their locations, and their very form can change—and it says it distinctly and clearly and well before it offers any metaphor for any psychic mystery or psychological state. Not to understand this object-critique, on whatever intuitive level, is to misread the phrase as science fiction. (Delany 2012 [1984], 178)

Insofern wird auch behauptet, dass in der SF die Idee d* »eigentliche Held*in« sei beziehungsweise wird SF – unter anderem von Ursula Le Guin und Pamela Sargent – als »literature of ideas« bezeichnet. Das »was wäre, wenn« der SF kann als Ausgangspunkt genommen werden, um einen Gedanken bis zu einem Ende zu verfolgen – so kann SF als Werkzeug eines Gedankenexperiments verstanden werden. Nicht zuletzt aus diesem Grund wird SF häufig auch als Speculative Fiction übersetzt.

Die Hinwendung zum Objekt oder Phänomen steht in Zusammenhang mit einer zentralen Charakteristik von SF: Sie ist didaktisch. Wir werden beim Lesen immer auch in etwas unterrichtet, auch wenn längst nicht immer Neues dargestellt wird:

The pleasure science fiction writers take in explaining physics, thirtieth-century jurisprudence, the mechanics of teleportation, patent law, four-dimensional geometry, or whatever happens to be on the tapis, lies open in any book that has not degenerated into outright adventure story with science-fiction frills. (Russ 1995, 5)

Russ sieht hier eine Ähnlichkeit zu mittelalterlicher Literatur, nur konzentriert sich die Lehre der SF auf Wissenschaften und nicht auf Religion (vgl. ebd.). SF zu lesen solle jedoch in erster Linie ein Vergnügen sein. Das Abdriften in bloße Lehrhaftigkeit wird vermieden, gerade indem die fiktionale Welt oder ein bestimmtes Phänomen in den Mittelpunkt gerückt wird, so dass die fiktive Welt quasi zu eine*r Protagonist*in

wird (vgl. auch Mendelsohn 2003, 8). Um didaktisch sein zu können, muss SF – zumindest wenn die Lehre ankommen soll – klar sein, ihre Bedeutung in der Sprache offenkundig sein.

Des Weiteren wird der SF zugeschrieben, dass ihr Ton häufig ehrfurchtsvoll, anhängig, ja quasi-religiös sei. Damon Knight nennt dies den »sense of wonder«, den SF bei Leser*innen auslöse. Die Titel der *Pulps* – *Amazing*, *Astounding* etc. – weisen darauf hin, dass das ehrfurchtsvolle Staunen ob der Wunder der ›Natur‹ und vor allem der Technik Grundlage der Erzählungen dieser Zeit waren. Beschreibungen der Ringe des Saturn oder einer Weltraumstation gerieten oft schwärmerisch, wenn nicht fetischisierend. Gegenwärtig wird der »sense of wonder« allerdings eher als Affinität der SF zum Erhabenen beschrieben oder (gerade im Cyberpunk) ein Techno-Sublimes ausgemacht. So verbindet auch Tom Moylan SF mit dem Konzept des Erhabenen: »the secular sense of magnitude that displaces and relocates the individual in a process both terrifying and satisfying is one that resonates with the ›wonder‹ evoked by the sf text« (Moylan 2000, 7). Im Unterschied zum Erhabenen in der Romantik sei das ›Staunen‹ in der SF jedoch kein individuelles, sondern ein kollektives. Andere schlagen anstelle »sense of wonder« den Begriff »conceptual breakthrough« vor, denn das Gefühl des Wunderbaren entstehe durch das plötzliche und unerwartete Öffnen einer geschlossenen Tür im Denken eine* Leser*in (vgl. Nicholls und Robu 2015, o. S.). Ähnlich verschiebt auch Teresa de Lauretis das Staunen. Sie sieht eine Qualität ›guter‹ SF gerade darin, dass sie das Potenzial hat, nicht nur einen »sense of wonder« auszulösen, sondern einen »sense of wandering«, das sie als Gefühl beschreibt, eine bekannte und zugleich unbekanntere Ideen- und Vorstellungswelt zu durchstreifen:

In the best of SF, the reader's sense of wOnder as awe, marvel portent, revelation is replaced by a sense of wAndering through a mindscape both familiar and unfamiliar. Displaced from the central position of the knowledgeable observer, the reader stands on constantly shifting ground, on the margins of understanding, at the periphery of vision: hence the sense of wAnder, of being dislocated to another spacetime continuum where human possibilities are discovered in the intersection of other signs with other meanings. (de Lauretis 1980, 165)

De Lauretis betont hier – wie Delany auch – also nochmals, dass SF zuallererst eine Art des Lesens und dann erst ein Modus des Schreibens ist – und zwar eine, die die Position d* wissenden Leser*in im Prozess des Lesens verrückt. D* Leser*in bewegt sich auf unbeständigem Boden, geht an die »Ränder des Verstehens«. Auf diese Weise können die Grenzen dessen, was si*er sich vorstellen kann, in der Lektüre erweitert werden. De Lauretis' Konzept des »wondering/wandering« trifft sich mit Muñoz' Darstellung von Potenzialität als spezifischen Modus des Nichtseins als etwas, das gegenwärtig ist, in der Gegenwart aber noch nicht tatsächlich existiert (vgl. Muñoz 2009, 9). Beide gehen davon aus, dass mit den Randzonen oder Grenzen des Vorstell- und Wahrnehmbaren, mit etwas, das sich am Horizont abzeichnet, gearbeitet wird, um eine andere, mögliche Welt zu denken. Für de Lauretis ist es gerade die spezifische »Zeichen-Arbeit« der SF, die ein anderes Verstehen wie auch das Erkennen von Möglichkeiten zuwege bringt. SF, so de Lauretis weiter, bestehe ferner auf der Materialität der physischen und technologischen Bedingungen einer möglichen Welt. Vorzustellen, welche individuellen Reaktionen diese materiellen Bedingungen hervorrufen und

welche gesellschaftlichen Verhältnisse dort bestehen – eben davon handele der buchstäbliche Gebrauch der Sprache in der SF. Denn aufgrund der konkreten, sensiblen Spezifität ihrer Zeichen könne die Sprache der SF poetisch sein – und eben nicht nur metaphorisch (vgl. de Lauretis 1980, 168).

SF bietet also die Möglichkeit, den Leser*innen nicht nur fröhliche Fluchten aus dem Alltag oder das Vergnügen der Lektüre zu bereiten, sondern gerade auch das Potenzial, die Gegenwart kritisch zu hinterfragen und alternative Welten, die in der Gegenwart nicht präsent sind, aber als Möglichkeitshorizont aufscheinen, lesend zu erleben und zu erforschen. Mehr noch, sie kann den kognitiven, den imaginären und den emotionalen Horizont ihrer Leser*innen erweitern. Sie schafft imaginäre – individuelle wie kollektive – Welten, die sich im Lesen materialisieren und ähnlich wie Träume gesehen und gefühlt werden (siehe auch de Lauretis 1980, 169). Auf diese Weise kann SF auch eine wertvolle imaginäre Ressource für politische Kämpfe sein.

3.1.5 SF und Gesellschaftskritik: Nach dem Unmöglichen greifen

In ihren Anfängen konservativ geprägt, zeichnet sich die Welt der SF Delany zufolge in den USA seit den späten 1930er Jahren durch eine überwiegend liberale, tendenziell eher linksgerichtete gesellschaftliche Haltung aus. So hätten selbst die politisch im rechten Spektrum verorteten SF-Expert*innen auf einer Party eher mit klugen Sozialist*innen diskutiert als mit rechten Organisationen zu verkehren, die sie wahrscheinlich prinzipiell und teilweise auch finanziell unterstützen (Delany 2000 [1998], 388). Angesichts des enorm breiten SF-Spektrums, das beispielsweise auch eine Tradition der *Military SF* beinhaltet, in der auch nationalistische und rechte Autor*innen schreiben, und angesichts von Gruppen von Autoren und SF-Thinktanks, die immer wieder auch US-Regierungen nicht nur in punkto Raumfahrt, sondern auch hinsichtlich nationaler Sicherheit beraten (vgl. Bould 2009, 2) wie zum Beispiel der *Citizen's Advisory Council on National Space Policy*, der bei Ronald Reagan für die *Strategic Defense Initiative* (SDI) – den sogenannten »Krieg der Sterne« – warb (vgl. *Routledge Companion to Science Fiction*, 192), kann dies allenfalls eine sehr grobe Tendenz beschreiben. Darüber hinaus werden immer wieder Auseinandersetzungen und Kämpfe darum geführt, was »richtige« SF ist, wovon diese handelt, wofür sie steht, welche ihre Protagonist*innen sind usw. So gab es 2015 gleich zwei Kampagnen, die »Sad Puppies« und die »Rabid Puppies«, die die Wahl der *Hugo Awards* beeinflussen wollten – einer der wichtigsten SF-Preise, der jährlich von den Teilnehmer*innen der Worldcon, dem Konvent der World Science Fiction Society, vergeben beziehungsweise gewählt wird. Bereits 2013 (und 2014) hatten die *Sad Puppies* moniert, dass das »linke« SF-»Establishment« nur noch langweilige, weil politisch bedeutungsgeladene Werke honoriere (»boring message fic«; vgl. Wallace 2015, o. S.) und keine »richtige« unerschrockene *Pulp-Action* (vgl. Oleszczuk 2017, 128 f.). 2015 kamen die weitaus radikaleren, teilweise der Alt-Right-Bewegung angehörenden *Rabid Puppies* hinzu. Die beiden Kampagnen wandten sich gegen »akademische«, linke Nominierte und Preisträger*innen, die nur eine Nische bedienten und nicht das gesamte Feld der SF repräsentierten. Sie verstanden sich als Opposition zu einem *Hugo Award*, der zu einem »affirmative-action award« mutiert sei und bevorzugt an Frauen, Schwarze und Autor*innen of Color sowie LGBTIQs beziehungsweise Werke mit entsprechenden Protagonist*innen verliehen worden seien (siehe Heer

2015, Wallace 2015 und Oleszczuk 2017). Sie favorisierten eine SF, die »weniger moralisierend, elitär und einfach vergnüglicher ist«. Politische Kämpfe und Angriffe politisch rechter Gruppierungen gibt es also auch immer wieder in der SF – auch wenn diese nicht unbedingt erfolgreich sind. Bei den Hugo Awards 2015 wählten die meisten der Worldcon-Teilnehmer*innen »No Award« in den Kategorien, in denen Kandidat*innen der Sad und Rabid Puppies nominiert waren, so dass in vielen Kategorien keine Preise vergeben werden konnten. Zwei nominierte Autor*innen zogen ihre Werke zurück und eine bekannte SF-Autor*in, die die Hugos moderieren sollte, Connie Willis, sagte ab, um die Kampagnen nicht zu legitimieren.

Nicht alle Autor*innen und auch nicht alle Herausgeber*innen lassen sich also umstandslos als liberal oder gar progressiv bezeichnen. Die SF-Kritik und Literaturwissenschaft hingegen ist in den USA (und nicht nur dort) von Anbeginn mit dem gesellschaftskritischen Potenzial der SF befasst. So beschreibt Suvin in seinen viel zitierten *Metamorphosen* SF als Spiegel der Gesellschaft, der diese nicht allein reflektiert, sondern auch *transformiert* (vgl. Suvin 1979). In Anlehnung an den Verfremdungseffekt in Brechts Epischem Theater erklärt Suvin, dass SF ein Ort starker Verfremdung (*estrangement*) sei, welcher jedoch nicht mit Entfremdung (*alienation*) gleichzusetzen sei. Verfremdung erlaube, den Gegenstand zu erkennen, während er gleichzeitig unbekannt oder unvertraut sei. Die Einführung eines Novums im SF-Text schaffe einen Unterschied zwischen der Welt des Textes und der d* Leser*in. Auf diese Weise löse SF ein *kreatives* Verstehen und eine *kritische* Reflexion dieses Unterschieds aus. Verfremden könne also ein kreativer Zugang sein, ein Novum zu erkunden, ebenso jedoch in mystifizierenden Eskapismus ableiten. Hierfür sieht er Kognition als Gegenmittel. Allerdings impliziere der Begriff Kognition wie er in verwerde, nicht allein Realität zu reflektieren (im Sinne eines Widerspiegels), sondern auch über Realität zu reflektieren. Es handele sich nämlich um einen kreativen Zugang, der eine dynamische Transformation anstrebe – und gerade nicht um eine statische Widerspiegelung der Welt d* Autor*in (vgl. Suvin 1979, 10). In einem Postskriptum zu »Estrangement and Cognition« schreibt Suvin 2014 darüber hinaus, dass Kognition – hier offensichtlich nicht im Sinne eines rationalen Erklärens, sondern im Sinne von Erkenntnis verstanden – in diesem Zusammenhang »nur innerhalb eines expliziten Wertesystems, das eng an die arbeitenden, ausgebeuteten und beherrschten Klassen – das heißt, deren Standpunkt (so wie dieser von der Kritiker*in mutmaßt wird)« angelehnt ist, Sinn mache (Suvin 2014 [1979]).²⁴ Dennoch ist es kognitive Verfremdung – *cognition* und *estrangement* –, die SF als *kreative* Form der Gesellschaftskritik auszeichne(ten) (Suvin 1979, viii f.). »Gute«, das heißt gesellschaftskritische und literarisch »hochwertige« SF zwingt uns, Konzepte und Konventionen zu überdenken, die »natürlich« und unvermeidlich erscheinen sollen, indem sie eine Welt darstellt, die auf anderen Prämissen beruht. Das dialektische Wechselspiel zwischen dem Vertrauten und dem Fremden, das, während d*ie Leser*in in die jeweilige Welt der SF eintaucht, immer vertrauter wird, setze ein kritischeres Verständnis der Strukturen in Gang, die der vertrauten gegenwärtigen Welt zugrunde liegen (siehe auch Vint 2014, 39). Die Konfrontation eines gegebenen normativen Systems mit einer Perspektive, die auf ein neues, anderes Set von Normen hinweist, führt laut Suvin bei d*er Leser*in also zu einer veränderten Sicht auf die Welt (vgl. Suvin 1979, 18).

Simon Spiegel wendet dagegen ein, dass die zentrale Funktion der SF gerade nicht in der Verfremdung bestehe, sondern in der *Naturalisierung*: »Auf formaler Ebene

macht SF nicht das Vertraute fremd, sondern das Fremde vertraut« (Spiegel 2016, o. S.). Bilder und Vorstellungen würden den (technischen) Wissenschaften entnommen, dabei jedoch nicht ›realistisch‹ dargestellt, sondern erweitert, ausgebaut und überhöht. Auf diese Weise strebe SF eine realistische Aura an, »eine dem Realitätseffekt analoge Wirkung der wissenschaftlichen Plausibilität« (Spiegel 2007, 50). Ohne sich auf die Frage der Verfremdung versus Naturalisierung zu beziehen, beschreibt Samuel Delany einen ähnlichen Affekt, den nur die SF auslösen könne: Etwas als völlig fremd zu empfinden, das jedoch, sobald es benannt wurde, bekannt erscheint, weil klar ist, wie es funktioniert. Auch wenn wir die beschriebenen Objekte wie Ornithopter, Hirntransplantationen, Luftschleusen, Strahlenpistolen usw. nie gesehen hätten, wüssten wir doch, was sie sind, gerade weil sie sich von den Dingen, die wir kennen, unterscheiden und ihnen doch zugleich ähnlich sind:

The SF writer in particular has three basic affects to work with: the sense of the totally familiar; the sense of the completely strange (which the mundane fiction writer and the fantasist more or less share); and—the affect unique to science fiction—the sense of the completely strange that, once named, suddenly seems familiar because its workings are intellectually clear. The ornithopters, the brain transplants, the air locks, the ray-guns [...]: although we may never have seen them, we know what they are and approximately how they work because they are different from and similar to things we do know. (Delany 2012 [1984], 130)

Hier scheint mir ein komplexeres Verständnis des Verhältnisses von Vertrautem und Unvertrauten versprochen, als Suvin und auch Spiegel dies nahelegen. Dieser Affekt muss sich nicht nur für die Einführung von Ornithoptern und Strahlenpistolen, sondern gerade auch für die Beschreibung von alternativen geschlechtlichen Existenzweisen, sexuellen Verhältnissen oder Rassifizierungen nutzen lassen. Die SF als Form des Schreibens, die inhaltlich häufig mit Aliens und anderen Formen des Unvertrauten beschäftigt ist, kann so potenziell – und in dieser Weise nur die SF – den Dualismus von Fremden und Vertrauten auch *formal* verrücken.

Der marxistische Literatur- und Kulturwissenschaftler Fredric Jameson wiederum verweist auf einen weiteren zentralen Aspekt des Verhältnisses der SF zur Gegenwart: SF ermögliche, die Gegenwart als Geschichte beziehungsweise als historisch gewordene Verfasstheit der Welt wahrzunehmen (vgl. Jameson 1982, 150 f.). Eine allumfassende kapitalistische Logik habe ein historisches Gedächtnis erfolgreich ausgelöscht, so dass es nahezu unmöglich sei zu erkennen, dass die Dinge nicht immer so waren, wie sie jetzt sind. SF hingegen ermögliche d*er Leser*in, kritisch zu beleuchten was ist, was kommen wird, wo wir stehen und was ›wir‹ tun können – sie verleiht der Gegenwart wieder eine historische Dimension. Moylan resümiert im Anschluss an Jameson, dass SF Teil des umfassenderen Prozesses sein könne, die kulturelle Imagination zu mobilisieren. SF könne mehr, als die Welt in vergnüglicher Weise verständlich zu machen, sie ermögliche ein investigatives Lesen, eines, das den Leser*innen die gesellschaftliche(n) Wirklichkeit(en) verständlich macht (vgl. Moylan 2000, 27). Damit könne SF Teil kollektiver Bestrebungen sein, eine gerechtere und freiere Gesellschaft zu schaffen – und auf diese Weise Freude schaffen:

At its most significant, sf can be a part of the larger process of mobilizing the cultural imagination. It can be part of the process of making the world critically »legible« in a way that not only delivers pleasure and knowledge but also the joys of: joining in the collective, historical work of bringing a more just and free society into being. (Moylan 2000, 28)

Jameson und Moylan sehen das gesellschaftskritische Potenzial der SF folglich vor allem in der Historisierung der Gegenwart durch die SF. Für Muñoz (mit Bloch) hingegen ist es das »Noch-Nicht-Bewusste« (in der Utopie), also etwas in der Gegenwart angelegtes und auf die Zukunft verweisendes, das eine totalisierende und naturalisierende Vorstellung von der Gegenwart bekämpft, die Kapitalismus und Heteronormativität alternativlos erscheinen lassen (vgl. Muñoz 2009, 12). Er sieht das gesellschaftskritische Moment gerade in dieser Form der Potenzialität. Alle drei Autoren sehen also die Relativierung der (kapitalistischen) Gegenwart als zentrales Werkzeug der Gesellschaftskritik. Darüber hinaus, so Jameson und Moylan, kann die SF die gesellschaftliche Verfasstheit der Gegenwart überhaupt erst verständlich machen. Mit der Betonung der in der Gegenwart angelegten Potenzialität verweist Muñoz jedoch darüber hinaus auf einen Aspekt, der gerade für Geschlechterrepräsentationen von zentraler Bedeutung ist, insofern die vielfältigen geschlechtlichen Existenzweisen, die gelebt, verkörpert, erfahren werden, häufig noch nicht sprachlich er- und gefasst werden können oder worden sind. SF kann hier ein Weg sein, diese greifbar zu machen und so den queeren Horizont in der Gegenwart zu erkennen zu geben.

Das Potenzial der SF, die gegenwärtige Gesellschaft als nur *eine* Möglichkeit unter vielen zu zeigen oder, mit anderen Worten, die vermeintliche Gegebenheit oder gar Unvermeidlichkeit gesellschaftlicher Wirklichkeiten in Frage zu stellen, kann meines Erachtens kaum hoch genug eingeschätzt werden. SF kann die Gegenwart vor Augen halten und so intelligibel machen. Sie kann darüber hinaus andere Gesellschaften erdenken und erwägen sowie mögliche Wege zu gesellschaftlichen Alternativen erkunden. So behauptet Delany, dass SF sowohl bestimmte gesellschaftliche »Institutionen« als auch eine Kultur als Ganze direkt kritisieren könne. Literatur hingegen könne dies nicht – Literatur, so Delany, könne instruieren, wie eine* sich am besten in einer Gesellschaft verhält, welche Institutionen vermieden, welche aufgesucht werden sollten. Literatur könne eine Institution jedoch nicht *direkt* kritisieren, indem sie beispielsweise vorschlägt, wie sie besser strukturiert werden könnte. SF hingegen könne dies:

But science fiction, because of the object priorities *in the way we read it*, in the questions we ask of it, in the modes by which we must interpret it simply for it to make sense, is able to critique directly both particular institutions and the larger cultural object in general—culture plus the infrastructural object culture proper is always a response to. When science fiction makes direct proposals it becomes propaganda just as much as literature does. What science fiction can do, however, is portray a different, an imagined, a nonexistent institution that works much better than, or often much worse than, or in the most interesting cases just very differently from, an existing one. The object priority in the reading con-

ventions [...] generates the criticism directly in the understanding (cognition) process itself. (Delany 2012 [1984], 141 f.)

Die Darstellung einer anderen »Institution«, sei diese nun besser, schlechter oder eben einfach sehr anders, fungiere als direkte Kritik einer »Institution«. Und auch diese Kritik funktioniere dialogisch. Delany macht auch dies an einem Beispiel, einem Satz aus einem seiner Romane, deutlich:

Even a seeming piece of science-fictional double-talk from the most off-key space opera, such as a passing reference to »the monopole magnet mining operations in the outer asteroid belt of Delta Cygni,« indulges in its own modest critique of existing mines. It says—and one must understand at least this much simply to read it—that mining, if it will endure into space, will change its goals, its forms, its methods, and its locations. This is precisely the sort of criticism mundane fiction cannot indulge. The criticism arises with the visualization of the sentence itself and commences a dialogue that can become as rich as the reader can, or is willing to, make it, a dialogue that can return now to include the subject (what would the life of a miner be like once these goals, methods, and locations have changed?), a dialogue that can never be completely silenced by anything short of a failure to read the text as science fiction. (Delany 2012 [1984], 143)

Die Kritik entstehe im Moment der Visualisierung eines Satzes und gehe dann einen Dialog mit d*er Leser*in ein. Denn die Kritik »steht nicht im Text«, sie entsteht im Zusammenspiel von Text und Leser*in, wobei beide – Text wie Leser*in – abstecken, wie weit diese Kritik reichen kann. In diesem Sinne fordert Tom Moylan daher: Verlang das Unmögliche!²⁵ Die afro-karibisch-kanadische SF-Autorin und Herausgeberin Nalo Hopkinson beschreibt diese *Ermöglichung* des Unmöglichen gerade als den Ausgangspunkt von SF-Autori*nnen: Sich vorzustellen, was eine*r von der Welt will und dann nach einem Weg zu suchen, diese Vision umzusetzen:

We imagine what we want from the world; then we try to find a way to make it happen. Escapism can be the first step to creating a new reality, whether it's a personal change in one's existence or a larger change in the world. For me, specific [speculative fiction; D. F.] is a contemporary literature that is performing that act of the imagination—as opposed to the old traditional folk, fairy, and epic allegorical tales, which I think of as historical literature of the imagination. And here I need to qualify, because all fiction is imaginative and much of it transcends the quotidian. *I'm just trying to identify science fiction/fantasy/horror/magical realism as fiction that starts from the principle of making the impossible possible.* (Hopkinson und Nelson 2002, 98; Hervorh. D. F.)

Das Spekulieren sowie das Erzählen anderer Geschichte_n und das Schaffen alternativer Mythen und Gesellschaften in der SF kann also ein Beitrag zu einem kritischen politischen Denken und Konzeptualisieren sein. Entwürfe der Verwirklichung des Unmöglichen bleiben den Genrekonventionen gemäß dabei rückgebunden an eine ausgeprägte Wissenschaftsorientierung, die sich aber für eine Erweiterung um geistes- und sozialwissenschaftliche Perspektiven offen zeigt. In diesem Sinne kann auch

Donna Haraway betonen, dass SF für sie politische Theorie sei (Haraway und Goodeve 2000, 120). Es ist allerdings eben genau eine spekulative Form des Theoretisierens in Form von Erzählkunst. SF verschmilzt politische Konzepte und Begehren mit der spielerischen »Kreativität der Imagination« (siehe auch Lefanu 1988, 2). Sie ist daher eine Form, die anders als politische Theorien verführt, affiziert und verstrickt – und so mit dem Horizont des UnMöglichen arbeitet. Es wäre allerdings illusorisch zu glauben, dass dieses Potential von allen Beteiligten gleichermaßen begeistert erkannt und ergriffen worden wäre. So stellt sich nicht zuletzt die Entwicklung der SF-Feminismen als Geschichte von Konflikten und Machtkämpfen dar.

3.2 SFs (queere) Feminismen

Allem gesellschaftskritischen Potenzial der SF zum Trotz blieben (und bleiben) die Spekulationen über Geschlechter, Sexualitäten und generative wie gesellschaftliche Reproduktion im *Malestream* der SF vielfach weit hinter den Spekulationen über Technologieentwicklungen zurück, insofern das menschliche Zusammenleben, persönliche Beziehungen, Kindererziehung etc. sich auch in Jahrtausenden kaum zu wandeln scheinen. In dieser Hinsicht erweist sich der selbstgesetzte Anspruch des *Malestreams*, zu beschreiben, was geschehen könnte, und für dieses Geschehen eine rationale, seriöse und konsistente Erklärung zu bieten, die nicht gegen den anerkannten Stand des wissenschaftlichen Wissens verstößt, bestenfalls als halbherzig. Verschiedene Wissenschaftsdisziplinen werden außerordentlich selektiv rezipiert. Joanna Russ räumt ein, dass von SF-Autor*innen nicht verlangt werden kann, dass sie sich in allen Disziplinen Expert*innenwissen aneignen, ihre Kenntnisse sollten jedoch zumindest dem Niveau eines seriösen Wissenschaftsjournalismus entsprechen. In ihrem Essay »The Image of Women in Science Fiction« (2007 [1972]) kritisiert sie daher, dass in den Erzählungen des *Malestream* zumeist intergalaktische Vororte oder aber eine idealisierte und vereinfachte Vergangenheit beschrieben werden, in der feudale Strukturen mit Geschichten über »richtige Kerle« und deren kosmische Rivalitäten und Eroberungen garniert würden. Interessanterweise, so Russ, lassen diese Erzählungen die persönlichen und erotischen Beziehungen der Charaktere aus. Ebenso wenig wird beschrieben, wie und von wem Kinder groß gezogen werden. Damit stellen sich diese Erzählungen gerade nicht der Herausforderung, sich eine Gesellschaft vorzustellen, in der Geschlecht keine oder eine andere Rolle spielt: »It's the whole difficulty of science fiction, of genuine speculation: how to get away from traditional assumptions which are nothing more than traditional straitjackets.« (Russ 2007 [1972], 216). Angesichts der Hartnäckigkeit, mit der sich stereotype Repräsentationen nicht nur von Geschlecht, sondern auch von Sexualität, Rassifizierung, »Gesundheit« etc. halten, kann diese Schwierigkeit kaum überschätzt werden. Wie die SF-Autorin Pat Murphy unter Rückgriff auf das Beispiel der optischen Täuschungen im Ames-Raum²⁶ argumentiert, sehen wir in der Regel, was wir gelernt haben zu sehen (vgl. Murphy, »Illusion, Expectation, and World Domination through Bakes Sales« in *Lightspeed* 2014). Annahmen und Erwartungen, die selbstverständlich erscheinen und daher nicht hinterfragt werden, begrenzen Verhalten wie auch Vorstellungen. Sich etwas tatsächlich von Stereotypen, Normen und Konventionen *Verschiedenes* vorzustellen, ist eine immense Anstrengung, allerdings ist

es gerade das Bestreben vieler SF-Autori*nnen, Unbekanntes und Unerwartetes zu erkunden. Neben grundlegenden Einsichten in die Funktionsweise von Repräsentationen und umfangreichen Kenntnissen bestehender Darstellungen erfordert das Erkunden alternativer, unerwarteter Geschlechterrepräsentationen eine hohe Frustrationstoleranz, Fehlerfreundlichkeit wie auch imaginative Kraft und Beharrlichkeit. Und es verlangt ein Verlernen²⁷ von Normen und einen Blick auf geschlechtliche Existenzweisen, die gerade nicht in ›Frau‹ und ›Mann‹ aufgehen. Neben gelebten alternativen Geschlechterentwürfen verweist Muñoz auf die Potenzialität von Queerness, die er als »the thing-that-is-not-yet-imagined« (Muñoz 2009, 21) beschreibt. Autor*innen können sich in ihren Geschlechter- und Sexualitätentwürfen demzufolge auch auf die Potenzialität gegenwärtiger, in der Gegenwart aber noch nicht tatsächlich existierender oder als solcher wahrgenommener und benannter geschlechtlicher Existenzweisen stützen: Queerness, »what we will really know as queerness« (Muñoz 2009, 22), existiert noch nicht, diese zu erkunden ist indes das Bestreben gerade auch queer_feministischer SF, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, sich der »Zwangsjacken« der Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität zu entledigen.

3.2.1 SF-Feminismen anstelle feministischer SF

Damit steht jedoch die nächste definitorische Frage im Raum: Was ist (queer_)feministische SF? Helen Merrick schlägt in ihrer richtungsweisenden Kulturgeschichte vor, nicht von feministischer SF, sondern vielmehr von »sf feminisms« zu sprechen (Merrick 2011 [2009], Introduction: The Genre Feminism Doesn't See). Dieser Begriff ermögliche, den Plural zu verwenden und nicht den *einen* Feminismus in der SF bestimmen zu wollen – beziehungsweise die *eine* homogenisierende Geschichte feministischer Zugänge zur SF zu erzählen. Auch Veronica Hollinger hält bereits 1990 fest, dass sowohl die Menge als auch die Vielfalt der Texte, die seit den späten 1960ern verfasst wurden, dagegen sprechen, feministische SF als einheitliches Unterfangen zu lesen, als »einzelne Texte, die sich alle auf die gleichen ideologischen Grundpfeiler stützen und alle gemeinsam an der Förderung eines einzigen einheitlichen Feminismus arbeiten« (Hollinger 1990, 229; Übers. D. F.). Merrick sieht entsprechend vielfältige Ansätze feministischer Kritik am Werk und will gerade auch Texte berücksichtigen, die nicht in akademischen Publikationen erschienen sind. Viele einflussreiche Arbeiten über SF, Frauen und Feminismen sind eher in Textsorten veröffentlicht worden, die in der gesamten SF traditionell als Foren für kritische Kommentare und Besprechungen genutzt wurden: Vorworte, Kolumnen, Einführungen in Anthologien und Briefe an Magazine und Fanzines. Darüber hinaus, so Merrick, umgeht der Begriff SF-Feminismen die definitorische Unschärfe, die der Begriff »feministische SF« hervorruft: Letzterer werde zumeist für SF von und für Feministi*nnen verwendet, oft sei damit jedoch auch SF von oder für Frauen gemeint. Während frühe feministische Kritiken sich auf die Darstellung von Frauen in der SF und die Nichtbeachtung von Autorinnen konzentriert hätten, habe sich der Fokus feministischer akademischer Kritik auf offenkundig feministische Texte verlagert. Im Zuge dieser Entwicklung seien jedoch Texte ausgeklammert worden, die sich zwar nicht ausgesprochen feministisch positionieren, aber dennoch von Bedeutung für feministische Leser*innen und Autori*nnen waren beziehungsweise sind. Die Rede ist hier von Texten, die starke Frauenfiguren zeichnen

und/oder traditionell als ›weiblich‹ geltende Tätigkeiten oder Werte würdigen, die ›Natürlichkeit‹ der Geschlechterdifferenz (im Singular) jedoch nicht in Frage stellen.²⁸ Merrick sieht den Vorteil des Begriffs SF-Feminismen also darin, dass zum einen klar benannt ist, dass es um Feminismen und nicht um Frauen geht, und zum anderen akademische wie auch aktivistische und populärkulturelle Feminismen zugleich enthalten sind. Darüber hinaus impliziert ihre Darstellung, dass der Begriff SF-Feminismen, anders als feministische SF, die Abgrenzung von Autorinnen beziehungsweise Werken, die zwar nicht feministisch, wohl aber frauenzentriert sind, vermeiden kann. Das Argument hierfür bleibt sie allerdings schuldig. Ich sehe hingegen den großen Vorteil ihres Vorschlags darin, dass im Begriff SF-Feminismen bereits enthalten ist, dass *in* und *aus* der SF Feminismen entstehen und diese nicht in SF ›importiert‹ werden (müssen). Dies scheint mir eine Möglichkeit, wie einer Tendenz in den feministischen Literaturwissenschaften entgegengearbeitet werden kann, die Merrick ebenfalls kritisiert: SF-Texte, die für wertvoll gehalten werden, aus dem Kontext der SF herauszulösen und als feministische Literatur, nicht aber als SF zu kategorisieren beziehungsweise zu besprechen (vgl. Merrick 2011 [2009], Introduction). Denn auch feministische Literaturwissenschaften vernachlässigen Populärliteraturen allzu gerne – nicht allein, weil sie als Schund betrachtet werden, sondern auch, weil die Erzählkonventionen populärer Genre für konservativ und einem patriarchalen Repräsentationssystem verhaftet gehalten werden. »Genre writing« gilt häufig als unpolitischer ›Kommerz‹, den zu beachten für feministische Zwecke wenig ergiebig ist.²⁹

Wird der Begriff nicht nur auf Texte, sondern auch auf Akteur*innen angewandt, birgt die Rede von SF-Feminismen außerdem das Potenzial, die Bedeutung der Fans in der SF einzubeziehen, die Fanzines und Websites betreiben, Blogs schreiben, SF-Feminismen in Podcasts diskutieren, Conventions organisieren, das Andenken an inzwischen verstorbene SF-Autor*innen mit Veröffentlichungen und Websites pflegen und in der Vergangenheit wesentlich dazu beitragen, den Feminismen in der SF Raum und Beachtung zu verschaffen. Gerade die SF-Kritik ging zu Beginn wesentlich auf das Engagement von Fans zurück. Ein Beispiel ist das legendäre Symposium *Women in Science Fiction* des von Jeffrey Smith herausgegebenen Fanzines *Khatru*. Unter anderem Ursula K. Le Guin, Joanna Russ, Chelsea Quinn Yarbro, Vonda McIntyre, Suzy McKee Charnas, Kate Wilhelm, Samuel Delany sowie James Tiptree Jr. alias Alice Sheldon, die zu der Zeit noch für einen Mann gehalten wurde, diskutierten per Brief über die Situation und Darstellung von Frauen in der SF. Erschienen ist diese Diskussion 1975 als Doppelnummer von *Khatru*, die 1993 von Jeanne Gomoll, einer bedeutenden Fan-Aktivistin, in einer zweiten Ausgabe mit zusätzlichem Originalmaterial ergänzt wurde und 2009 in dritter Auflage herauskam. Ein weiteres Beispiel für die Bedeutung der Arbeit von Fans in den SF-Feminismen ist die WisCon, die älteste und wohl auch bedeutendste Convention und Konferenz zu SF-Feminismen. Die WisCon fand erstmals 1977 in Madison, Wisconsin auf Initiative einer Gruppe von Fans statt, die ein Jahr zuvor auf der World Science Fiction Convention in Kansas City beschlossen hatte, nicht länger mit einem Panel zu feministischer SF und Fantasy zufrieden zu sein, sondern dem Thema einen ganzen Kongress zu widmen. Seither findet die WisCon jährlich und mit einem ausgiebigen Programm statt. Fans, Autori*nnen, Herausgeberi*nnen, Verlegeri*nnen, Wissenschaftleri*nnen und Künstleri*nnen aus vielen verschied-

denen Ländern, die sich für die Themen Geschlecht, Rassifizierung und Klasse in Science Fiction und Fantasy interessieren, versammeln sich zur WisCon.³⁰ Eine Initiative, die im Kontext der WisCon entstand, ist der Otherwise (ehemals James Tiptree, Jr.) Literary Award, ein Literaturpreis, der jährlich für Werke der Science Fiction oder Fantasy vergeben wird, die das Verständnis von Geschlecht untersuchen oder erweitern. Ziel des Tiptree Awards war es, Werke zu fördern, die »neue Denkanstöße geben, einfallreich sind und möglicherweise sogar in Rage versetzen« (<https://tiptree.org/about-the-award>; zuletzt aufgerufen: 24.4.2018). Die Umbenennung von Tiptree in Otherwise Award geht mit einer Neujustierung einher, gesucht werden Werke, die eine »breites intersektionales, trans-inklusives Verständnis von Geschlecht haben im Kontext von Rassifizierung, Klasse, Nationalität, Behinderung und mehr« (<https://otherwiseaward.org/about-the-award>; zuletzt aufgerufen: 2.6.2021) haben. Nach ausgiebigen Diskussionen über Rassismen (in der SF) wurde 1999 während der 23. WisCon die *Carl Brandon Society* gegründet. Diese widmet sich der Darstellung von People of Color in Science Fiction, Fantasy und Horror. 2005 schuf die *Carl Brandon Society* den Parallax Award, der an SF-Werke von sich selbst als Person of Color identifizierenden Autori*nnen vergeben wird, und den Kindred Award, der an SF-Werke vergeben wird, die sich Fragen von Rassifizierung und Ethnizität widmen, unabhängig von der Rassifizierung d* Autor*in.³¹ Selbst lange Zeit von weißen Autori*nnen dominiert, sind es dennoch gerade die SF-Feminismen, die Diskussionen über Rassismus auch innerhalb der SF befördern.

Im Verhältnis zu anderen Formen des Schreibens zeichnet es die SF-Feminismen aus, dass die »grand conversation« – um einen Titel der SF-Autorin und -Verlegerin L. Timmel Duchamp (2004) zu verwenden – nicht allein zwischen Leser*in und Text stattfindet. Vielmehr gibt es einen regen Austausch zwischen Leser*innen, Autori*nnen, Herausgeberi*nnen, Verleger*innen, Wissenschaftler*innen und Fans.

3.2.2 Vorläufer*innen, Anfänge und erste Hochzeit

Die Anfänge der SF-Feminismen werden auf die 1960er und vor allem 1970er Jahre datiert, häufig werden diese jedoch in der Tradition utopischer Literatur von Frauen ab dem 17. Jahrhundert gesehen, etwa mit Margaret Lucas Cavendishs *The Description of a New World, Called the Blazing-World* (1666; dt. 2001 von Virginia Richter, *Die gleißende Welt*) als ein Ausgangspunkt.³² *Blazing World* wird jedoch auch als Proto-SF und sogar als erster SF-Roman bezeichnet, denn Cavendish erschafft eine alternative Welt; als feministisch wird der Roman rezipiert, weil er Macht, Religion und Geschlecht verhandelt sowie für die Teilhabe von Frauen an der Gestaltung der Wissenschaften wie auch der Welt eintritt. Andere Darstellungen, wie beispielsweise Sarah Lefanus³³, die neben Marleen Barr 1988 eine der ersten Untersuchungen zu feministischer SF veröffentlichte, sehen Wurzeln in der utopischen Literatur und der *Gothic Fiction* von Frauen, wie beispielsweise Mary Shelleys *Frankenstein*, die Entstehung von SF-Feminismen jedoch wesentlich von den »feministischen, sozialistischen und radikalen Politiken« informiert, die in den 1960er und 1970er Jahren entstanden (Lefanu 1988, 3). Diese Suche nach SF-Feminismen vor der Zeit ihrer Entstehung ist meines Erachtens jedoch vergeblich, da es um eine bestimmte Schreibhaltung geht. Insofern stimme ich Lefanu zu, dass von SF-Feminismen tatsächlich erst in Zusammenhang mit der femi-

nistischen beziehungsweise Frauenbewegung gesprochen werden kann, Vorgängerinnen* können allenfalls als profeministisch bezeichnet werden. Allerdings konnten die Autor*innen auf eine Tradition schreibender Frauen in der SF zurückgreifen. Seit es SF gibt, schreiben nicht nur Autoren, sondern auch Autorinnen (und Autor*innen) SF, und sie stellen dabei stereotype Darstellungen von Frauen infrage – eine Praxis, die lange vor den 1960er Jahren zu beobachten ist. Darüber hinaus schrieben einige Autor*innen unter einem Pseudonym oder verwendeten nur die Initialen ihrer Vornamen. Zur Zeit der Pulp und gerade in der SF waren Pseudonyme ohnehin eher die Regel als die Ausnahme (Delany 2000, 384). Da Autor*innen in den Anfängen der SF ausschließlich mit Namen und nicht als Personen öffentlich bekannt waren, lässt sich nur schwer feststellen, ob und wie viele Autorinnen darunter waren – ebenso wenig lässt sich sagen, ob die Autor*innen – wie lange angenommen wurde – tatsächlich auch vorwiegend weiß waren, oder nicht von Anbeginn an auch Schwarze und Autor*innen of Color in den Pulp SF publizierten.³⁴ Dies war unter anderem deshalb möglich, weil viele Autor*innen ihre Karrieren per Post organisierten (ebd.). In den letzten Jahren wurde verstärkt nach Autorinnen (und nach Schwarzen und Autor*innen of Color) geforscht und es wurden tatsächlich auch einige in frühen Pulp-Magazinen aus den 1940er und 1950er Jahren, die als gänzlich männlich und weiß dominiert galten, aufgefunden gemacht (siehe beispielsweise Attebery 2002, Yaszek 2008). Schon lange bekannt ist allerdings mit C. L. (Catherine Lucile) Moore ein Beispiel aus dem Fantasy-Genre. Sie schuf mit der rothaarigen, gelbäugigen, wild und entschlossen das Schwert schwingenden Herrscherin Jirel von Joiry eine erste Heldin, deren Geschichte sich von 1934 bis 1939 über sechs Fortsetzungen erstreckt. Moore zeichnet die Figur als eigenständige Kämpferin, die nicht einfach ein Held in weiblichem Gewand, sondern tatsächlich eine Heldin ist:

She was tall as most men, and as savage as the wildest of them, and the fall of Joiry was bitter enough to her heart as she stood snarling curses up at her conqueror. The face above her mail might not have been fair in a woman's head-dress, but in the steel setting of her armor it had a biting, sword-edge beauty as keen as the flash of blades. The red hair was short upon her high, defiant head, and the yellow blaze of her eyes held fury as a crucible holds fire. (C. L. Moore, »The Black God's Kiss.« *Weird Tales*, 1934)

Wie dieses Zitat verdeutlicht, arbeitet Moore hier bereits mit Geschlechterstereotypen. Sie beschreibt Jirels Schönheit als unkonventionell und nicht mit gängigen Weiblichkeitsvorstellungen kompatibel, über der Rüstung aber dennoch weiblich. Als Joanna Russ in den späten 1960er Jahren die Agentin und Mörderin Alyx schuf, musste sie folglich nicht bei null anfangen, Jirel von Joiry war bereits in der Welt. Und wie wichtig es ist, Vorläuferinnen* zu haben, stellte Russ selbst in ihrer Studie *How to Suppress Women's Writing* fest:

When the memory of one's predecessors is buried, the assumption persists that there were none and each generation of women believes itself to be faced with the burden of doing everything for the first time. And if no one ever did it before, if no woman was ever that socially sacred creature, »a great writer,« why do we

think we can succeed now? The specter of »If women can, why haven't they?« is as potent as it was in Margaret Cavendish's time. (Russ 1983, 93)

Russ trug also nicht die ganze Last allein auf ihren Schultern. Auch wenn Moore keine feministische SF schrieb, konnte Russ zu ihrer eigenen Befreiung aus den »Zwangsjacken« der Imagination unter anderem auf Moores Bearbeitung heteronormativer Weiblichkeit zurückgreifen. Darüber hinaus ist C. L. Moore – gerade auch für diese Arbeit – eine interessante Autorin, weil sie eine Vorläuferin d* Cyborg kreiert hat. In »No Woman Born« (1944) greift Moore die von Mary Shelley in Frankenstein angesichts der Schaffung eines künstlichen Menschen aufgeworfene Frage auf, was einen Menschen ausmacht. Moore erzählt die Geschichte von Deidre, der schönsten und berühmtesten Schauspielerin der Welt, die bei einem Feuer fast ums Leben kommt. Ihr Hirn bleibt jedoch intakt und erhält bei einer experimentellen Operation einen neuen metallischen Körper. Dieser wird wie eine Skulptur beschrieben, als »elegante Abstraktion der menschlichen Form« (Attebery 2002, 93). Ihr Gesicht ist eine Maske ohne Augen, die Deidre nutzen muss, um das gesamte Spektrum menschlicher Emotionen auszudrücken. Der Geschichte zufolge ist jedoch jedes menschliche Gesicht eine Maske, wie auch jede Weiblichkeit Maskerade ist – unabhängig davon, ob es sich um die Weiblichkeit einer »geborenen Frau« oder ein* Cyborg handelt. Moores Geschichte kann folglich als Variation von Joan Rivieres gleichlautendem, 1929 veröffentlichtem Argument gelesen werden. Auch in *No Woman Born* geht es um Weiblichkeit nicht als »natürliche« Eigenschaft, sondern als performativ hervorgebrachte. Während der männliche Erzähler der Geschichte, Deidres Manager, um den wunderschönen weiblichen Körper trauert und sich ob Deidres vermeintlicher Zerbrechlichkeit sorgt, die nurmehr ein Geist in einer Metallhülle sei, wie auch um die Reaktion des Publikums auf Deidres »unmenschliche« Erscheinung, ist Deidre selbst voller Zuversicht und schätzt die Potenziale und Kraft ihres neuen Körpers. Der Arzt, der ihren metallischen Körper schuf, wiederum betrachtet Deidre nicht mehr als menschlich und fürchtet ihre Reaktion, wenn sie dies erst einmal erkannt hat. In seinen Augen sieht Deidre nicht, wie fragil ihre geistige Gesundheit und wie fundamental eingeschränkt sie ist (siehe auch Merrick 2011 [2009], Kapitel 6, *Cybersexualities and cyberfiction*). Doch Deidre, so stellt sich heraus, ist ein* Cyborg, deren »Väter [...] letzten Endes unwesentlich [sind]« (CM, 36). Weit davon entfernt, ihre Existenz als etwas zu begreifen, das weniger als menschlich ist, fühlt sich Deidre erstmals vollwertig, kann also eher als »posthuman« gelesen werden. Ihre einzige Sorge ist, sich zu weit von den Menschen zu entfernen und darum einsam zu werden. Veronica Hollinger liest »No Woman Born« entsprechend als frühe Cyborg-Geschichte wie auch als frühe Auseinandersetzung mit der Performativität von Geschlecht:

Broadly read, Moore's story is thus a complex early thinking-through of some of the implications of our human interface with technology. It is, at the same time, a sophisticated examination of the implications of gender, as well as a meditation, albeit an anxious one, on the nature of gender as performance. (Hollinger 1999, 29)

Die Möglichkeiten, die SF Autorinnen zur Schaffung einer Heldin anbietet, üben Helen Merrick und Lisa Tuttle zufolge womöglich deren größte Anziehungskraft aus.

Auch wenn manche diese Heldi*nnen und deren Abenteuer als rein eskapistisches Vergnügen betrachteten, sei das Ausloten des Potenzials von Frauen (und anderen Geschlechtern) in den Heldinnen*figuren der SF ebenso Teil einer politischen Aufgabenstellung:

The desire to write (or read) about women who wield swords, pilot spaceships or simply lead lives from which the threat of male violence is absent might be seen as escapist, but such imaginings can also be read as part of a political agenda. (Merrick und Tuttle 2018, o. S.)

Darüber hinaus kann Eskapismus, wie Nalo Hopkinson (2002) klarstellt, (für Autor*innen) ein erster Schritt dazu sein, eine neue Realität zu schaffen. Andere, wie zum Beispiel Pat Murphy, sehen einen Vorteil darin, dass SF nicht ernst genommen werde. Gerade weil SF als unterhaltsam, albern, kurzweilig betrachtet werde, gäben Leser*innen die Wachsamkeit auf, die sie sonst bei bestimmten Themen an den Tag legten. (SF-)Geschichten sickerten so in das Denken ein, ohne dass dies bewusst wahrgenommen oder durch vorgefasste Meinungen gefiltert werde. Auf diese Weise könnten unerwartete geschlechtliche Existenzweisen Teil unseres Vorstellungshorizonts werden – und damit erweitern, welche wir selbst werden können (vgl. Murphy, »Your Future is Out of Date« in *Lightspeed* 2014).

Eine erste Hochzeit erfuhren SF-Feminismen gleich nach ihrer Entstehung in den 1960er und vor allem 1970er Jahren, die in einschlägigen Diskursen auch als Dekade der SF-Feminismen gelten. Dazu hat vor allem das Erstarken der feministischen Bewegung beigetragen, daneben jedoch auch eine breitere Strömung innerhalb einer populären, doch stilistisch festgefahrenen SF. Die (unter anderem von Judith Merril) so genannte, von England ausgehende *New Wave* wandte sich gesellschaftlichen Themen zu und verließ die vertrauten Pfade genre-konformer Abenteuergeschichten. Ein von fixen Regeln geleitetes Schreiben lehnten die Autori*nnen der *New Wave* ebenso ab wie ein positivistisches Wissenschaftsverständnis. Im Zuge dieses literarisch ambitionierteren oder auch experimentelleren Schreibens und der Hinwendung zu gesellschaftlichen Fragestellungen öffnete sich die SF auch für Autorinnen, was die Feminismen begünstigte (vgl. Jones 2009, 485 sowie Merrick 2011 [2009], Kapitel 2: Resistance is Useless? The Sex/Woman/Feminist »Invasion«). Hatte in den ersten fünfzehn Jahren der Verleihung der Hugo Awards, von 1953 bis 1967, keine einzige Autorin diesen wichtigen Preis der SF-Leser*innen gewonnen, so waren es in den darauffolgenden fünfzehn Jahren elf. Damit waren SF-Feminismen keine Randerscheinung mehr, sondern in der breiteren SF-Community angekommen.

Wie auch andere im Kontext der Frauenbewegung entstandene Literatur, hinterfragten die SF-Feminismen hegemoniale Konzepte von Geschlecht, Sexualität und – wenn auch in einem geringeren Ausmaß – Klasse und Rassifizierung. Die Positionierung und Diskriminierung unterschiedlicher Frauen in weißen, bürgerlichen, patriarchalen, heteronormativen Gesellschaften wurde hervorgehoben und kritisiert. Darüber hinaus jedoch spekulierten SF-Feminismen über gerechtere Gesellschaften (vgl. Merrick und Tuttle 2018): Wie könnten Gesellschaften aussehen, die nicht nach Geschlecht (und Klasse und Rassifizierung) diskriminieren? Wie würden diese funktio-

nieren? Und würden egalitäre Gesellschaften andere Wissenschaften und andere Technologien hervorbringen? Oder diese anders nutzen? Feministische Autori*nnen – von denen manche ausschließlich SF schreiben, andere wiederum in der ›profanen‹ Literatur beheimatet sind und die SF-Geschichten, oft auch mit Anleihen aus utopischen Traditionen, eher ›Ausflüge‹ darstellen – machten sich einerseits das Potenzial der SF zunutze, zeitgenössische gesellschaftliche Kategorisierungen, Verhältnisse und Politiken (aus der Perspektive einer fiktiven Zukunft oder einer anderen Welt) zu kritisieren. Sie unternahmen andererseits Gedankenexperimente zu alternativen geschlechtlichen Existenzweisen sowie zu alternativen, auch unvertrauten sexuellen und ökonomischen Ordnungen. Insbesondere die Vorstellung, dass Geschlechter und Geschlechterverhältnisse auf einem ›natürlichen‹ und daher unveränderlichen Gesetz basieren beziehungsweise in der Biologie des Menschen begründet sind, wurden in den fiktiven alternativen Gesellschaften herausgefordert. In den 1970er Jahren, in der Aufbruchstimmung der (Zweiten) Frauen- und Lesbenbewegung, wurden diese Thesen häufig in utopischen Texten erkundet, wie Monique Wittigs *Les Guérillères* (1969; dt. 1980³⁵ *Die Verschwörung der Balkis*), Ursula Le Guins *The Dispossessed* (1974; übers. zuletzt 2017 von Karen Nölle, *Freie Geister*)³⁶ oder Sally Miller Gearharts *The Wanderground: Stories of the Hill Women* (1979; dt. 1982 von Barbara Fiedler, *Das Wanderland: Geschichten von den Hügelfrauen*). Mitunter wurden die dargestellten utopischen Gesellschaften auch mit einer dystopischen Gegenwart oder Zukunft kontrastiert wie beispielsweise in Marge Piercys *Woman on the Edge of Time* (1976; dt. 1986 Norbert Werner, Hertha Zidek, *Frau am Abgrund der Zeit*, 1996 in überarbeiteter Übersetzung von Karsta Frank) oder in Joanna Russ' *The Female Man* (1975; dt. 1979 von Werner Fuchs *Planet der Frauen* und 2000 überarb. von Hiltrud Bontrup, *Eine Weile entfernt*). Diese Texte betonten häufig, dass eine utopische nur eine von mehreren möglichen zukünftigen Gesellschaften ist, für deren Verwirklichung es in der Gegenwart zu handeln gilt, und/oder verweisen auf Multiversen, also verschiedenen parallele Universen.

Die in dieser Zeit entstandenen Erzählungen – wie auch jene, die danach entstanden – schaffen einen Raum, der es erlaubt, wenn nicht nahelegt, Geschlecht, Sexualität, Liebe, Begehren, Reproduktion, alternative Gesellschaftsformen und viele andere Themen in persönlichen ebenso wie in gesellschaftlichen Bereichen zu überdenken – einen Raum sowohl individuell für d* jeweilige Leser*in als zugleich auch kollektiv für die gesamte Leser*innenschaft, die sich über die in den Erzählungen geschaffenen Entwürfe austauscht(e). Romane, wie *Woman on the Edge of Time*, *Les Guérillères*, *The Female Man*, Octavia Butlers *Kindred* (1979, dt. 2016 neu von Mirjam Nuenning, *Kindred – Verbunden*) oder *Patternmaster* (1976; dt. 1982 von Inge Pesch-von der Ley *Als der Seelenmeister starb*) wurden und werden nicht allein von einer SF-Leser*innenschaft rezipiert, sie kamen gerade auch über (queer)feministischen Zeitschriften, Veranstaltungen und Debatten in Umlauf. Das enorme Potenzial der SF-Feminismen gründet darin, dass sie es ermöglichen, andere Welten zu erlesen und zu erleben, Welten ohne Patriarchat, Kapitalismus, Rassismus, Kolonialismus, Zweigeschlechtlichkeit ... und dass diese neuen, alternativen Welten geteilt und besprochen werden (können). Je häufiger dies passiert, desto mehr werden die zunächst unvertrauten alternativen Entwürfe Teil eines alltäglichen feministischen Kosmos' und erweitern so beständig das Spektrum dessen, was vorgestellt und besprochen werden kann. Unter Feminist*innen diskutiert, fördern SF-Feminismen umgekehrt wiederum die Bildung einer feministischen Community:

on discovering texts that could be called »feminist sf,« most women, including those who were not part of the sf scene in the '70s, felt as though they had become part of a »community« engaged in a spatially expansive, temporally extended conversation. Often when we discovered these texts we shared them with friends, but in any case we felt as though we had become involved in a conversation—which was probably due to the texts themselves tending to be distinctly reflexive and dialogical and constantly demanding of their readers immediate reflections on what it means to be a woman in the world as it is and how different the world could become, depending upon what women might do or become. [...] Much feminist sf of the 1970s and 1980s was all about creating communities. Surely it can't, therefore, be any wonder that those women reading outside the clubhouse were able to imagine that they belonged to a virtual feminist community in which one long, great conversation was taking place [...]. (Duchamp 2004; For a Genealogy of Feminist SF)

Exkurs 1: SF-Feminismen als Experimentierfeld und imaginativer Beitrag zur feministischen Theoriebildung

Wie feministische Autor*innen bereits in den 1970er Jahren entdeckten, bietet SF als spekulative Form des Schreibens also die Möglichkeit, Gedankenexperimente durchzuführen und dabei abstrakte Konzeptionen in eine fiktive Konkretion umzusetzen. SF stellt also auch ein Experimentierfeld für feministische Diskussionen dar, das auf kreative, imaginative Weise zur feministischen Theoriebildung beiträgt. Dies will ich im Folgenden anhand zweier Beispiele verdeutlichen: Marge Piercys Darstellung einer feministischen Nutzung von Reproduktionstechnologien in *Woman on the Edge of Time* und Melissa Scotts Auseinandersetzung mit Geschlechtsentwicklung und Intersexualität im Roman *Shadow Man*.

Piercys Darstellung reflektiert eine radikalfeministische Perspektive der Emanzipation: Shulamith Firestone hatte in *The Dialectic of Sex* (1970, 10 f.) erklärt, da in einer sozialistischen Revolution das Proletariat die Kontrolle über die Produktionsmittel übernehmen müsse, müssten in einer feministischen Revolution Frauen die Kontrolle über die Reproduktion selbst ausüben. Im Unterschied zur Ersten Frauenbewegung sei das Ziel nicht die Beseitigung männlicher Privilegien, sondern gerade die der Unterscheidung der Geschlechter. Unterschiedliche Genitalien sollten kulturell und gesellschaftlich keinerlei Bedeutung mehr haben. Daher müsse die Reproduktion der Spezies durch ein Geschlecht zum Nutzen beider (besser aller) Geschlechter durch Reproduktionstechnologien ersetzt werden. Kinder würden dann beiden Geschlechtern gleichermaßen oder unabhängig vom (anderen) Geschlecht geboren, und die Abhängigkeit des Kindes von der Mutter würde einer wesentlich kürzeren Abhängigkeit von einer kleinen Gruppe von Erwachsenen weichen. Wie so eine Gesellschaft konkret aussehen und gelebt werden könnte, beschreibt prominent Marge Piercy in *Woman on the Edge of Time*. In dem sonst eher pastoralen Mattapoisett, einem Ort in einer möglichen Zukunft, gibt es keine patriarchalen Kleinfamilien mehr. Embryonen werden künstlich erzeugt und wachsen neuneinhalb Monate im »brooder«, in Tanks heran. Groß-

gezogen werden die Kinder von den Bewohner*innen gemeinschaftlich. Zusätzlich hat jedes Kind drei »co-mothers«, das heißt drei Eltern jedwedem Geschlechts, die in der Gemeindeversammlung angesucht haben, gemeinsam ein Kind großziehen zu wollen. Diese drei Elternteile sind wohl befreundet, aber keine »sweet friends«, das heißt, sie haben keine sexuelle Beziehung zueinander. Kindererziehung und sexuelle Beziehung werden hier strikt getrennt. Männer, die Eltern werden wollen, nehmen Hormone, damit sie stillen können. Das biologisch-anatomische »Alleinstellungsmerkmal«, über das viele Frauen verfügen, wird also aufgegeben, um alle Geschlechterhierarchien abzuschaffen – so die Vorstellung:

as long as we were biologically enchained, we'd never be equal. And males never would be humanized to be loving and tender. So we all became mothers. Every child has three. To break the nuclear bonding. (*Woman on the Edge of Time*, 98)

In der neuen Gesellschaftsordnung sind nicht nur Geschlechter-, sondern auch Hierarchien basierend auf Klasse, Sexualität und Rassifizierung ausgeräumt – letztere wiederum auf soziokultureller wie auf biologischer Ebene. Alle Einwohner*innen Mattapoissetts sind ein »mixed bag of genes« (92), geschaffen wird allerdings keine einheitliche Rassifizierung, die sich aus der Summe aller ergäbe, sondern Menschen mit unterschiedlichen (körperlichen) Attributen, zu denen auch Hautfarben zählen. Denn Vielfalt wird als Reichtum betrachtet. Ethnisierung und Rassifizierung haben jedoch hier weder familiale noch geografische und schon gar keine natürlichen Grundlagen, es gibt aber nach wie vor unterschiedliche kulturelle Identifikationen, Gemeinden, die sich beispielsweise als einem *Native-American*-Volk zugehörig definieren oder aber als Schwarz. Für die »Besucherin« aus der Gegenwart, die telepathisch in Kontakt mit der Zukunft steht, scheint dies sehr aufgesetzt und künstlich:

»It's so ... invented. Artificial. Are there black Irishmen and black Jews and black Italians and black Chinese?«

»Fasure, how not? When you grow up, you can stick to the culture you were raised with or you can fuse into another. But the one we were raised in usually has a ... sweet meaning to us.« (*Woman on the Edge of Time*, 96)

Es befremdet die »Besucherin«, die als Chicana selbst eine Woman of Color ist, dass eine Person, die nie rassistisch diskriminiert wurde, sich als Schwarz identifiziert und es scheint ihr falsch, gerade erst errungenes Empowering wie *Black Pride*, den Stolz Marginalisierter auf ihre Herkunft und Kultur, aufzugeben. Darüber hinaus teilt sie die Einstellung vieler, dass das »eigene« Kind biologisch verwandt sein muss.

Die unterschiedliche Gesellschaft mit ihrer anderen Geschlechterordnung bringt selbstredend auch andere Geschlechter hervor – oder Personen, die »unserer« Vorstellung von Geschlechtern nicht entsprechen. Die »Besucherin« aus der Gegenwart identifiziert die Person aus der Zukunft, mit der sie Kontakt hat, als lateinamerikanisch und männlich:

Face of a young man, hand outstretched. [...] Young man of middling height with sleek black hair to his shoulders, an Indio cast to his face. More than her, even.

Eyes close together, black and shaped like turtle beans. Long nose. Cheeks clean-shaven, skin smooth-looking as hers ... had been.

[...]

The face of the young Indio smiling, beckoning, curiously gentle. He lacked the macho presence of men in her own family, nor did he have Claud's massive strength, or Eddie's edgy combativeness. His hands as they clasped hers, however, were not soft. Shaking hands? Absurd. Warm, calloused, with a faint chemical odor. (*Woman on the Edge of Time*, 28 f.)

Schließlich bemerkt sie, dass die Person Brüste hat und weiblich ist:

Now she could begin to see him/her as a woman. Smooth hairless cheeks, shoulder-length thick black hair, and the same gentle Indian face. (*Woman on the Edge of Time*, 60)

Am Aussehen der Person hat sich also nichts verändert, dennoch hatte sie diese zuerst als zweifelsfrei männlich betrachtet. Mit dem neuen ›Wissen‹ werden aus den gut rasierten nun glatte, unbehaarte Wangen. Vor allem den Habitus der Person aus der Zukunft, Luciente, kann die ›Besucherin‹, Consuelo oder kurz: Connie, nicht als den einer weiblichen Person identifizieren, weil sie ihn nicht von Frauen kennt:

Luciente spoke, she moved with that air of brisk unselfconscious authority Connie associated with men. Luciente sat down, taking up more space than women ever did. She squatted, she sprawled, she strolled, never thinking about how her body was displayed. (*Woman on the Edge of Time*, 61).

Lebhafte, unbefangene Autorität im Sprechen wie im körperlichen Habitus ist es, was Connie neben der ›unweiblichen‹ Kleidung als männlich identifiziert, ebenso wie die Selbstverständlichkeit, Raum einzunehmen, sich nicht klein zu machen und vor allem nicht darüber nachzudenken, wie der eigene Körper gezeigt und zur Schau gestellt wird, sich ganz grundsätzlich um das eigene Äußere nicht zu kümmern. Da sie dieses Verhalten nicht als weiblich identifiziert, geht Connie davon aus, dass es sich um eine ›Dyke‹, eine Lesbe handeln muss. Doch auch Konzepte wie Hetero- und Homosexualität haben in dieser Zukunft keinen Bestand. Die offenen Geschlechtervorstellungen Mattapoisetts lassen Luciente eine androgyne Geschlechtlichkeit hervorbringen, die für Connie nicht einzuordnen und verwirrend ist. Darüber hinaus setzt sich die Dekonstruktion von Machtstrukturen und Hierarchien in Mattapoisett auch auf der sprachlichen Ebene fort: Percy beseitigt die Geschlechteropposition in der Sprache und ersetzt »sie« und »er« sowie »ihr«, und »sein« diese durch die einheitlichen Pronomen »per« und »person«. Die Charaktere der Gegenwart haben darüber hinaus Alter Egos in der Zukunft. Auf diese Weise lotet der Roman die Möglichkeiten von Existenzweisen unter verschiedenen Bedingungen aus: in der Gegenwart der USA der 1970er Jahre und in einer zukünftigen anarchistischen Welt, ohne Hierarchien, Patriarchat, Kapitalismus, Sexismus und Heteronormativität.

Percy schildert in *Woman of the Edge of Time* noch eine zweite, dystopische Zukunft, in der Großkonzerne die Welt unter sich aufteilen. Es ist eine spätkapitalistische, extrem hierarchische, patriarchale und misogynne Welt. Auch hier spielen Gen-

und Reproduktionstechnologien eine große Rolle, allerdings führen sie nicht zur Aufhebung von Geschlechterdifferenzen, sondern vielmehr zu deren Zuspitzung und Karikierung. Es ist also nicht die Technologie selbst, die in Piercys Darstellung zu Befreiung oder Unterdrückung führt, sondern die gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse, in denen sie zur Anwendung kommen. Das in zahlreichen radikal-feministischen und linken Diskussionen vorgebrachte Argument, dass die Technik, wie sie der Kapitalismus hervorbringt, per se nur herrschaftsförmig sein kann, ihr die kapitalistische Herrschaft also inhärent ist und eine Technik, die in einer anarchistischen Gesellschaft entsteht, folglich völlig anders gestaltet wäre, teilt Piercy offensichtlich nicht.

—

Ein weiteres, aktuelleres Beispiel für die Beiträge, die SF zu feministischen Diskussionen leistet, ist Melissa Scotts Roman *Shadow Man* (1996), der insbesondere von der Auseinandersetzung mit Geschlechtsentwicklung und Intersexualität inspiriert ist, wie die Biologin Anne Fausto-Sterling diese in »The Five Sexes« (1993) formulierte. Das Zweigeschlechtersystem, so argumentierte Fausto-Sterling, eigne sich nicht dafür, das gesamte Spektrum menschlicher (biologisch-anatomischer) Geschlechter zu beschreiben. Sie schlug daher ein Fünfgeschlechtersystem vor und führte neben Frauen und Männern weitere drei Geschlechter ein: »herms« (named after true hermaphrodites, people born with both a testis and an ovary); »merms« (male pseudohermaphrodites, who are born with testes and some aspect of female genitalia) and »ferms« (female pseudohermaphrodites, who have ovaries combined with some aspect of male genitalia)«. (Fausto-Sterling 2000, 19) Entsprechend stellt Scott der einen Welt, die gegen besseres Wissen nur zwei Geschlechter und eine Form der Sexualität als legal und legitim anerkennt, Welten gegenüber, die fünf Geschlechter und neun Sexualitäten als »normal« betrachten. Scott bedient sich in *Shadow Man* somit einer klassischen Erzählkonvention der SF: Eine bekannte Welt trifft auf eine unbekannte, und beide lernen einander kennen. Die »Aliens« werden in *Shadow Man* von den Einheimischen beschrieben, welche die Sicht der Leser*innen teilen. Auf diese Weise gibt Scott den Leser*innen Einblick in eine ihnen fremde Welt. Zugleich schildern die Aliens ihre Erlebnisse und Erfahrungen mit den Einheimischen sowie deren Gesellschaften, Sitten und Gebräuche, die ihnen häufig befremdlich erscheinen. Der Blick wird also nicht nur auf etwas Fremdes gerichtet, sondern auch auf das Eigene als etwas Fremdes.

Der Planet »Hara« entspricht in *Shadow Man* unserer, i. e. der »westlichen« Welt: Das heißt Hara ist zweigeschlechtlich und heteronormativ strukturiert. Zwar wissen alle, dass es mehr Geschlechter und Sexualitäten gibt, gesellschaftliche Konventionen ebenso wie Recht lassen jedoch nur diese zu. Lange Zeit war Hara isoliert und hat sich unabhängig von den »Concord-Welten« entwickelt, nun – dank der Überlichtgeschwindigkeit – betreibt Hara Handel mit diesen. Aus diesem Grund leben relativ viele »Offworlder« auf Hara. Die Offworlder der Concord-Welten kennen fünf Geschlechter – geringfügige Variationen jener, die auch Fausto-Sterling, beschreibt: »fem«, »herm«, »man«, »mem« und »woman«. Die Klassifikationen sind streng biologisch-anatomisch: Im Glossar des Romans lässt sich nachlesen, dass eine Frau, *woman*, zum Beispiel als »human being possessing ovaries, XX chromosomes, and some aspects of female genitalia; she, her, her, herself« (*Shadow Man*, 312) definiert wird, ein* »mem« als: »human being possessing ovaries, XX chromosomes, and some aspects of male genitalia but

not possessing testes; þe, þis, þim, þimself« (*Shadow Man*, 311), ein* »herm« ist ein Hermaphrodit usw. Für Hara weist das Glossar von *Shadow Man* keine Geschlechterdefinitionen auf und kann auch keine aufweisen, da es zwar rigide Verhaltensnormen für die Geschlechter gibt, diese sich aber biologisch-anatomisch nicht definieren lassen. Auch auf Hara existieren ja fünf Geschlechter – erklärt als Mutation infolge der Einnahme eines Medikaments, das die Überlichtgeschwindigkeit überlebbar macht –, nur anerkannt sind diese eben nicht.

Auffällig an den Geschlechterdefinitionen der Concord-Welten ist, dass jedes Geschlecht nicht nur eine eigene Bezeichnung, sondern auch eigene Pronomina hat. Wie Piercy und viele andere feministische (SF-)Autor*innen auch, setzt Scott auf die Performativität von Sprache, um mit einem Dimorphismus zu brechen und geschlechtliche Alternativen zu Frau und Mann hervorzubringen. Auf diese Weise gelingt es in *Shadow Man*, jedes Geschlecht als etwas Eigenes – und nicht nur als Variation von Frau oder Mann – zu etablieren. Wenn ein*e »mem« mit »þe« angesprochen wird und nicht mit »he«, dann erspart dies nicht nur Sternchen und Unterstriche, weil der geschlechtlichen Existenzweise auch sprachlich Rechnung getragen wird, »þe« wird auch als eigenes Geschlecht wahrgenommen. Gleichermaßen ein*e »fem«:

Eshe Isabon, on the other hand, was looking cooler than ever, smiling faintly as ðe studied the board. ðe met his gaze, and ðer smile widened for an instant, before ðe shifted the next block of pieces into position. (*Shadow Man*, 14)

Scott schafft nicht allein sprachlich eine produktive Verwirrung, wenn Leser*innen permanent nachschlagen müssen, welches Pronomen welches Geschlecht bezeichnet. Des Weiteren wird die Notwendigkeit, genau ein bestimmtes Geschlecht zu sein, in beiden Gesellschaften beleuchtet. Auf Hara bedeutet dies, dass es zwar fünf Geschlechter gibt, jede*r sich aber dafür entscheiden muss, eines der zwei anerkannten zu leben. Für die *Offworlder* der Concord-Welten hingegen stellt ein Insistieren auf zwei Geschlechtern wie auch auf Heterosexualität als einzig »normaler« Sexualität eine Perversion dar. Da die *Offworlder* auch auf Hara nicht mit zwei Geschlechtskategorien auskommen und auch die geschlechtsspezifische Kleidung nicht der ihren entspricht, ist der Umgang mit Einheimischen für sie extrem irritierend. Auf der Suche nach dem »wahren«, ihrer Klassifikation entsprechenden Geschlecht forschen sie nach Hinweisen am Körper. So wird in *Shadow Man* ein Treffen zwischen einem *Offworlder* und eine*m Herm, d*er sich jedoch als schwuler Mann definiert, folgendermaßen beschrieben:

He saw the offworlder looking at him, saw the familiar movement of eyes checking the shape of hips and shoulders and chest, looking for the indicators of true gender. [...] He [the offworlder, D. F.] had been on Hara long enough to know better than to be so obvious about it. Harans might actually have the same five sexes as any other human beings, but law and custom allowed only two. (*Shadow Man*, 14)

Als Schimpfworte hingegen existieren auch auf Hara mehr als zwei Geschlechter wie auch mehr Sexualitäten. Scott schildert in *Shadow Man* so, was es bedeutet, für das Geschlecht, dem eine* sich zurechnet, wie auch für die präferierte Sexualität keinen bzw. nur einen abwertenden Namen zu haben. Geschlechterbezeichnungen gehen

auch auf Hara mit dem Begehren einher. Auch im Englischen, Deutschen, Französischen, Spanischen und vielen anderen Sprachen mehr gibt es mehr als zwei – häufig ursprünglich beleidigende – Bezeichnungen für andere Geschlechter, diese sind jedoch an lesbische, schwule und/oder queere Kontexte gebunden. Ein ›Dandi‹ beispielsweise wird auf Hara folgendermaßen definiert: »colloquial term for a mem or the active part in a homosexual relationship; the implication is ›trying hard, but not really a man« (*Shadow Man*, 314). Zwar bleibt bei dieser Definition unklar, ob es sich um ein*e »mem« handelt oder um einen bestimmten Part in einer homosexuellen Praxis, auf jeden Fall aber handelt es sich um eine geschlechtliche Existenzweise, die ›unecht, dem männlichen ›Original‹ nicht ebenbürtig ist.

Die Concord-Welten irritieren nicht nur durch ihre vielfältigen Geschlechter, wirklich komplex wird es, wenn noch die Sexualitätskategorien hinzukommen:

bi: denotes a person who prefers to be intimate with persons of exactly the same and one of the two »opposite« genders;

demi: denotes a person who prefers to be intimate with persons of exactly the same and one of the two »like« genders;

di: denotes a person who prefers to be intimate with persons of either of the two »opposite« genders;

gay: denotes a person who prefers to be intimate with persons others of exactly the same gender;

omni: denotes a person who prefers to be intimate with persons of all genders. Considered somewhat disreputable, or at best indecisive;

straight: denotes a person who prefers to be intimate with persons of one of the two »opposite« genders;

tri: denotes a person who prefers to be intimate with persons of exactly the same and both of the »opposite« genders;

uni: denotes a person who prefers to be intimate with persons of one of the two »like« gender. (*Shadow Man*, 310–312)

Doch auch diese neun Klassifizierungen sind nicht ausreichend, vielmehr müssen »uni«, »straight«, »demi« und »bi« noch näher qualifiziert werden. Eine Frau beispielsweise kann nicht einfach »straight« sein, sie ist entweder »man-straight« oder »mem-straight«. Das ist aber auf jeden Fall ein Entweder-Oder, denn sonst wäre sie »di«. Noch komplizierter wird es, wenn ein*e Mem »demi« ist: Demi bezeichnet eine Person, die Personen genau desselben und eines der beiden »ähnlichen« Geschlechter sexuell bevorzugt. Für eine*n Mem hieße das, dass »pe« andere Mem, Männer, Herms oder – ja wen – Herms?, Frauen? – welches Geschlecht ist hier »ähnlich« – bevorzugt.

Doch werden die Concord-Welten in *Shadow Man* nicht als ›Eldorado‹ jenseits geschlechtlicher Normierungen und Regulierungen dargestellt, auch die fünf Geschlechter und neun gesellschaftlich anerkannten Sexualitäten erweisen sich als zu rigide. Damit zeigt der Roman die Grenzen von Fausto-Sterlings Konzeptualisierung auf, die Geschlecht in erster Linie an den Geschlechtsorganen festmacht (wie diese 2000 selbst in »The Five Sexes, Revisited« konstatiert). Die geschlechtliche Identifikation der jeweiligen Person spielt in dieser Konzeptualisierung ebenso wenig eine Rolle wie die Zuschreibungen oder Unterstellungen eines Geschlechts durch andere. *Shadow Man* führt darüber hinaus vor Augen, dass die bloße Vervielfältigung von Geschlech-

tern und Sexualitäten weder die Probleme normativer Geschlechtergrenzen löst oder Geschlechterhierarchien auflöst noch vor Ausschlüssen schützt – zumal die Frage nach der ›tatsächlichen‹ Anzahl von Geschlechtern und Sexualitäten nicht lösbar ist. Der Roman demonstriert so, dass Klassifizierungen von Geschlechtern wie auch von Sexualitäten – auch wenn deren Ziel mehr Freiheit ist – immer kontingent und normativ sind. Über das Gedankenexperiment zu Fausto-Sterlings Geschlechterkonzeption hinaus stellt *Shadow Man* jedoch auch etwas von Frauen und Männern, die zueinander in Opposition stehen und ausschließlich einander begehren, Verschiedenes dar und betreibt eine durchaus produktive Geschlechterverwirrung. Damit weist Scott auf kritische Aspekte von Fausto-Sterlings Ansatz wie auch weitere denkmögliche Veränderbarkeiten von Geschlechter- und Sexualitätskonzeptionen hin.

Beide – Piercy wie Scott – übersetzen abstrakte, in der feministischen Theorie diskutierte Thesen in fiktive, gleichwohl konkrete Realitäten, in denen sie die Implikationen dieser Thesen eingehend erforschen und ausbuchstabieren. Im Lesen lässt sich für jede* Leser*in darüber hinaus erfahren, wie sich alternative Geschlechter und eine andere Geschlechterordnung im Alltag anfühlen, ja gelebt werden könnten. Diese Alternativen können mit vielen anderen geteilt und diskutiert werden. Ein wesentlicher Vorteil der SF gegenüber der Theorie ist gerade, dass sie leichter zugänglich ist. Die Lektüre von SF ist wesentlich weniger voraussetzungsvoll als die Lektüre theoretischer Texte. So erreichen SF-Erzählungen andere und wesentlich mehr Leser*innen als theoretische Texte oder politische Schriften. Lassen sich Leser*innen auf eine Geschichte ein, halten sie die dargestellte Welt inklusive der imaginären Geschlechter und Geschlechterverhältnisse – zumindest für die Dauer der Lektüre – für glaubhaft. Frei nach Jameson sickert so die fiktive Welt in das Unbewusste ein und wird Teil der Erfahrungen von Welt (vgl. auch Murphy, »Your Future is Out of Date« in *Lightspeed* 2014). Auf diese Weise können sich die fiktiven Bilder und Erzählungen in der Leseerfahrung – anders als theoretische – zu einer imaginären Ressource entwickeln. Und schließlich dienen die fiktiven Realitäten der SF-Feminismen als Grundlage für nachfolgende Diskussionen und das weitere Nachdenken über mögliche Zukünfte wie auch aktuelle Politiken. In den fiktionalen Entwürfen, die mitunter bis ins Kleinste ausloten, welche Zukünfte eine bestimmte Idee schaffen könnte, zeigen sich die Schwächen oder Auslassungen wie auch die Stärken theoretischer Konzepte. Sie können über die theoretischen Entwürfe hinausgehen und diese wiederum bereichern. So verstanden, können SF-Feminismen nicht nur der Veranschaulichung theoretischer Perspektiven dienen, sondern selbst eine kritische Stimme innerhalb des theoretischen Diskurses sein.

3.2.3 SF-Feminismen zwischen zwei Hochzeiten

Ende der 1970er und vor allem in den 1980er Jahren bestimmten im Zuge des Erstarrens konservativer gesellschaftlicher Strömungen in Europa und den USA (als Schlagwörter seien hier nur Reaganomics und Thatcherismus genannt) eher dystopische Zukunftsentwürfe wie etwa Zoë Fairbairns' *Benefits* (1979), Suzette Haden Elgins *Native Tongue* (1984) oder Margaret Atwood's *The Handmaid's Tale* (1985) die Feminismen der SF.³⁷ Dies beschreibt jedoch lediglich eine Tendenz, manche Autori*nnen wie beispielsweise James Tiptree, Jr. (aka Alice Sheldon) oder Octavia Butler haben zur gleichen Zeit sowohl utopische als auch dystopische Texte verfasst. Das breitere Interesse an den SF-Feminismen schwand jedoch bereits seit Ende der 1970er – Vonda McIntyres *Dreamsnake* (1978; dt. 1979 von Horst Pukallus, *Traumschlange*) war für lange Zeit der letzte *feministische* Roman, der mit den beiden wichtigsten Preisen, dem Hugo und dem Nebula (vergeben von SF-Autori*nnen) ausgezeichnet wurde. Das heißt jedoch nicht, dass die SF-Feminismen wieder verschwunden wären. Viele bedeutende feministische SF-Autor*innen wie beispielsweise Octavia Butler, Melissa Scott, Pat Murphy, Joan Slonczweski, Karen Joy Fowler und andere begannen in den 1980er Jahren überhaupt erst zu veröffentlichen (vgl. Jones 2009, 487). Auch die WisCon, die jährliche feministische SF-Convention, fand ununterbrochen ein Publikum und seit der Gründung des James Tiptree, Jr. Literary Awards 1991, der jährlich auf der WisCon verliehen wird, haben die SF-Feminismen, wie oben bereits erwähnt, auch einen eigenen Literaturpreis.

Der Einfluss, den Feminismen auf die SF insgesamt ausüben, schwand ebenfalls nicht einfach: Denn unter anderem mit dem verstärkten Fokus auf die Entwicklung der Charaktere sowie auf zwischenmenschliche Interaktionen haben die feministischen Erzählungen die Erwartungshaltung an SF-Geschichten nachhaltig verändert (vgl. Gomoll 1986/87). Darüber hinaus lässt sich der Einfluss der SF-Feminismen in der Entwicklung feministischer Ansätze zur SF-Kritik seit den 1980er Jahren sowie in den Debatten, die in der größeren SF-Community geführt wurden und werden beobachten. So kommt beispielsweise keines der großen Handbücher zu SF ohne Kapitel zu Geschlecht in der SF und zu feministischen Zugängen zur SF aus. *Breitere* Aufmerksamkeit erhalten SF-Feminismen allerdings erst wieder seit den 2000er Jahren (vgl. Moore 2007, o. S.), in denen einige feministische und/oder queere Verlage gegründet wurden: Die SF-Autorin L. Timmel Duchamp beispielsweise rief 2004 die Aqueduct Press ins Leben. Der Verlag gibt nicht nur gedruckte und elektronische Bücher, sondern auch eine Zeitschrift, *The Cascadia Subduction Zone*, sowie die *WisCon Chronicles*, eine Buchreihe, die Panels und Diskussionen der WisCon dokumentiert, aber auch eigene Themensetzungen verfolgt, heraus. Lethe Press wurde 2001 vom SF-Autor Steve Berman gegründet und publiziert neben neuen auch vergriffene Titel zu LGBTIQ-Themen – was in der SF von unschätzbarem Wert ist, da wenig verkaufte Titel häufig nur einmal aufgelegt werden und anschließend kaum noch verfügbar sind, weil SF von den meisten Bibliotheken nicht systematisch gesammelt wird. Die kostengünstigen Möglichkeiten des elektronischen wie auch des online Publizierens machten sich bald darauf auch die Herausgeberinnen neuer Magazine wie *Apex* (2009), *Lightspeed* (2010), *Clarksworld* (2006), *Uncanny* (2014) und andere zunutze. In den Magazinen sind neben Erzählungen und Kurzgeschichten SF-Kritik und vor allem Buchbesprechungen zu finden, die den Leser*innen mitunter auch eher unbekannte Autor*innen anempfehlen. Darüber hinaus wurden und werden von den Magazinen gerade auch unbekanntere(re)

Autor*innen publiziert, die andernorts Schwierigkeiten haben, ihre Geschichten zu veröffentlichen. Das sind nicht allein Frauen oder Feministi*nnen, gerade auch Schwarze, postkoloniale und nicht-englischsprachige Autor*innen haben so eine (breitere) Leser*innenschaft gefunden. Das Lamento des *Malestreams* ironisch aufgreifend, hat *Lightspeed* die »Destroy«-Reihe herausgegeben, in der nacheinander *Frauen* (2014), *Queers* (2015) und *People of Color* (2016) die SF »zerstören«. Und *Apex* hat 2018 bereits die fünfte Ausgabe des *Apex Book of World SF* veröffentlicht. Es liegt also auf der Hand, dass die zweite-Hochzeit, die die SF-Feminismen seit den 2010er Jahren erleben, gerade auch von den neuen Magazinen und Verlagen befördert wurde: Bemerkenswerterweise sind es aktuell gerade auch Schwarze und postkoloniale Feminismen, die große Anerkennung und eine große Leseri*nnenschaft finden. In den 2010er Jahren gewannen Autorinnen, darunter explizit feministische, sechs von acht Nebulas und sechs von acht Hugos – drei Hugos allein N. K. Jemisin, die als erste Schwarze Autor*in den Hugo Award für den besten Roman erhielt (Samuel Delany wurden zwei Hugos für Kurzgeschichten, aber keiner für einen Roman verliehen und auch Octavia Butler wurde zwar für eine Erzählung und eine Kurzgeschichte, aber nie für einen Roman mit einem Hugo geehrt), 2018 war Jemisin die erste Autor*in, die je den dritten Hugo hintereinander gewann. Die Preise für Jemisin sind gerade auch deshalb so bemerkenswert, weil sie in Reden, Texten und Interviews explizit Stellung zu Sexismus und Rassismus in der SF bezogen hat. Sie ist eine der Autor*innen, die in den letzten Jahren heftig von Autoren wie auch Fans attackiert wurden, die gegen die vermeintliche »affirmative action«- und »Identitätspolitik« der SF-Community im Allgemeinen und bei den Preisvergaben im Besonderen ins Feld gezogen waren, wie beispielsweise die *Sad* und die *Rabid Puppies* (s. Kapitel 3.1.5). Jemisins beispielloser Erfolg bei den Hugos, die ja von den Leser*innen vergeben werden, wird daher auch als entschiedene Haltung der Community gegen die andauernden Bemühungen gewertet, Frauen, Queers und *People of Color* zu marginalisieren (vgl. Romano 2018).

3.2.4 Cyberpunk: Reaktion des Boy's Club

In den 1980er Jahren, also zu dem Zeitpunkt, zu dem die SF-Feminismen sich schließlich auch als Forschungsgegenstand etabliert hatten, waren diese ausgerechnet von einer »Bewegung« in den Schatten gestellt worden, die weiß, bürgerlich und männlich zentriert war: dem Cyberpunk (Merrick 2011 [2009], Kapitel 6, *Cyborg Theorists: Feminist SF Criticism Meets Cybercultural Studies*). Cyberpunk beschreibt globalisierte Gesellschaften in der nahen Zukunft, in denen transnationale Großkonzerne, seltener auch supranationale Regierungen, die Geschicke der Bevölkerung bestimmen, Informationsnetzwerke eine bedeutende Rolle spielen und die Erweiterung des menschlichen Körpers durch maschinelle Komponenten an der Tagesordnung sind (vgl. Nicholls 2015). Weitere wiederkehrende Themen sind plastische Chirurgie, genetische Veränderungen und elektronische Implantate, das heißt nicht nur die »Invasion« des Körpers, sondern auch des Geistes durch Schnittstellen zwischen Gehirn und Computer und durch Künstliche »Intelligenz« (vgl. Sterling (2016 [1986])). Die Frage nach der »Natur« des Menschen warf der Cyberpunk folglich in mehrerlei Hinsicht auf. Einem der frühen Autoren in dem Feld, Bruce Sterling, zufolge beschreibt Cyberpunk³⁸ eine Zukunft, die akribisch von »modernen Verhältnissen« extrapoliert. »Die Perspektive ist

vielschichtig, anspruchsvoll, global. Ausgegangen wird von neuen Ansätzen: [...] der Kybernetik, der Biotechnologie und Nachrichtentechnik – um nur einige zu nennen.« (Sterling; dt. Heinz 1988 [1986], 11). Kritiker*innen beschreiben die Welt des Cyberpunk als die der 1980er Jahre, nur ist sie »schlechter, unangenehmer, unwirtlicher, gefährlich und aufregend« geworden (Rosenthal 1991, 85). Einige der Vorstellungen, mit denen Computernetze und virtuelle Räume, also der Cyberspace, versehen wurden, haben ihren Ausgangspunkt im Cyberpunk – auch ein Teil des Vokabulars, mit dem wir über Informationstechnologien und virtuelle Welten sprechen, wurde mutmaßlich in dieser Variante der SF kreiert. Besprochen wurde Cyberpunk als *die* Form des Schreibens, die sich den zentralen politischen, philosophischen und ethischen Fragen der Zeit (vgl. Nixon 1992, 221), den »verstörenden politischen und technologischen Veränderungen« (Rosenthal 1991, 81) stellte. Zwischen Cyberpunk und Haraways Cyborg-Manifest lassen sich mehrere Verbindungen ausmachen: Zum einen teilen sie sich den Entstehungskontext der USA in den 1980er Jahren, auch die Erzählungen des Cyberpunk befassen sich, wenn auch in fiktiver Weise, mit dem Übergang »von einer organischen Industriegesellschaft in ein polymorphes Informationssystem« (CM, S. 48), zum anderen stellen beide das kohärente, abgeschlossene Subjekt des liberalen Humanismus in Frage. Entsprechend war das ungeheure Interesse, auf das der Cyberpunk in akademischen Diskussionen weit über die SF-Kritik hinaus stieß, beispiellos (vgl. (Merrick 2011 [2009], Kapitel 6, Sf reviews cyberpunk).

Was den Cyberpunk zudem kennzeichnet, und hier gibt es keine Parallele zum Cyborg-Manifest, ist die Gegenkultur-Attitüde – der »Punk« im Namen kommt nicht von ungefähr. Die Cyberpunks verstanden sich als ›Bewegung‹, nicht schlicht als eine spezifische Form der SF. Drogen sind immer wieder Thema, allerdings als Hochtechnologie, wie Sterling betont:

many drugs, like rock and roll, are definitive high-tech products. No counterculture Earth Mother gave us lysergic acid—it came from a Sandoz lab, and when it escaped it ran through society like wildfire. It is not for nothing that Timothy Leary proclaimed personal computers »the LSD of the 1980s«—these are both technologies of frighteningly radical potential. And, as such, they are constant points of reference for cyberpunk. (Sterling 2016 [1986]: o. S.)

Schauplätze der Erzählungen sind häufig verwahrloste Straßenzüge und Ghettos, die Protagonist*innen des Cyberpunk werden von Sterling als Piraten-Crew charakterisiert, die sich aus »Verlierern, Gangstern, Abtrünnigen, Ausgestoßenen und Irren« [sic] (Sterling; dt. Heinz 1988 [1986], 11) zusammensetzt. Die Zukunft werde nun nicht mehr – wie in der vorangegangenen feministischen Dekade – als »trockene Spekulation« beschreiben, sondern »vom Unterleib aufwärts« (ebd.). Entsprechend werden Autoren, wie William Gibson, dessen Roman *Neuromancer* (1984) als kanonisch für den Cyberpunk gilt, Bruce Sterling selbst oder Neal Stephenson mit Cyberpunk in Verbindung gebracht. Selten werden inmitten dieses »Boy's Club« wichtige Autorinnen wie Pat Cadigan rezipiert. Die vielen *feministischen* Autorinnen wie Melissa Scott, Nicola Griffith, Rebecca Ore, oder Mary Rosenblum wurden und werden meist gänzlich ignoriert (vergleiche z. B. Peter Nicholls Eintrag »Cyberpunk« in der *Encyclopedia of Science Fiction*, Nicholls 2015). Auch wenn es um die historische Einordnung des Cyberpunk geht, ließen und lassen sich ›blinde Flecken‹ feststellen: So werden neben der *New Wave*

Autoren, die der Beat Generation oder der Postmoderne zugerechnet werden, wie William Burroughs oder Thomas Pynchon, häufig zu seinen Vorläufern gerechnet (vgl. Sterling 2010 [1986], Wolmark 1993, 108). Selten wird jedoch darauf verwiesen, dass die Wurzeln des Cyberpunk ebenso in den SF-Feminismen zu suchen sind (vgl. Gomoll 1986–87, Delany 1994, 164–185, hier insbes. 176 f.). Samuel Delany spricht von einer »endlosen, eifrig bemühten Suche nach Vätern unter den Kritikern des Cyberpunk«. Tatsächlich habe der Cyberpunk überhaupt keine »Väter«, dafür jedoch viele »Mütter«. Ohne die SF-Feminismen der 1970er Jahre, so Delany, gäbe es keinen Cyberpunk (vgl. Delany 1994, 164–186). Gibsons *Urban Sprawl* beispielsweise, die sich endlos ausbreitende chaotische Megalopolis, in der die Bevölkerung täglich ums Überleben kämpft (versus der Stadt, die unter einer Kuppel ist und ein eigenes Klima hat), stelle eine Umschrift der wohlorganisierten Gesellschaften dar, die Ursula Le Guin in ihren Romanen und Kurzgeschichten beschreibt (Delany 1994, 173 f.). Ein weiteres Charakteristikum des Cyberpunk geht ebenfalls direkt auf die SF-Feminismen zurück: kämpferische, unkonventionelle Frauenfiguren – wiewohl vorzugsweise in Nebenrollen.

Exkurs 2: Bearbeitungen einer Abenteuerheldin

Tatsächlich handelt es sich dabei um zum Teil sehr unmittelbare Übernahmen von Figuren aus den SF-Feminismen, wie ich im Folgenden anhand eines sehr prominenten Beispiels zeigen möchte: der Attentäterin Alice-Jael Reasoner aus Joanna Russ' Roman *The Female Man* (1975) und deren Umgestaltung zum prototypischen *Razor Girl* Molly Millions in William Gibsons *Neuromancer* (1984)³⁹.

Jael ist weder die erste noch die einzige weibliche Protagonistin in Russ' Werk, die Vorstellungshorizonte von Weiblichkeiten signifikant erweitert. Doch hat diese Figur eine neue Qualität: Wie Jeanne Cortiel herausstellt, repräsentiert sie die gewaltige und gewaltsame Wut von Feministinnen angesichts der Unterdrückung von Frauen im Patriarchat (vgl. Cortiel 1999, 59). Ihr Name verweist auf die biblische Figur der Jaël im Buch der Richter (4 und 5) – eine Männergewalttäterin. In *The Female Man* ist Jael eine der vier Protagonistinnen, der vier Js, die alle den gleichen Genotypen haben, also über die gleichen Erbfaktoren verfügen. Sie leben in Parallelwelten, zwei (in den 1970er Jahren) gegenwärtigen und zwei zukünftigen. Russ bedient sich des Kunstgriffs, Jael von Jeannine, Janet und Joanna – den anderen drei Js – zu trennen, von denen jede eine Möglichkeit, als »weiblicher Mensch« in einer spezifischen Gesellschaft zu existieren bzw. die Unmöglichkeit, in der zeitgenössischen Gesellschaft ein »weiblicher Mensch« zu sein, repräsentiert. Jael Reasoner lebt in einer der zukünftigen Welten, keiner utopischen, egalitären, sondern in einer, in der die Geschlechter rigide in *womanland* und *manland* getrennt sind und sich darüber hinaus bekriegen – der Kampf der Geschlechter ist hier ein buchstäblicher. Anders als in vielen feministischen Utopien dieser Zeit und auch anders als in der zweiten zukünftigen Welt von *The Female Man* bedeutet dies hier jedoch nicht, dass es sich um eine Gesellschaft handelt, die nicht heteronormativ geordnet wäre. Im Manland lassen weibliche Transpersonen – die »changed« und die »half-changed« – (zum Teil) Geschlechtsangleichungen vornehmen und werden in je-

der Hinsicht in stereotype Frauenrollen verwiesen, die Womanlanderinnen wiederum verfügen über männliche Androiden.

Als Jael die anderen drei Js das erste Mal trifft, ist sie in »matronenhaftes Schwarz« (*Female Man*, 157) gekleidet, hat silbernes Haar, silberne Augen und ein zerfurchtes Gesicht. Ihr Grinsen ist fast schon makaber, ihre Zähne scheinen wie ein verschmolzenes Stahlband und ihr Lachen hört sich an wie »ein scharfes, knirschendes Kreischen, das mit Keuchen und rostigem Schluchzen endet, so als ließe ein mechanischer Geier auf einem gigantischen Abfallhaufen auf dem Mond einen lauten schrillen Schrei über den Tod alles organischen Leben ertönen.« (Russ 1985: 143)⁴⁰ Das Metall, silberne Haare und Augen⁴¹ wie auch der »Tod alles organischen Lebens« weisen bereits darauf hin, dass Jael eine frühe Cyborgfigur ist – und darauf, dass sie furchterregend ist. Ihre auffällig silbern lackierten Nägel sollen von ihren verkrüppelten Fingerspitzen, die einst gequetscht nun Krebsgeschwüre bilden, ablenken – behauptet sie zumindest. Alice-Jael Reasoner ist Angestellte des »Bureau of Comparative Ethnology« und eine Spezialistin für Tarnungen – ihr Deckname ist »Sweet Alice« (*Female Man*, 158). Und sie ist professionelle Attentäterin. Während einer diplomatischen Mission in Manland hat sie es mit einem Repräsentanten, der nur ironisch »Boss« genannt wird und ganz der Tradition des »cosmic he-man« entspricht, zu tun. Boss ist nicht imstande, sie als Diplomatin (an) zu erkennen, da sie eine Frau ist und daher aus seiner Perspektive für dieses öffentliche Amt nicht in Frage kommt. Über die zu verhandelnden Verträge will er nicht sprechen, er hat »höhere« Ziele im Sinne: Jael davon zu überzeugen, dass Frauen – folglich die Womanlanderinnen – nichts mehr wollen, als sich mit den Männern wiederzuzvereinigen. Außerdem geht Boss davon aus, dass Jael ihn »natürlich« begehrt, zur Erfüllung ihres Daseins darauf wartet, von ihm – einem Mann – penetriert zu werden. Denn Männer könnten zur Not miteinander Sex haben, Frauen hingegen nicht: »you don't have nothing to do it with, do you? So you don't get any« (*Female Man*, 168). Kein Mann – kein Sex, so Boss's Logik. Von Jael rabiart darauf aufmerksam gemacht, dass sie keinerlei sexuelles Interesse an ihm hat, wird er wütend – was sie ohnehin schon länger ist:

Boss was muttering something angry about his erection so, angry enough for two, I produced my own—by this I mean that the grafted muscles on my fingers and hands pulled back the loose skin, with that characteristic, itchy tickling, and of course you are wise; you have guessed that I do not have Cancer on my fingers but Claws, talons like a cat's but bigger, a little more dull than wood brads but good for tearing. And my teeth are a sham over metal. Why are men so afraid of the awful intimacies of hate? [...] I raked him gaily on the neck and chin and when he embraced me in rage, sank my claws into his back. (*Female Man*, 181)

Russ kehrt in dieser Beschreibung den Akt des heterosexuellen Geschlechtsverkehrs um und verzerrt ihn: Es ist Jael, die eine Erektion hat, ihre Vorhaut zurückzieht und die mit ihren Krallen penetriert. Männer fürchten nicht die Intimität der Liebe, sondern des Hasses. Das Töten gerät zur Zelebrierung von Jael's körperlicher Kraft und Boss's Tod zur kathartischen Lösung der Spannung – der Tod als Orgasmus (vgl. Cortiel 1999, 62): »Jael. Clean and satisfied from head to foot. Boss is pumping his life out into the carpet.« (*Female Man*, 182) Um keine Missverständnisse über die Krallen aufkommen zu lassen, distanziert der Text Jael von jeglichen Mietzekatzen-Konnotatio-

nen, wie auch um darauf aufmerksam zu machen, wie schwierig es ist, eine Sozialisation zu stereotyper Weiblichkeit zu verlernen:

It took me years to throw off the last of my Pussy-fetters, to stop being (however brutalized) vestigially Pussy-cat-ified, but at last I did and now I am the rosy, wholesome, single-minded assassin you see before you today. (*Female Man*, 187)

Doch nicht allein in der mörderischen Episode zwischen Jael und dem Manlander, auch im Verhältnis zu ihrem Gespielen Davy kehrt Russ Geschlechterverhältnisse um. Davy ist »der schönste Mann der Welt.« (*Female Man*, 185) Dargestellt ist er in einer ausgedehnten Szene als klassisches Sexobjekt, das sich Jael passiv hingibt:

You've heard about blue-eyed blonds, haven't you? I passed into his room bare-foot and watched him curled in sleep, unconscious, the golden veils of his eyelashes shadowing his cheeks, one arm thrown out into the streak of light falling on him from the hall. It takes a lot to wake him (you can almost mount Davy in his sleep) but I was too shaken to start right away and only squatted down by the mattress he sleeps on, tracing with my fingertips the patterns the hair made on his chest: broad high up, over the muscles, then narrowing toward his delicate belly (which rose and fell with his breathing), the line of hair to below the navel, and then that suddenly stiff blossoming of the pubic hair in which his relaxed genitals nestled gently, like a rosebud. I told you I was an old-fashioned girl. I caressed his dry, velvety-skinned organ until it stirred in my hand, then ran my fingernails lightly down his sides to wake him up; [...]. A naked man is a cross, the juncture elaborated vulnerable and delicate flesh like the blossom on a banana tree, that place that's given me so much pleasure.

[...] Little Davy was half-filled by now, which is a sign that Davy wants to be knelt over. I obliged, sitting across his thighs [...]. He is very, very exciting. He's very beautiful, my classic mesomorphic monster-pet. Putting one arm under his shoulders to lift him up, I rubbed my nipples over his mouth, first one and then the other, which is nice for us both [...]. Little Davy is entirely filled out now.

So lovely: Davy with his head thrown to one side, eyes closed, his strong fingers clenching and unclenching. He began to arch his back, as his sleepiness made him a little too quick for me, so I pressed Small Davy between thumb and forefinger just enough to slow him down and then—when I felt like it—playfully started to mount him, rubbing the tip of him, nipping him a little on the neck. His breathing in my ear, fingers convulsively closing on mine.

I played with him a little more, tantalizing him, then swallowed him whole like a watermelon seed—so fine inside! with Davy moaning, his tongue inside my mouth, his blue gaze shattered, his whole body uncontrollably arched, all his sensation concentrated in the place where I held him.

I don't do this often, but that time I made him come by slipping a finger up his anus: convulsions, fires, crying in no words as the sensation was pulled out of him. If I had let him take more time, I would have climaxed with him, but he's stiff for quite a while after he comes and I prefer that; I like the after-tremors and the after-hardness, slipperier and more pliable than before; Davy has an eerie malleability at those times. Kneaded and bruised him, hiccupping inside

with all my architecture: little buried rod, swollen lips and grabby sphincter, the flexing half-moon under the pubic bone. [...] I'd had him. Davy was mine. [...]—it had really been a good one. His body so warm and wet under me and inside me. (*Female Man*, 196–198)

In Russ' Darstellung ist Davy d* blonde, blauäugige Schöne, dessen Augenwimpern einen goldenen Schleier bilden, er wird beobachtet, seine Rosenknospe ist eingebettet in sein Schamhaar, sein Fleisch wie eine Blüte, er hat geschlossene Augen, den Kopf abgewandt, er ist zerbrechlich, braucht jemanden über sich, hat keine Kontrolle und wird schließlich penetriert und in Besitz genommen. Jael ist Herrin der Szene, Davy ihr willfähriger und untergebener Gespieler. Russ greift auf Klischees erotischer und pornografischer Darstellungen heterosexuellen Geschlechtsverkehrs zurück, allerdings mit umgekehrten Rollen. Und gerade in der Umkehrung und Ironisierung stereotyper Geschlechterrepräsentationen wird deren Konstruktion offensichtlich, während zugleich die weibliche Figur als aktive während des sexuellen Aktes etabliert wird: Mehr noch: nicht nur hat Jael keinerlei Interesse an Geschlechtsverkehr mit einem »echten« Mann⁴², wenn Russ schildert, wie Jael Davy penetriert und »nimmt«, bricht sie mit einem Tabu hegemonialer Männlichkeit: Den als hermetisch geschlossenen und undurchlässig phantasierten Männerkörper stellt sie als penetrierbar und verletzlich dar. Später stellt sich heraus, dass Davy kein Mann, sondern »ein hübscher Ableger des Hauses ist« (*Female Man*, 199), ein Android also.

Die Figur Molly Millions in William Gibson's Kurzgeschichte »Johnny Mnemonic« (1981) wie auch in seinem Roman *Neuromancer* ist ohne Russ' Vorlage kaum denkbar. Beiden gemeinsam ist die Haltung, die Härte, das ungewöhnliche Aussehen. Anhand ausgewählter Textstellen lässt sich eine direkte Verbindung zu Jael ziehen. Wie bereits erwähnt, gilt Gibson als einer der Begründer des Cyberpunk, und *Neuromancer*, der erste Band der *Sprawl*-Trilogie⁴³, ist der prominenteste, wahrscheinlich auch meistgelesene Roman des Cyberpunk. Molly nimmt in den Diskussionen darüber, ob Cyberpunk einfach nur »Boystown« repräsentiert oder aber innovative Frauenfiguren beinhaltet, eine herausragende Rolle ein (vgl. beispielsweise Gordon 1991). Sie ist die prototypische »starke« und kämpferische Frauenfigur im Cyberpunk und erinnert an spätere – auch filmische – *Razor Girls*, wie die Figur der Trinity in der *Matrix*-Trilogie der Wachowski-Geschwister: Sexualisierte, meist in enges Leder oder Latex gekleidete, »harte«, gefährliche, wütende und kämpferische Frauenfiguren. Oft sind sie Bodyguards oder Söldnerinnen, die den eher intellektuellen Helden beiseite stehen. Sie sind für das »Fleisch« zuständig, das im Cyberpunk eigentlich transzendiert werden soll (vgl. Cadora 1995, Nixon 1992, Wolmark 1994). Und wie Claudia Springer festhält, waren sie als Kind oder junge Frau meist Opfer emotionaler und vor allem sexualisierter Gewalt, für die sie nun Rache nehmen (vgl. Springer 1993, 724). Dieses Motiv unterscheidet sie allerdings bereits deutlich von Jael, der es, wie Jeanne Cortiel argumentiert, genau nicht um persönliche Rache geht, sondern darum, als unabhängig und eigenständig Handelnde in der Gesellschaft existieren zu können. Mit Simone de Beauvoir gesprochen, ist Jaels Maxime das Sein für sich und nicht für andere, konkret: für einen Mann. Zu diesem Zweck ist Jael ein* Cyborg mit implantierten Waffen geworden:

Jael goes through intense agonies to fight for her right to exist as an agent in society, not merely for petty feelings of personal revenge. [...] Jael kills men not for revenge, but to assert her existence. (Cortiel 1999, 86)

Molly ist in *Neuromancer* die Bodyguard von Case, dem eigentlichen Helden. Dieser ist ein Hacker, ein Computer-Cowboy, der vor sich die *virtual frontier* liegen sieht, wie der Cyberspace gerne verklärt wird beziehungsweise wurde, und allein gegen die Hegemonie transnationaler Großkonzerne kämpft. Um die »Transformation in eine glatte und geschmeidige Killerinnen*maschine« (Springer 1993, 724) bezahlen zu können, hat Molly als Sexarbeiterin Geld verdient. Dabei wurde sie Opfer und Zeugin brutalster sexualisierter Gewalt, bis hin zu Männern, die Frauen zu ihrem sexuellen »Genuss« töteten. Von Case (beziehungsweise Gibson) wird Molly folgendermaßen beschrieben:

He realized that the glasses were surgically inset, sealing her sockets. The silver lenses seemed to grow from smooth pale skin above her cheekbones, framed by dark hair cut in a rough shag. The fingers curled around the fletcher were slender, white, tipped with polished burgundy. The nails looked artificial. [...] She wore tight black gloveleather jeans and a bulky black jacket cut from some matte fabric that seemed to absorb light. [...] She held out her hands, palms up, the white fingers slightly spread, and with a barely audible click, ten double-edged, four centimeter scalpel blades slid from their housings beneath the burgundy nails. (*Neuromancer*, 24 f.)

Im Vergleich zur Beschreibung Jaels lassen sich hier deutliche Parallelen feststellen, allerdings auch signifikante Unterschiede. Die auffälligsten Gemeinsamkeiten, die auf eine direkte Ableitung Mollys von Jael hinweisen, sind die Augen und die einziehbaren Krallen. Allerdings werden aus den silbernen Augen hier deutlich Implantate, was insofern von Bedeutung ist, als es nicht mehr möglich ist, ihr in die Augen zu sehen oder unvermittelt von ihr angeblickt zu werden. Verdeckte Augen – also auch die im Cyberpunk notorisch verwendeten *Mirrorshades*, Spiegelbrillen – repräsentieren gewöhnlich Oberfläche, da sie das »Fenster der Seele« verbergen. Nicht wirklich im Widerspruch dazu verbindet Bruce Sterling die Sonnenbrillen im Cyberpunk »mit in die Sonne starrenden Visionär*innen« und Outlaws«. ⁴⁴ Mollys Nägel sind nicht silbern wie Jaels und auch nicht einfach rot oder signalrot, sondern *burgunderrot* lackiert und somit farblich deutlich sexualisiert, aus stumpfen Krallen werden scharfe, zweischneidige Klingen, eine weitere Sexualisierung, und während Jaels Finger Lustwerkzeuge zur Penetration waren, sind Mollys Finger scharf und gefährlich. Darüber hinaus ist Mollys Haut nicht zerfurcht wie Jaels, sondern hell und glatt, und sie ist nicht kantig, sondern geschmeidig. Die Figur Molly ist also einerseits deutlich von Jael übernommen, andererseits jedoch auch umgeschrieben. Sie ist in einer Weise (hetero)sexualisiert, die sie zu einer fetischisierten Männerphantasie deklassiert. Das zeigt sich auch in den Sexszenen in *Neuromancer*. Denn während in *The Female Man* Jael Davy zu ihrem Lustobjekt macht, findet das Ganze hier umgekehrt – in gewohnt patriarchaler Weise – statt. So ist es Molly, die als Objekt der Begierde angeblickt wird:

Opening his eyes, he saw Molly, naked and just out of reach across an expanse of very new pink temperfoam. [...] He lay on his side and watched her breathe, her

breasts, the sweep of a flank defined with the functional elegance of a war plane's fusilage. Her body was spare, neat, the muscles like a dancer's. (*Neuromancer*, 44)

Der Verweis auf Tänzerinnen, um Mollys Muskeln zu beschreiben, zeichnet sie als enorm muskulös und schlank, vor allem jedoch verortet dieser Verweis ihre Kraft im Reich des Spiels und des Tanzes – nicht in einer Arena oder an einem anderen Kampfschauplatz. Der Bogen, den ihr seitlicher Rumpf beschreibt, wird mit dem eines Kampfflugzeugs verglichen, jedoch abermals hinsichtlich dessen funktioneller *Eleganz*. Es sind nicht allein diese Beschreibungen und Charakterisierungen, die zu einer drastischen Entmachtung der Figur führen. Im Unterschied zu Molly repräsentiert Jael in *The Female Man* nicht nur Wut und Rache, sie ist die Revolutionärin und Kämpferin für die Befreiung *aller* Frauen (vgl. Cortiel 2005, 505). Molly hingegen ist zwar auch eine Kämpferin*, sie rebellierte jedoch einzig für sich selbst gegen das patriarchale System. Darüber hinaus ist sie keine selbstermächtigte Kämpferin*, sie steht im Dienste des Mannes*, der sie angeheuert hat. Und dieser betrachtet sie nicht allein als Bodyguard, Molly ist gelegentlich auch seine Geliebte. Im Rahmen einer Sexszene zwischen Case und Molly wird die Entmachtung der Figur besonders plastisch:

She settled over the small of his back, kneeling on the temperfoam, the leather jeans cool against his skin. Her fingers brushed his neck.

»How come you're not at the Hilton?«

She answered him by reaching back, between his thighs, and gently encircling his scrotum with thumb and forefinger. She rocked there for a minute in the dark, erect above him, her other hand on his neck. The leather of her jeans creaked softly with the movement. Case shifted, feeling himself harden against the temperfoam.

His head throbbed, but the brittleness in his neck seemed to retreat. He raised himself on one elbow, rolled, sank back against the foam, pulling her down, licking her breasts, small hard nipples sliding wet across his cheek. He found the zip on the leather jeans and tugged it down.

»It's okay,« she said, »I can see.« Sound of the jeans peeling down. She struggled beside him until she could kick them away. She threw a leg across him and he touched her face. Unexpected hardness of the implanted lenses. »Don't,« she said, »fingerprints.«

Now she straddled him again, took his hand, and closed it over her, his thumb along the cleft of her buttocks, his fingers spread across the labia. As she began to lower herself, the images came pulsing back, the faces, fragments of neon arriving and receding. She slid down around him and his back arched convulsively. She rode him that way, impaling herself, slipping down on him again and again, until they both had come, his orgasm flaring blue in a timeless space, a vastness like the matrix, where the faces were shredded and blown away down hurricane corridors, and her inner thighs were strong and wet against his hips. (*Neuromancer*, 32 f.)

Auch in dieser Darstellung einer sexuellen Begegnung scheint Molly Meisterin der Szene. Doch steht nicht die Befriedigung ihres Begehrens im Vordergrund, der Sex ist vielmehr dazu da, Case zu locken, den Helden nach einem medizinischen Eingriff zu

entspannen. Molly entspricht einerseits dem Klischee der *Femme fatale*, andererseits ist der entspannende Sex fürsorglich. Sie stimuliert Case, der sich im Unterschied zu Davy nicht einfach hingibt, sondern zwischendurch immer wieder auch die Initiative ergreift. Molly wird allerdings nicht als souverän dargestellt: mal zappelt sie, weil sie von ihrer Hose behindert wird, dann wieder ist ihre Ausrüstung empfindlich. Ihre Implantate erscheinen in dieser Szene nicht als technische Erweiterung ihrer Fähigkeiten, nicht als Zeichen ihrer Stärke und Professionalität oder gar Unnahbarkeit, die Implantate sind vielmehr empfindlich und machen sie verletzlich. Und auch hier wird der Busen geleck, aber nicht sie reizt ihn damit: er leckt ihre »kleinen, harten Nippel«. War vorher von Davys Genitalien als Rosenknospe die Rede, so werden hier (in der deutschen Übersetzung) wieder die weiblichen Brustwarzen als Knospen bezeichnet. Und: Hat Jael Davy mit dem Finger penetriert und somit den männlichen Körper als penetrierten gezeigt, so hat hier Case seine Finger an Mollys Gesäßfurchen. Die Schilderung von Cases Orgasmus schließlich – »his orgasm flaring blue in a timeless space, a vastness like the matrix, where the faces were shredded and blown away down hurricane corridors« – verweist bereits auf den Ort der wirklichen Freuden: die Matrix, den Cyberspace.

Im Vergleich zwischen Jael und Molly wird deutlich, dass Gibson in *Neuromancer* Russ' Figur übernimmt und umschreibt. Er selbst verweist freilich nicht auf Russ, ein Foto auf dem Plattenumschlag der Rockband *The Pretenders*, das unter anderem die Sängerin und Rockikone Chrissie Hynde zeigt, sei die Inspiration für Molly gewesen (vgl. Lavigne 2013, 42, FN 8). An anderer Stelle verweist er auf den Einfluss der Frauenfiguren in den Filmen von Howard Hawks auf seine Arbeit (vgl. Gordon 1991, 198). Mag sein, dass sowohl Chrissie Hynde als auch Howard Hawks' eigenständige Frauenfiguren Gibsons Phantasie angeregt haben, Molly stellt dennoch sehr deutlich eine Aneignung von Russ' Figur dar. Jedoch büßt die Jael in Gibsons Übernahme deutlich ihre Einzigartigkeit als unerschütterliche, reuelose, Männer mordende und dabei rundum psychisch »gesunde« Attentäterin*, also ihren queer_feministischen Biss ein. Ebenso verloren geht Jael's völlige Ignoranz gegenüber dem ihr in patriarchalen Strukturen zugewiesenen Platz sowie dem von ihr erwarteten Verhalten. Joan Gordon (1991) sieht in der Darstellung Mollys zwar einen – wenngleich verdeckten – feministischen Part, der Großteil der feministischen Kritik jedoch wertet Gibsons Übernahme anders. Für Claudia Springer ist Molly eine der bestechendsten, zugleich aber auch eine der problematischsten Figuren des Cyberpunk. Was sie aus einer feministischen Perspektive anziehend mache, werde durch ihre konventionell patriarchale Darstellung jedoch häufig untergraben. Und doch sei die kämpferische Figur auch ein feministisches Vorbild und nicht ausschließlich Sexobjekt – sie verkörpere Aspekte von beidem: feministische Rebellion gegen ein patriarchales System und fetischisierte Männerphantasie (vgl. Springer 1993, 724 f.). Der SF-Autorin und -Aktivistin Karen Jay Fowler zufolge ist es allerdings gerade der Sex, der Gibsons Schreiben beziehungsweise die Attraktion »seines« Cyberpunk ausmacht wofür die Figur der Molly entscheidend ist:

[T]o me Gibson is all about sex. The secret motto is, yes, you're a loser, but you're really cool and that not-at-all-conventionally pretty, but yet terribly sexy woman with the retractable claws — she sees how cool you are. Your life is a dangerous adventure! And you won't die, although you may be attractively disillusioned and weary by the time it's over ... After that you're not going to believe that I really like

Gibson's work, but I do. It's a race, it's a rush, and he's really, really good at it ...
[...] The appeal of cyberpunk, a la Gibson, is the sexiness. (Fowler, zitiert nach Merrick 2011 [2009], Kapitel 6: What's in a name)

Fowlers Interpretation macht deutlich, wen Gibsons Figur adressiert beziehungsweise was sie repräsentiert: Sie ist die unkonventionelle ›Trophäe‹, die den Verlierer zum Helden erhebt. Und sie macht die Geschichte sexy. Von Russ' Männer hassender Amazone ist diese Darstellung weit entfernt. Entsprechend sieht Nicola Nixon die starken Frauenfiguren der feministischen SF in Gibsons Neu-Schreiben »effektiv depolitisiert und jeglicher revolutionärer Kraft beraubt« (Nixon 1992, 222). Der gesellschaftsverändernde, queer_feministische Impetus ist in Gibsons Umschrift nicht mehr vorhanden, auch nicht die ironische Dekonstruktion von Geschlechterrepräsentationen, die *The Female Man* leistet. Molly scheint dazu da zu sein, den Sex aufregender, den Helden heroischer zu machen. Klassische (hetero-)sexistische Geschlechterstereotypen werden im *Neuromancer* nicht hinterfragt, sondern affirmativ zum Einsatz gebracht. Und dennoch stellt die Figur der Molly eine Veränderung zu früheren, den Helden schmückenden Frauenfiguren im Malestream der SF dar. Der Einfluss, den die SF-Feminismen auf die SF insgesamt hatten und haben, selbst wenn sie verleugnet werden, lässt sich hier gleichwohl deutlich nachvollziehen.

Molly ist jedoch nicht die Letzte in der Stafette. Auch wenn diese – nicht nur für die SF-Feminismen – bedeutende Figur vom Malestream angeeignet und ›weichgespült‹ wurde, kommen Autor*innen immer wieder auf sie zurück, um ›ihre‹ Version zu entwickeln. Manche nach *Neuromancer* veröffentlichte Texte leisten daher eine ›Art Umschrift der Umschrift. Ein Beispiel hierfür ist die Figur Nili in Marge Piercys *He, She and It* (1991), auf die ich in meiner Analyse der Cyborg-Figuren in Kapitel 4 eingehen werde.

3.2.5 Cyberpunk versus Cyborg Writing

Der Konstituierungsgestus des Cyberpunk beruhte auf der Verleugnung der fundamentalen Beiträge von Autorinnen. Auch wenn SF-Feminismen als die innovativste und interessanteste Kraft der SF in den 1970ern galten, wurde den Autorinnen häufig vorgeworfen, keine ›richtige‹ SF zu schreiben: Das Anliegen, über wissenschaftliche Innovation nicht nur im Bereich der Naturwissenschaften und der Technikentwicklung zu spekulieren, sondern auch Gesellschaftswissenschaften in den Blick zu nehmen (vgl. Kapitel 3.1.3), wurde ihnen als Preisgabe eines zentralen Charakteristikums ›richtiger‹ SF angelastet. (Vgl. Sterling 2010 [1986] und 2016 [1986]). Dies war nicht nur eine Art und Weise, die Feminismen aus der Geschichte der SF zu entfernen, sondern auch festzulegen, welche Inhalte und Themen SF verhandeln sollte – und welche nicht. Der Cyberpunk verstand sich als Rückkehr der SF zu den »hard sciences« – und Rückbesinnung auf ›richtige‹ SF. So behauptete Bruce Sterling 1986,⁴⁵ dass die SF in den 1970er Jahren »verworfen, ichbezogen und fade« (Sterling 2010 [1986], o. S.)⁴⁶ gewesen sei. Die Veröffentlichung von Gibson's *Neuromancer* hingegen habe »elektrisiert« und »das ganze Genre aus seinem dogmatischen Schlummer« gerissen (ebd.). Sterlings Pamphlet veranlasste die Fan-Aktivistin Jean Gomoll zu ihrem viel zitierten »Open Letter to Joanna Russ«. In diesem schrieb Gomoll, dass zu den Methoden, die Literatur

von Frauen zu unterschlagen, welche Russ in *How to Suppress Women's Writing* analysiert hatte, nun noch eine neue dazu gekommen sei: »They wrote it, but they were part of the me-decade« – Sie haben geschrieben, aber sie waren Teil des selbstbezogenen Jahrzehnts (vgl. Gomoll 1986, 87).⁴⁷ Sterlings Behauptungen, so Gomoll, strichen einfach eine ganze Dekade, nämlich das Jahrzehnt der SF-Feminismen, aus dem kulturellen Gedächtnis. Und alle, denen es entgegen komme, die Sprengkraft der SF-Feminismen in Abrede zu stellen beziehungsweise deren Bedeutung für die Geschichte der SF unsichtbar zu machen, schlossen sich ihm an:

All the people who were made nervous or bored or threatened by the explosion of women's writing and issues now find it safe to come out and speak out loud of their dissatisfaction. Of course, it's safer to criticize generally (»It was a self-involved, me-decade, and nothing worthwhile was created«) than to say specifically what they mean. (The women writers of the 70s bored me because I didn't care about their ideas; I felt left out. »They wrote it but it was a *boring* fad.«) (Gomoll 1986/87; Hervorh. im Original)

Gelangweilt von den SF-Feminismen waren Gomoll zufolge also jene, die nun nicht mehr im Zentrum der Erzählungen standen: weiße, bürgerliche, heterosexuelle Männer, die kein Interesse an den Vorstellungen feministischer Autor*innen hatten. Der Vorwurf, langweilige selbstbezogene Geschichten zu erzählen, traf nicht allein die SF-Feminismen, sondern auch die Arbeiten lesbischer und schwuler Autor*innen, die ebenfalls zurückgedrängt werden sollten (vgl. Merrick 2011 [2009], Kapitel 6, *Sf reviews cyberpunk*). Entsprechend lässt sich der Cyberpunk als Backlash gegen queer*feministisches Schreiben in der SF werten (vgl. Merrick 2011 [2009], Kapitel 6, »Not our revolution«: *Feminist critiques of Cyberpunk*)

Noch eine weitere Technik, die Russ zur Unterdrückung weiblicher Autorinnen-schaft identifiziert hatte, kam zum Tragen: »She wrote it, but there are very few of her« (Russ 1983, 76). So galt Pat Cadigan als Ausnahme, als Autorin, die »richtigen« Cyberpunk schreiben kann, *obwohl* sie eine Frau ist; dementsprechend war sie auch die einzige Autorin, die in der von Bruce Sterling herausgegebenen kanonischen *Mirrorshades*-Anthologie vertreten war. Tatsächlich waren die ersten Autoren, die Cyberpunk schrieben, überwiegend weiße bürgerliche heterosexuelle Männer (vgl. Lavigne 2013, 5). Diesen folgten jedoch ab den frühen 1990er Jahren Autorinnen, die den Cyberpunk nutzten, um in den Fiktionen »die Effekte von Computernetzwerken, das Entstehens einer globalen Ökonomie und populärer Kultur auf die Einzelnen«⁴⁸ aus (queer)feministischer Perspektive zu erkunden.⁴⁹ Darüber hinaus erweiterten sie dessen Themenspektrum um Umweltzerstörung, Reproduktion, vielfältige geschlechtliche Existenzweisen, Geschlechterverhältnisse, Verwandtschaften und andere mehr (vgl. auch Lavigne 2013, 5). Die Protagonist*innen sind meist keine einsamen Held*innen, sondern in freundschaftliche und aktivistische Strukturen eingebunden – Netzwerke sind im feministischen Cyberpunk nicht allein Computertechnologie, sie stellen on- wie offline ein politisches Instrument dar (vgl. Fink 1999b).

Einhergehend mit den Geschlechterdarstellungen lässt sich ein weiterer entscheidender Unterschied zwischen den ästhetischen Verfahrensweisen des »Boys Club« und der feministischen Autor*innen feststellen: die Darstellung von Körpern und Materialität. In der Geringschätzung des Körpers im Malestream des Cyberpunk,

in dem häufig Hacker danach streben, das ›Fleisch‹ zu transzendieren beziehungsweise im Netz hinter sich zu lassen, sieht etwa Sherryl Vint misogynne Wesenszüge (Vint 2007, 107). Die trans*feministische Medienwissenschaftlerin und Künstlerin Allucqu re Rosanne (Sandy) Stone bringt die Kritik an der Vorstellung der Transzendenz des Körpers in elektronischen Netzwerken folgendermaßen auf den Punkt: »No refigured virtual body, no matter how beautiful, will slow the death of a cyberpunk with AIDS. Even in the age of the technosubject, life is lived through bodies« (Stone 1991, 113). Darüber hinaus beharren feministische Autori*nnen darauf, dass entgegen aller Versprechen nicht nur der ›Ballast‹ des Körpers mit in den Cyberspace genommen wird, sondern auch gesellschaftliche Klassifizierungen. Andere erkundeten das Potenzial virtueller Räume und Netzwerke gerade auch für Darstellungen alternativer Geschlechter und Sexualitäten. So beispielsweise die SF-Autorin Melissa Scott, die in ihrem queer_feministischen Roman *Trouble and Her Friends* (1994) jedoch zugleich gerade die ›Carnephorie‹ des Malestream zum Ausdruck bringt. In ihrem Roman gibt es zwei verschiedene Technologien, mittels derer Personen sich direkt in das Netz ›einklinken‹. Der »brainworm«, der Daten direkt an das Gehirn weitergibt und so das Netz in körperliche Wahrnehmungen übersetzt, sowie die »dollie-box« und der »dollie-slot«, eine Schnittstelle, die Text, Sprache und Symbole an das Nervensystem überträgt. Während die meist männliche, heterosexuelle alte Garde, die die Computernetzwerke aufgebaut hat, die Intimität der Brainworm-Technologie scheut, wird diese von der Avantgarde der ›freien‹ Netze verwendet, zu der gerade Frauen, Queers und People of Color zählen:

[...] that's why the brainworm translates the nets as a full range of physical sensation, that's why women/queers/people of color use it, they being traditionally (and particularly in the western, which was the other model I was working with) associated with the body and its indulgence as opposed to the intellect and the denial of the body, and that's why so much is made of the fact that Trouble and the others meet in the real world, not just on-line. (Scott, zitiert nach Merrick 2011 [2009], Kapitel 6, What's in a name⁵⁰)

In all den verschiedenen Erzählungen mit unterschiedlichsten Themen und Protagonist*innen beleuchtet der feministische Cyberpunk also gerade das Verhältnis materieller Körper zu virtuellen Realitäten und untersucht, wie dort Handlungsfähigkeiten für unterschiedliche Subjekte entstehen, wie beispielsweise Anne Balsamo (in ihrer Lektüre von Pat Cadigans *Synners*) herausstellt (vgl. Balsamo 1996, 146).

Grundsätzlich wurde in den SF-Feminismen debattiert, ob der Cyberpunk überhaupt für queer_feministische Erzählungen anschlussfähig ist. Scott vertrat die Ansicht, dass der Cyberpunk nicht einer kleinen Clique überlassen, sondern auch für queer*feministische Erzählungen genutzt werden sollte. Ihr ging es darum, sich über Definitionen auseinanderzusetzen, sei doch ihre Definition keinesfalls weniger valide als Sterlings und zudem breit genug gefasst, um auch den Geschichten von Gibson und Sterling Raum zu bieten, aber auch denen vieler anderer, die Gibsons und Sterlings Vorstellungen herausfordern (vgl. Merrick 2011 [2009], Kapitel 6, What's in a name). Was ›harte SF‹ oder eben Cyberpunk sei, werde oft so bestimmt, dass alle Arbeiten, die nicht von einem weißen, heterosexuellen, bürgerlichen Mann geschrieben seien, herausfielen. Die Kategorisierungen ›harte SF‹ und Cyberpunk seien dementsprechend

mit einem hohen Status verbunden. Auf diese Form des Schreibens oder einfach nur das Label zu verzichten, bedeute somit, für weniger wichtig gehalten oder gar nicht gehört zu werden, die eigenen Themen und Vorstellungen nicht einbringen zu können. Darüber hinaus heißt ein viel diskutiertes und nachgefragtes Label nicht zu nutzen, so von Verlagen, in Buchhandlungen etc. nicht unter diesem Label geführt zu werden – und damit in letzter Konsequenz auf Möglichkeiten, gehört zu werden – und weitere Leser*innen zu finden – zu verzichten. Ein weiteres gewichtiges Argument, das Scott für den Cyberpunk vorbrachte, ist dessen Auseinandersetzung mit der Ökonomie. Damit sei Cyberpunk eine der wenigen Formen von SF, die es ermögliche, explizit über Klasse beziehungsweise Klassenfragen zu schreiben (Scott, in Merrick 2011 [2009], Kapitel 6, What's in a name; FN 51).

Andere Kritikerinnen und Autorinnen verwarfen den Cyberpunk gänzlich. Entgegen der Verheißungen würden hierarchisierte Dualismen im Cyberpunk nicht überwunden, sondern vielmehr reproduziert. Nicht zuletzt die ›Carnephorie‹ des Malestream sowie dessen Geschlechterrepräsentationen wurden von diesen Autorinnen für so fundamental erachtet, dass dieser ganz grundsätzlich für feministische Inhalte ungeeignet sei. Jenny Wolmark beispielsweise kommt zu dem Schluss, dass Cyberpunk ganz grundsätzlich von einem Unbehagen in Bezug auf Geschlechterverhältnisse geprägt sei:

It would seem that cyberpunk is marked above all by an unresolved anxiety about gender relations, and that, despite its potential radical insights into the possibilities of the interface, and its postmodern concern with subjectivity, it cannot escape from a predominantly patriarchal view of social relations, no matter how contradictory that view might be (Wolmark 1993, 126).

Wolmark und andere attestierten dem Cyberpunk also, inhärent patriarchal zu sein. Von *Punk* im Sinne einer gesellschaftskritischen widerständigen Praxis könne keine Rede sein, vielmehr halte der (Malestream des) Cyberpunk am gesellschaftlichen Status quo fest (vgl. Nixon 1992). Nichtsdestotrotz hielten viele Autor*innen wie auch Kritiker*innen eine stärkere Auseinandersetzung mit globalisierten Technokulturen bzw. -wissenschaften und deren Effekte auf Körper und Subjektivität in den SF-Feminismen für bedeutend (vgl. Merrick 2011 [2009], Kapitel 6, Cyborg Theorists.). Und hierfür schien ihnen Haraways Cyborg eine weitaus verheißungsvollere Figur als Gibsons Computer-Cowboy:

Where the hyper-reality of cyberspace reifies existing social relations and power structures in its representations of near futures, the cyborg metaphor, by operating within the dynamic of ›permanently partial identities and contradictory standpoints‹, seeks to confront them. (Wolmark 1993, 127)

Cyborg writing und nicht Cyberpunk nannten Wolmark und andere Kritiker*innen daher die entsprechenden SF-Feminismen in ihren Untersuchungen (vgl. Merrick 2011 [2009], Kapitel 6, Invoking the feminist cyborg). Der Cyberpunk selbst erwies sich letztlich als relativ kurzlebig. Bereits Ende der 1980er verwendeten die Autoren und die wenigen Autorinnen, deren Schreiben als Cyberpunk bezeichnet wurde, selbst den Begriff nicht mehr. Und die zweite Welle des Cyberpunk in den frühen 1990ern, zu der

gerade auch die queer_feministischen Autor*innen gehören (vgl. Lavigne 2013, 5), mündete nahezu nahtlos in posthumanistische Erzählungen ein, die häufig als Nachfolge des Cyberpunk beschrieben werden (vgl. beispielsweise *Routledge Companion to Science Fiction*, 176; Merrick 2011 [2009], Kapitel 6, Posthuman – all too human? Giving information back to the body). Andere bezeichnen Texte, die klar Themen und Charakteristika des Cyberpunk aufweisen, jedoch eine (feministische) Umarbeitung der ersten Welle bedeuten, als »Cyberfiction«. Carlen Lavigne hingegen insistiert in ihrer Studie über *Cyberpunk Women, Feminism and Science Fiction* darauf, auch diese Romane – zu denen ja der Großteil der feministischen gehören – als Cyberpunk zu bezeichnen, weil diese den Cyberpunk verändert hätten, in dessen wissenschaftlicher Aufarbeitung jedoch abermals übersehen würden:

These texts have, for the most part, been omitted from studies of the genre; in straying too far from cyberpunk's strict formulas, some have been more commonly defined (and excluded) as »cyberfiction.« I feel this is overly limiting; these works extended and modified cyberpunk structures to give feminist twists to old themes, and introduce entirely new ideas. It may be that their dismissal from the movement's main body of work is one of the reasons for their academic neglect. (Lavigne 2013, 6)

Die von Scott aufgeworfenen Fragen, nämlich ob um Definitionen nicht doch gestritten und bestimmte Formen des Schreibens nicht einfach anderen überlassen werden sollten, taucht hier in veränderter Form wieder auf. Es zeigt sich jedoch, dass es schwierig ist zu bestimmen, wie lange die zweite Welle des Cyberpunk andauerte, zumal Elemente des Cyberpunk immer wieder aufgegriffen wurden und werden und die zentralen Themen des Cyberpunk wie Globalisierung, Spätkapitalismus oder das Verhältnis von Virtualität und Identität nach wie vor relevant sind. Lavigne (2013) jedenfalls bespricht auch Romane, die nach 2000 erschienen sind, noch als Cyberpunk.

In der weiteren wissenschaftlichen Erörterung der SF-Erzählungen, die sich mit Informations- und Kommunikationstechnologien sowie mit Biotechnologien, Globalisierung und deren Effekten auf Subjektivitäten befassen, seien diese nun *Cyberfiction* oder *Cyborg Writing* genannt, wurde eine neue Genealogie für diese SF-Feminismen geschaffen (vgl. Merrick [2009] 2011, Kapitel 6, Cybersexualities and cyberfiction). Dies beinhaltete nicht zuletzt auch die Suche nach Cyborg-Geschichten, die Haraways Figur und dem Cyberpunk vorausgingen. Neben C. L. Moores »No Woman Born« wurde vor allem die Novelle »The Girl Who Was Plugged In« (1973) von James Tiptree, Jr. (aka Alice Sheldon) neu gelesen und diskutiert, in der elfengleiche Körperhüllen von »Fernhirnen«, das heißt von gar nicht elfengleichen tatsächlichen Personen, gesteuert werden. In der Neurezeption wird Tiptrees Novelle nicht nur als (verleugneter) Grundstein des Cyberpunk gelesen, sondern auch als frühe Cyborg-Geschichte.

In der Geschichte geht es um die junge, am Cushing-Syndrom leidende und entsprechend »ungestaltete« P. Burke, die nach einem Suizidversuch im Krankenhaus als »Fernsteuerung« für den wunderschönen weiblichen Körper namens Delphi ausgesucht wird. Delphi wurde ohne funktionierendes Gehirn aus einem modifizierten Embryo hergestellt. Ihre Funktion ist es, wunderschön und in Medien ständig präsent zu

sein, während sie Produkte konsumiert, für die nicht geworben werden darf – aus heutiger Perspektive ist Delphi also so etwas wie eine Influencerin. Die fünfzehnjährige Heranwachsende mit dem perfekten Körper ist über eine Satellitenverbindung mit P. Burkes Gehirn verbunden, das Delphi steuert. P. Burke ist also auch Delphis Gehirn, tatsächlich aber (auch) noch ihr alter Körper. P. Burke sehnt sich allerdings danach, ganz zur perfekten Delphi zu werden. Als ein reicher junger Mann sich in Delphi verliebt, verliebt sich auch die Delphi steuernde P. Burke in ihn. Der junge Mann entdeckt, dass seine Geliebte ferngesteuert ist, und will Delphi befreien – er hält sie für ein ›normales‹ Mädchen, das gegen seinen Willen von einer anderen Person gesteuert wird. Im Kontrollraum sieht er die in seinen Augen grotesk hässliche P. Burke, reißt deren Kabel aus und tötet so sie wie auch Delphi. Wie »No Woman Born« auch, befasst sich »The Girl Who Was Plugged In« folglich mit Körpern von Frauen, Schönheit und Identität, wenn auch aus einer wesentlich düsteren Perspektive (vgl. auch Merrick 2011 [2009], Kapitel 6, *Cybersexualities and cyberfiction*).⁵¹

Neuere Genealogien, wie sie beispielsweise von Jenny Wolmark in der Anthologie *Cybersexualities* (1999) oder von Mary Flanagan und Austin Booth in dem Fiktion ebenso wie Theorie versammelnden *reload: rethinking women + cyberculture* (2002) oder in Sherryl Vints Studie *Bodies of Tomorrow* (2007) hergestellt werden, betonen die Bedeutung von Körper und Materialität in diesen SF-Feminismen wie auch in den darauf folgenden Erzählungen über posthumane beziehungsweise posthumanistische Subjektivitäten. Sie (wie auch bereits die Verfechter*innen eines *Cyborg Writing*) kritisieren, dass der zentrale Fokus auf Computer, Netzwerke und den Cyberspace die Bedeutung anderer, für Cyborg- und posthumane Figurationen konstitutiver Technologien übergehe. Folgerichtig wenden sie sich verstärkt auch Biotechnologien, Gentechnik und Reproduktionstechnologien zu – Technologien, die auch für Haraways Cyborg von großer Bedeutung sind. Anstelle der Übersetzung von Körpern in (genetische) Codes thematisieren sie die Materialisierung von Information, oft auch in Form der Verkörperung anorganischer KIs. Cyberpunk ist in diesen Genealogien nur noch eine Facette des weiten Feldes einer Auseinandersetzung mit Technowissenschaften in den SF-Feminismen (vgl. Merrick 2011 [2009], Kapitel 6, *Cybersexualities and cyberfiction*).

3.2.6 Die Sprache der SF-Feminismen und ihre Bedeutung als imaginäre Ressource

Während Feminismen SF als Form des Schreibens herausfordern, erweitern und verändern, bedienen sie sich in den Erzählungen dennoch auch der Erzählkonventionen der SF. Doch wiederholen sie diese Konventionen nicht ›originalgetreu‹, sie verwenden sie anders, ironisieren sie, fordern sie heraus oder wandeln sie ab (vgl. Hollinger 1999, 35). Der Bedeutung von Sprache für Subjektivität wie auch für gesellschaftliche Vorstellungen und der spezifischen Weise, in der Sprache in der SF gelesen wird, schenken die SF-Feminismen große Aufmerksamkeit. Die Arbeit an einer geschlechterreflexiven, queerenden sowie kolonialismus- und rassistuskritischen Sprache ist folglich ein wichtiges Element der SF-Feminismen. Ursula Le Guin verwendete in *The Left Hand of Darkness* das vermeintlich generische Maskulinum, um die androgynen, nur zeitweise zu Reproduktionszwecken ein eindeutiges Geschlecht annehmenden *Gethenians* zu bezeichnen. Vielfach für diese Entscheidung kritisiert, korrigierte sich Le Guin, die

erst auf ihre Abneigung gegenüber erfundenen Pronomina hinwies, in dem Essay »Is Gender Necessary? Redux« (1989[1976]) selbst und räumte ein, dass es kein generisches Maskulinum gibt und die Verwendung des Maskulinum die Vorstellungskraft der Leser*innen bezüglich der *Gethenians* verengte. Mehr noch: sie wies darauf hin, dass die Pronomina, die sie verwendete, *ihr eigenes Denken* – und damit auch ihren alternativen Gesellschaftsentwurf – formten, festlegten und kontrollierten (vgl. Le Guin 1989 [1976], 145). Ann Leckie dagegen überraschte knapp vierzig Jahre später in ihrem Debütroman *Ancillary Justice* (2013; dt. 2015 von Bernhard Kempen: *Die Maschinen*) mit einem generischen Femininum. In der Sprache des bedeutendsten Volks in dem Roman, der Radchaa, spielt das Geschlecht keine Rolle und wird entsprechend nicht markiert. Da es im Englischen (und auch im Deutschen beziehungsweise überhaupt in sehr vielen Sprachen) nicht möglich ist, dies einfach umzusetzen, hat Ann Leckie sich für das generische Femininum entschieden. Im Folgenden die Eingangsszene des Romans, in der d* den Raadchai angehörende Erzähler*in auf einem kalten, fremden Planeten eine Bar betritt:

I rose and went into the tavern. The place was dark, the white of the ice walls long since covered over with grime or worse. The air smelled of alcohol and vomit. A barkeep stood behind a high bench. She was a native—short and fat, pale and wide-eyed. Three patrons sprawled in seats at a dirty table. [...].

»I'll rent a sledge,« I said, »and buy a hypothermia kit.«

Behind me one of the patrons chuckled and said, voice mocking, »Aren't you a tough little girl.«

I turned to look at her, to study her face. She was taller than most Nilters, but fat and pale as any of them. She out-bulked me, but I was taller, and I was also considerably stronger than I looked. She didn't realize what she was playing with. She was probably male, to judge from the angular mazelike patterns quilting her shirt. I wasn't entirely certain. It wouldn't have mattered, if I had been in Radch space. Radchaa don't care much about gender, and the language they speak—my own first language—doesn't mark gender in any way. This language we were speaking now did, and I could make trouble for myself if I used the wrong forms. It didn't help that cues meant to distinguish gender changed from place to place, sometimes radically, and rarely made much sense to me.

I decided to say nothing. After a couple of seconds she suddenly found something interesting in the tabletop. I could have killed her, right there, without much effort. I found the idea attractive. But right now Seivarden was my first priority. I turned back to the barkeep.

Slouching negligently she said, as though there had been no interruption, »What kind of place you think this is?«

»The kind of place,« I said, still safely in linguistic territory that needed no gender marking, »that will rent me a sledge and sell me a hypothermia kit. How much?« (Leckie 2013, 2 f.)

Kommuniziert ihre Hauptfigur mit Vertreter*innen anderer Welten, die sprachlich zwischen weiblichen und männlichen Personen unterscheiden, steht si*er jedoch vor der schwierigen Frage, welche Genusform anzuwenden ist. Dies wird noch dadurch erschwert, dass die Hauptfigur das Geschlecht von Personen, die aus fremden Welten

kommen, oft nicht auf den ersten Blick zuordnen kann. Andere Autor*innen schaffen neue Begriffe sowie einheitliche oder alternative Pronomina, um auf einer sprachlichen Ebene nicht wieder in (Hetero)Sexismen und eine Zweigeschlechterordnung zurückzufallen. So schafft Monique Wittig mit *Les Guérillères* einen Neologismus, der auf den Krieg – »guerre« – ebenso wie auf »guerilla« verweist und Vorstellungen eines kämpferischen feministischen Kollektivs heraufbeschwört. Im Roman verwendet Wittig durchweg den weiblichen Plural »elles«, um diesem den Status des maskulinen »ils« zu verleihen, das im Französischen Plural verwendet wird, so lange es sich nicht tatsächlich ausschließlich um Frauen handelt. Wittigs Vision einer neuen Gesellschaft bedarf auch einer neuen Sprache. In Marge Piercys androgynen *Mattapoisett* wiederum verwenden alle das geschlechtsneutrale Pronomen »per«. Und wieder andere Autor*innen, wie beispielsweise Scott, erfinden zusätzliche Pronomina, um alternative Geschlechter auch sprachlich angemessen zu repräsentieren. Das Potenzial dieses Gebrauchswertes der Sprache wird auch angesichts aktueller Debatten, um nicht zu sagen: erbitterten Kämpfe um eine geschlechterreflexive Sprache deutlich. Um den Unterstellungen entgegenzutreten, dass technologisch entwickelte zukünftige Gesellschaften weiß und westlich sind oder SF-Erzählungen selbstverständlich aus weißer, westlicher Perspektive verfasst sind, arbeitet Nalo Hopkinson mit einem von ihr entwickelten Creole. Auf diese Weise setzt sie ihre Vision vielfältiger Rassifizierungen und Kulturen sprachlich um und verleiht der SF eine postkoloniale Sprache.

Sprache ist dabei nur einer der Bereiche, in denen sich zeigt, dass SF – und gerade auch SF-Feminismen – sich durch kollektive Praxen auszeichnet. Sei es, dass Figuren aufgegriffen und neu oder weiter geschrieben werden, sei es, dass sprachliche Untersuchungen weitergetrieben oder variiert werden, sei es, dass Settings überarbeitet werden oder dass Ideen weiterverfolgt und/oder in veränderter Form weitergetrieben werden. Darüber hinaus zeichnet sich SF in besonderer Weise durch das Zusammenspiel von Autor*in, Text und Leser*in aus. Für die Entwicklung der SF schließlich waren und sind nicht allein Autor*innen und Verlage, sondern auch Herausgeber*innen, Diskussionen, Tagungen, Conventions, Magazine und nicht zuletzt Leser*innen und Fans von großer Bedeutung. Ich kenne keine andere Form des Schreibens, bei der Leser*innen und Fans so unmittelbar mit Autor*innen und Herausgeber*innen (und untereinander) kommunizieren und diese Form des Schreibens mitgestalten.

Die Arbeit an der Sprache und an Begriffen in den SF-Feminismen stellt darüber hinaus eine wertvolle Bereicherung der feministischen Theoriebildung dar. Doch ist es nicht die Sprache allein. Ausgangspunkte vieler SF-Geschichten sind die Fragen: was wäre, wenn ..., was könnte sein ..., wie sähe eine Welt ohne (diese) Herrschaft aus ..., wie kommen wir dort hin? SF kann daher auch ein Werkzeug kreativer Gedankenexperimente sein. Oft greifen diese Gedankenexperimente Debatten und Konzepte feministischer Theorien auf und erforschen diese in ihren imaginären Entwürfen. So können sie theoretische Diskussionen auf kreative Weise detailliert erforschen, kritisieren, ergänzen, in neue Richtungen lenken, weitertreiben oder auf Unstimmigkeiten hinweisen. Wenn sie abstrakte Fragen und Konzepte in eine fiktive Realität übersetzen, können SF-Geschichten darüber hinaus beim Lesen erfahrbar machen, wie *eine andere Welt gelebt, gefühlt, erfahren wird*. So dienen sie nachfolgenden Diskussionen und dem weiteren Nachdenken über theoretische Fragestellungen.

Das gesellschaftskritische Potenzial der SF schöpfen die Feminismen aus, wenn sie einerseits Gedankenexperimente zu und Weiterentwicklungen von feministischen

Fragestellungen einer kollektiven Leser*innenschaft bereitstellen und andererseits feministische Fragestellungen über (akademische) feministische Kontext hinaus verbreiten. Darüber hinaus erfinden und erkunden sie alternative Welten und alternative Subjektivierungen, die beim Lesen ebenfalls Teil der Erfahrung von Welt de*r Leser*in werden können. Gerade die SF-Feminismen können also Vergnügen bereiten, auch indem sie kollektive Bestrebungen, eine gerechtere und freiere Gesellschaft zu schaffen, vorantreiben. In diesem Sinne kann SF eine bedeutende kreative Form politischer Mobilisierung und imaginäre Ressource politischer Kämpfe sein.

3.3 Zusammenfassung

Was SF ist, welche Charakteristika sie auszeichnen, seit wann es SF gibt und wofür die Abkürzung steht, ist, so habe ich dargestellt, umstritten. Je nach Perspektive, Interesse, Kontext und Ziel verändert sich die Definition von SF. Verschiedene Autor*innen vermeiden es unter anderem aus diesem Grund, von *der* SF zu sprechen und betonen, dass es verschiedene SFs – oder SFFs (Science Fiction and Fantasy) – gibt. Diese wiederum als historisch gewordene zu betrachten, heißt auch, danach zu fragen, wann SF warum und in welcher Weise bestimmt wird, welche Texte Definitionen ein- beziehungsweise gerade ausschließen. Denn die Bestimmung von SF ist nicht nur eine ästhetische und formale, sondern auch eine soziale und politische Frage. Bereits in den 1960er Jahren wurde die Wissenschaftsfrage in der SF gestellt, also die Frage danach, welche Wissenschaften als Grundlagen der Spekulationen in der SF gelten und ob das S in SF überhaupt für *Science* oder nicht doch eher für *Speculation* steht. Die Insignien der Naturwissenschaften und der Technologie machen, wie Judith Merrill feststellte, noch keine SF. Diese zeichnet sich vielmehr durch die Anwendung von Logik oder einer wissenschaftlichen Methode in der Imagination aus. Beginnend in den 1970ern, umfassender erst seit den 2000er Jahren, wird diskutiert, dass SF nicht ausschließlich von weißen, heterosexuellen, englischsprachigen US-amerikanischen Autoren geschrieben wurde und wird.

Die Entstehung von SF *als spezifischer Art, Sprache zu lesen, und als Form des Schreibens* steht jedoch in Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Imagination des Zwanzigsten Jahrhunderts. SF ist ebenso sehr ein Modus des Schreibens wie des Lesens. Denn Sprache wird in der SF anders gelesen als in ›profaner‹ Literatur: buchstäblich und gerade nicht – oder zumindest nur zweitrangig – metaphorisch. Diese Buchstäblichkeit verleiht der Sprache neben einem Tausch- auch einen Gebrauchswert. Dieser liegt beispielsweise im Finden angemessener, nicht sexistischer, klassistischer, ableistischer oder rassistischer Bezeichnungen. Diese können zeigen, dass auch andere gesellschaftliche Vorstellungen einer Personengruppe, Sache etc. möglich sind. Darüber hinaus kann die SF bei Leser*innen den Affekt auslösen, etwas völlig Fremdes vertraut erscheinen zu lassen, sobald es bezeichnet ist. Sprache ist folglich einer der Bereiche, in denen SF direkt auf gesellschaftliche Verhältnisse einwirken kann.

SF als Art des Lesens und Modus des Schreibens zeichnet sich weiterhin durch die Herstellung eines Dialogs zwischen Text und Leser*in sowie zwischen erzählter Welt und empirischer Welt de*r Leser*in aus. Einerseits erforschen Leser*innen wie Detektiv*innen oder Anthropolog*innen die erzählte Welt und entschlüsseln diese

während des Lesens Seite für Seite. Andererseits vergleichen Leser*innen die erzählte Welt mit ihrer eigenen Erfahrungswelt. Und da es sich eben um SF handelt, unterscheiden sich diese Welten in gravierender Weise, wie auch die erzählte Welt buchstäblich Stück für Stück entschlüsselt werden muss, SF relativiert auf diese Weise die Gegenwart, zeigt sie als nur *eine* Möglichkeit – und zeigt damit auch, dass gesellschaftliche Verhältnisse historisch geworden und somit veränderbar sind. Im besten Falle kann SF Leser*innen an die Randzonen des Verstehens und an die Grenzen der Vorstellungskraft bringen – und diese in der Leseerfahrung erweitern. Im Dialog zwischen erzählter und empirischer Welt kann SF den kognitiven, imaginären wie auch emotionalen Horizont ihrer Leser*innen erweitern. Im Lesen materialisieren sich diese imaginären Welten. SF handelt also weniger von der Zukunft als vielmehr von der Gegenwart und von Alternativen zur Gegenwart: Soll diese Gegenwart in Zukunft wirklich unsere Vergangenheit gewesen sein? In die Zukunft weist die SF, weil Autor*innen mögliche Wege in eine – gewünschte ebenso wie gefürchtete – Welt aufzeigen. Auch auf diese Weise kann SF eine wertvolle imaginäre Ressource für politische Kämpfe sein.

Für die in den späten 1960er Jahren einsetzende Nutzung dieser Ressource zu feministischen Zwecken wurden verschiedene narrative Strategien entwickelt: Geschlechter werden beispielsweise so umgeschrieben, dass sie nicht der Norm entsprechen, um die eigene Vorstellungskraft aus den Fesseln von Geschlechterstereotypen zu befreien wie die Figur der Jael in Russ' *The Female Man*. Oder es werden alternative Geschlechter erfunden bzw. andere Figuren, die unserem irdischen Vorstellungsvermögen nicht unterworfen sind wie Vampir*innen, hermaphroditische Spezies, Aliens und Cyborgs. Eine weitere Strategie ist die Darstellung von Androgynie bzw. Welten oder Universen, die nicht nach Geschlechtern unterscheiden, wie Marge Piercys *Woman on the Edge of Time* oder Ursula Le Guins *The Left Hand of Darkness* – eine Strategie, die insbesondere in den Anfängen der SF-Feminismen versucht wurde, aber auch in späteren Jahren immer wieder aufgegriffen wurde. Ebenfalls seit Anbeginn werden separatistische Welten beschrieben, in denen es entweder nur ein Geschlecht gibt oder die Geschlechter getrennt leben – Joanna Russ beispielsweise beschreibt in *The Female Man* gleich beide separatistischen Varianten. Eine aktuellere Exploration des Potentials eines Geschlechts jenseits der Geschlechteropposition, die gerade den Unterschiedlichkeiten innerhalb eines Geschlechts nachforscht, ist etwa Nicola Griffith' Roman *Ammonite* (1992; dt. 1997 von Ingrid Herrmann *Ammonit*), für den der Autorin sowohl der Lambda als auch der James Tiptree, Jr. Award verliehen wurde. Und schließlich werden gerade in queeren Entwürfen Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität defamiliarisiert, indem sie alternativen Welten und deren Geschlechter- und Sexualitätskonzeptionen gegenübergestellt werden, wie beispielsweise in Melissa Scotts *Shadow Man*.

Damit komme ich im folgenden Kapitel zurück zur zentralen Figur und der bestimmenden Perspektive dieser Arbeit: d* Cyborg und die UnMöglichkeit der Überwindung dualistischer Strukturen. Dass Haraways Einsatz, d* Cyborg als Verkörperung eines Denkens jenseits von Dualismen zu betrachten, grundsätzlich einleuchtet, habe ich in Kapitel 2 dargestellt. In diesem Kapitel habe ich argumentiert, dass es darüber hinaus angemessen ist, den SF-Feminismen kraft ihres erzählerischen Potentials gute

Voraussetzungen für die spekulierend-performative Umsetzung dieser Vorstellung zu attestieren. Gelingt sie exemplarisch in Marge Piercys *He, She and It*? Davon handelt das folgende Kapitel.

Anmerkungen

- 1 https://en.wikipedia.org/wiki/Definitions_of_science_fiction; zuletzt aufgerufen: 2.6.2021
- 2 Die bedeutende SF-Autorin Ursula K. Le Guin beispielsweise kritisierte mehrfach anerkannte Autor*innen wie Margaret Atwood oder Kazuo Ishiguro, die sich von SF und/oder Fantasy distanzieren. So schreibt Le Guin beispielsweise in einer Rezension von *The Year of the Flood* (2009), dass die mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ebenso wie mit dem in der SF wichtigen Arthur C. Clarke Award ausgezeichnete Margaret Atwood behaupte, keine Science Fiction zu schreiben, obwohl bereits ihre frühen Romane *The Handmaid's Tale* (1985), *Oryx and Crake* (2003) und eben auch *The Year of the Flood* ganz klar der SF zuzuordnen seien. (Vgl. www.theguardian.com/books/2009/aug/29/margaret-atwood-year-of-flood; zuletzt aufgerufen: 1.6.2021 und Atwood 2011, 5f) Le Guin vermutet, dass Atwood und andere anerkannte Autor*innen ihr Werk davor schützen wollen, in ein »(sub)literarisches Ghetto« geschoben zu werden, um das engstirnige Leser*innen, Rezensent*innen wie auch Preisverleiher*innen einen großen Bogen machten. Atwood hat darauf mit einem Artikel reagiert, in dem sie ihr Verständnis von *Science* im Unterschied zu *Speculative Fiction* erläutert sowie mit *In Other Worlds. SF And the Human Imagination* (2011). In Folge haben Atwood und Le Guin mehrfach öffentlich über ihr jeweiliges Verständnis von SF diskutiert.
- 3 Vgl. hierzu Fink 2019
- 4 Vgl. beispielsweise Paige Allen, »The Ordinary Lack of Representation in *The Handmaid's Tale*«, *Black Girl Nerds*, 10.5.2017, online: <https://www.blackgirlnerds.com/handmaids-tale-review-tv-show/>; Priya Nair, »Get Out of Gilead. Anti-Blackness in ›The Handmaid's Tale‹«, *bitch media*, 14.4.2017, online: <https://www.bitchmedia.org/article/anti-blackness-handmaids-tale>, Jenn M. Jackson, »It's even harder to watch ›The Handmaid's Tale‹ when you know Black women's history. *WaterCoolerConvos At the intersections of Blackness, culture, and adulating*, 9.6.2017; online: <http://watercoolerconvos.com/2017/06/09/black-womens-history-and-the-handmaids-tale/>, Steven Barnes, »Why I prefer ›Fallout 4‹ to ›A Handmaid's Tale‹«, 3.8.2017, online: <https://stevenbarneslife.wordpress.com/2017/08/03/why-i-prefer-fallout-4-to-a-handmaids-tale/> (alle zuletzt aufgerufen: 17.4.2018)
- 5 *Romance* meint hier nicht den Liebesroman, sondern die fantastische Geschichte. Der Merriam Webster definiert *romance* folgendermaßen: »a prose narrative treating imaginary characters involved in events remote in time or place and usually heroic, adventurous, or mysterious.«
- 6 Andere bezeichnen das Gegenstück nicht als »realistische«, sondern als »mimetische« Fiktion (siehe z. B. Oziewicz 2017). Wieder andere sprechen von SF in Abgrenzung zu »mundane literature«, also irdischer oder profaner Literatur, so zum Beispiel der SF-Autor und Literaturwissenschaftler Samuel Delany oder auch Haraway im Cyborg-Manifest (vgl. Delany 2009 [1978] und 2012 [1984] sowie CM, 70).
- 7 Beeinflusst darüber hinaus in hohem Maße von den Entwicklungen der Druckindustrie. So hat der Wandel von den *Pulps* zum billigen Taschenbuch für den Massenmarkt zu großen Veränderungen in der SF geführt.
- 8 Der nicht minder bedeutende SF-Autor und Literaturwissenschaftler Samuel Delany nennt Merril die vielleicht wichtigste Kritikerin innerhalb der SF. Die Geschichte der SF von 1956–1969 könne nur kennen, wer die brillanten Kommentare gelesen habe, die Merrills *Best-of-the-year*-Anthologien einleiten. Vgl. Delany 2012 [1984], 161 FN 4
- 9 Wie die Figuration d* Cyborg.
- 10 Suvin erklärt seinerseits das Gros der SF zu Schund und schließt dieses aus seinen Bestrebungen explizit aus: »90 or even 95 percent of SF production is strictly perishable stuff, produced in view of instant obsolescence for the publisher's profit and the writer's acquisition of other perishable commodities.« (Suvin 1979, vii)
- 11 Auf den Aspekt der Verfremdung komme ich in Abschnitt 4.1.5 ausführlicher zu sprechen.

- 12 Merrill grenzt diese zeitlich ein, sie bezieht sich auf die dystopische Literatur bis um 1900. Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, dass sie selbst in der Zeit vor dem vermehrten Erscheinen dystopischer Romane in den 1980er und in einer zweiten Welle in den 2010er Jahren schreibt.
- 13 Heinlein nutzte den Begriff 1941, um die seines Erachtens ambitionierteste und hochwertigste Science Fiction zu bezeichnen. Die Erzählungen beschäftigten sich weniger mit Wissenschaft und Technologie als vielmehr mit den Handlungen von Menschen in Reaktion auf eine durch Wissenschaft oder Technologie neu entstandene Situation. Gegenstand der *Speculative Fiction* seien menschliche und nicht technische oder technologische Probleme. Heinlein formulierte diese Definition gerade auch in Abgrenzung zu populärer und trivialer Science Fiction. (Vgl. Oziewicz 2017) Wie auch Darko Suvin nach ihm, schließt er also alle SF aus seiner Definition aus, die seinen Ansprüchen nicht genügt.
- 14 Joanna Russ bestimmt dies später als weiteres Alleinstellungsmerkmal, denn nur in der SF gehöre es zu den Grundgedanken, dass etwas herauszufinden oder etwas über etwas zu wissen, unabhängig von dem praktischen Nutzen dieses Wissens, von entscheidendem Wert sei (Russ 1995 [1975], 11).
- 15 Ihre Romane *The Handmaid's Tale*, *Oryx and Crake* und *The Year of the Flood* fielen in letztere Kategorie. Aus diesem Grund bezeichne sie diese nicht als Science Fiction – und nicht aus dem ihr nicht nur von Ursula Le Guin unterstellten Standesdünkel. (Vgl. ebd.)
- 16 Da Delany sich gerade dagegen wehrt, SF als literarisches Genre zu bezeichnen, sondern darauf insistiert, dass SF ein Modus des Schreibens und eine Art des Lesens ist, verwende ich hier den Begriff des »Modus«.
- 17 Etwa Nathalie Rosinsky (*Feminist Futures: Contemporary Women's Speculative Fictions*, 1984) und Marleen Barr (*Alien to Femininity: Speculative Fiction and Feminist Theory*; 1987)
- 18 Beispielsweise Sarah LeFanu, die zur gleichen Zeit eine wichtige Anthologie (*Despatches from the Frontiers of the Female Mind*, 1986, gemeinsam mit Jen Green) herausgegeben sowie eine Untersuchung zu *Feminism and Science Fiction (In the Chinks of the World Machine*, 1988) verfasst hat.
- 19 So wird der Otherwise Award for works of speculative fiction which explore and expand gender (ehemals James Tiptree, Jr. Award) laut Webpage verliehen für »science fiction, fantasy, and other forms of speculative narrative that expand and explore our understanding of gender.« Und die Organsiator*innern betonen: » We encourage each jury to take an expansive view of ›science fiction and fantasy,‹ considering works that don't fit into a narrow genre definition. « Vgl. <https://otherwiseaward.org/about-the-award> (zuletzt aufgerufen am 1.6.2021)
- 20 So bemerkt die afrikanisch-karibisch-kanadische SF-Autori*n Nalo Hopkinson beispielsweise, dass sie lange und angestrengt nachdenken musste, was die fantastischen Elemente in ihrem SF-Roman *Midnight Robber* (2000) sein sollen, auf die sich einige Kritikeri*nnen bezogen. Vgl. Hopkinson und Nelson 2002, 99
- 21 Die Diskussion um *Slipstream*, einem von Bruce Sterling eingebrachten Begriff für SF, die nicht Genre-SF ist, das heißt SF, die ein ›höheres‹ literarisches Niveau beansprucht, beispielsweise verdeutlicht diese Schwierigkeit aktuell.
- 22 SF als Ereignisse, die nicht geschehen sind, unter anderem laut Delany und Russ die spezifische Möglichkeitsform der SF, widerspricht folglich Atwoods Verständnis. Denn diese bestimmt SF so, wie Delany Fantasy beschreibt: als Ereignisse, die nicht geschehen sein könnten.
- 23 Russ' Charakterisierung, dass es um das Unentscheidbare geht in Kombination mit dem Anspruch, dass der Text nicht metaphorisch gelesen werden soll, entspricht tatsächlich Tzvetan Todorovs bahnbrechender Bestimmung der Phantastik, die nach wie vor Ausgangspunkt fast aller Bestimmungsversuche des Phantastischen ist.
- 24 Suvin erläutert in diesem Postskriptum, dass er davon ausgegangen sei, der Lauf der Geschichte bewege sich auf einen Sozialismus oder demokratischen Kommunismus hin,

- als er diesen Essay Ende der 1960er Jahre verfasste. Daher habe er seine Argumentation vor dem Hintergrund eines »unschuldigen und naiven Formalismus« formuliert (ebd.) Die Klärung, worauf sich Kognition bezieht, ist offensichtlich erst angesichts des Nicht-eintretens dieser Erwartung notwendig geworden. Den »unschuldigen und naiven Formalismus« führt Simon Spiegel allerdings auf den Umstand zurück, dass Suvin kein Konzept der fiktionalen Welt habe. Verfremdung spiele sich für ihn auf der Ebene der Darstellungsweise ab, also *wie* etwas dargestellt wird. Tatsächlich jedoch bezöge sich Suvins Gegenüberstellung von Vertrautem und Fremden nicht auf die formale Ebene, sondern auf die der Handlung, also der *Diegese* bzw. dessen, *was* dargestellt wird. (vgl. Spiegel 2016)
- 25 So der Titel eines seiner Werke: *Demand the Impossible: Science Fiction and the Utopian Imagination* (London and New York: Methuen, 1986)
- 26 Ein Ames-Raum wirkt wie ein gewöhnliches rechtwinkliges Zimmer, ist jedoch trapezförmig verzerrt. Den Betrachter*innen erscheint die gegenüberliegende Wand parallel, tatsächlich ist eine der beiden Ecken weiter entfernt als die andere. Stellen sich zwei gleich große Personen in diese Ecken, scheint die weiter entfernte Person kleiner als die andere zu sein. In der linken Ecke erscheint eine Person sehr klein, in der rechten hingegen sehr groß. Geht sie entlang der Wand von links nach rechts, scheint sie zu wachsen und in der anderen Richtung zu schrumpfen. Diese wie auch andere optische Täuschungen sollen veranschaulichen, dass beim Sehen die Erfahrung (Grundrisse von Räumen sind rechtwinklig) entscheidend ist.
- 27 Das Konzept des »Verlernens« wurde von Gayatri Spivak entwickelt. María do Mar Castro Varela und Alisha M.B. Heinemann skizzieren es folgendermaßen: »Verlernen ist nicht gleichzusetzen mit Vergessen. Verlernen ist eine aktive kritisch-kollektive Intervention. Es geht dabei darum, hegemoniale Wissensproduktionen zu hinterfragen – und zwar bezüglich Form, Inhalt und Protagonist*innen.« (Castro Varela und Heinemann 2016, 2)
- 28 Entsprechende Kritiken formulieren beispielsweise Lefanu 1988, 86ff und die SF-Autorin und -Kritikerin Gwyneth Jones, unter anderem in ihrem Beitrag zu feministischer SF in *The Routledge Companion to Science Fiction* (2009, 485). Allerdings sei erwähnt, dass sowohl Lefanu als auch Jones die kritisierten Autorinnen (wie C. L. Moore, Judith Merril und Naomie Mitchinson, bei Lefanu auch Le Guin, Mary Gentle und Vonda MyIntyre) und deren Werke – wenn auch kritisch – referieren und folglich nicht unterschlagen.
- 29 Vgl. exemplarisch das Kapitel »On Genre Fiction« in Patricia Dunckers *Sisters and Strangers. An Introduction to Contemporary Feminist Fiction* (1992, 89–131). Auch die Vielzahl und Diversität feministischer (und) lesbischer Krimis in den 1980er und 1990er Jahren hat nur verhältnismäßig wenig Beachtung in feministischen Literaturwissenschaften gefunden, obwohl in vielen dieser Krimis nicht nur Themen feministischer Bewegungen wie Kollektivität, SM, Gewalt in lesbischen Beziehungen und andere mehr verhandelt werden, sondern durch sie auch das Spektrum an Darstellungen weiblicher Figuren eine enorme Erweiterung erfahren hat.
- Ein aktuelleres Beispiel feministischer Ignoranz gegenüber sogenannter *Genre Fiction* ist die Auseinandersetzung um *Chick Lit*. Bei dieser handelt es sich um Geschichten, die sich den Irrungen und Wirrungen einer Heldin widmen, zu denen häufig romantische Beziehungen, Freundinnenschaften und Probleme am Arbeitsplatz gehören. Erzählt werden diese häufig in leichtherziger und humorvoller Weise, weshalb sie in der feministischen Literaturkritik öfter als »postfeministisch« verworfen werden.
- 30 Vgl. die Website von Wiscon: <http://wiscon.net>; zuletzt aufgerufen am 26.4.2018; sowie Merrick 2009, insbesondere Kapitel 5
- 31 Vgl. <http://carlbrandon.org/awards>; zuletzt aufgerufen: 26.4.2018
- 32 Gwyneth Jones etwa argumentiert, dass Cavendish in dem neuen Unterfangen, über (Natur-) Wissenschaft zu schreiben, dezidiert Raum für Frauen eingefordert und das wissenschaftliche »Establishment« verspottet habe, wohingegen Mary Wollstonecraft in

- Frankenstein*, der von Brian Aldiss als erster SF-Roman bezeichnet wird, kein Wort über die Rechte von Frauen verliere. (Vgl. Jones in *The Routledge Companion to Science Fiction*, 484)
- 33 Für die feministische SF ist Lefanu darüber hinaus als Herausgeberin von großer Bedeutung: In den 1980er und 1990er Jahren war sie Senior Editor der *Women's Press* und legte neue wie auch vergriffene feministische SF-Werke (wieder) auf.
- 34 SF galt lange als weiße Form des Schreibens und Delany als der einzige Schwarze SF-Autor, bis Mitte der 1970er Jahre Octavia Butler Bekanntheit erlangte. Eben weil nur die Namen der Autor*innen der Pulp-Magazine bekannt waren, lässt sich, so Delany, nicht sagen, ob es sich tatsächlich ausschließlich oder vorwiegend um weiße Autoren handelte: »we simply have no way of knowing if one, three, or seven of them—or even many more—were not blacks, Hispanics, women, native Americans, Asians, or whatever.« (Delany 2000, 384).
- 35 Ohne Angabe, wer die Übersetzung gemacht hat.
- 36 Die Bedeutung dieses Romans nicht nur für die SF-Feminismen zeigt sich u. a. in den vielen Übersetzungen ins Deutsche – ein Privileg, das nur sehr wenigen feministischen SF-Romanen zuteil wurde. Viel üblicher ist, dass die Romane nur eine begrenzte Zeit verfügbar sind, da auch Neuauflagen eine Seltenheit sind. *The Dispossessed* erschien 1976 in der Übersetzung von Gisela Stege unter dem Titel *Planet der Habenichtse*, 1982 hatte diese Fassung bereits die 5. Auflage erreicht. 2003 erschien der Roman unter dem gleichen Titel, aber in der Übersetzung von Hiltrud Bontrup und mit einem Nachwort von Joachim Körber. 2006 übersetzte dieser *The Dispossessed* auf Grundlage der Übersetzung von Hiltrud Bontrup neu. Diese Fassung erschien unter dem Titel *Die Enteigneten* und 2017 schließlich übersetzte Karen Nölle *The Dispossessed* ein weiteres Mal neu, ihre Übersetzung wurde unter dem Titel *Freie Geister veröffentlicht*.
- 37 Einige feministische Dystopien der 1980er wurden in den letzten Jahren nicht zuletzt seit der Inauguration Donald Trumps in den USA sowie der Kämpfe um weiße, christliche und männliche Vorherrschaft in Europa wiederentdeckt und -gelesen beziehungsweise für das Fernsehen adaptiert. Margaret Atwoods *The Handmaid's Tale* (dt. 1989 von Helga Pfetsch, *Der Report der Magd*) beispielsweise wurde 2017 – also 32 Jahre nach dessen Erscheinen – auf amazon.com als meistgelesener (respektive verkaufter) Roman gelistet. Mit der ziemlich getreuen TV-Adaption des Romans gewann ebenfalls 2017 erstmals eine Produktion eines Streamingdienstes (Hulu) den Emmy-Award in der gewichtigen Kategorie Bestes Drama, neben weiteren Auszeichnungen. Ein weiteres Beispiel ist die herausragende *Native Tongue*-Trilogie von Suzette Haden Elgin. Meines Wissens beschränkte sich das Interesse an *Native Tongue* in den letzten dreißig Jahren auf spezialisierte Felder in feministischen Sprachwissenschaften und/oder der Science Fiction. 2016 jedoch hat Heyne die deutsche Übersetzung der ersten beiden Teile der Trilogie neu aufgelegt. Vgl. Fink 2019
- 38 Konkret geht es hier um Kurzgeschichten von William Gibson, zum Teil auch in Ko-Autorenschaft mit anderen wichtigen Vertretern des Cyberpunk, wie Sterling selbst.
- 39 Für die Verbindung Jael-Molly vgl. auch Delany 1994, 164–185, insbes. 173f, Nixon 1992 und Cortiel 2005, 504 sowie Fink 2001.
- 40 Hier der besseren Lesbarkeit halber zitiert in der Übersetzung von Werner Fuchs (1979), im Original lautet der Text: »a hard, screeching yell that ends in gasps and rusty sobbing, as if some mechanical vulture on a gigantic garbage heap on the surface of the moon were giving one forced shriek for the death of all organic life.« (*Female Man*, 159)
- 41 Bereits Jirel of Joiry, C. L. Moores Heldin hat funkelnde Augen: »the yellow blaze of her eyes held fury as a crucible holds fire.« (C. L. Moore, »The Black God's Kiss.« *Weird Tales*, 1934)
- 42 Darüber hinaus schildert Russ im Roman befriedigenden lesbischen Sex, den nicht Jael, sondern Janet hat, und auch Joanna begehrt gegen Ende des Romans lesbisch.
- 43 Zu dieser Trilogie zählen außerdem die Romane *Count Zero* (1986) und *Mona Lisa Overdrive* (1988).
- 44 In der Einleitung zur von ihm herausgegeben Cyberpunk-Anthologie mit dem Titel *Mirrorshades* schreibt Bruce Sterling: »Mirrored sunglasses have been a Movement totem

- since the early days of '82. The reasons for this are not hard to grasp. By hiding the eyes, mirrorshades prevent the forces of normalcy from realizing that one is crazed and possibly dangerous. They are the symbol of the sunstaring visionary, the biker, the rocker, the policeman, and similar outlaws. Mirrorshades—preferably in chrome and matte black, the Movement's totem colors—appeared in story after story, as a kind of literary badge.« (Sterling 2016 [1986], Preface)
- 45 Abermals im Vorwort zu *Burning Chrome*, einer Sammlung von Kurzgeschichten von William Gibson (zum Teil in Ko-Autorenschaft mit anderen wesentlichen Vertretern des Cyberpunk, wie Sterling selbst)
- 46 »Confused, self-involved, and stale«
- 47 Die Argumente der *Sad Puppies* und der *Rabid Puppies*, die sich in ihren Kampagnen bei den Hugo Awards von 2013–2016 gegen Werke von Frauen, queeren und Trans*-Autor*innen sowie gegen Autor*innen of Color richteten, erinnern an Sterlings Charakterisierung. Vgl. auch Kapitel 4.1.5.
- 48 So die Bestimmung von Cyberpunk der SF-Autorin* Melissa Scott; Scott zitiert nach Merrick 2011[2009], Kapitel 6, What's in a name.
- 49 Beispielsweise Piercy's *He, She and It* (1991), Mary Rosenblums *Chimera* (1993; dt. 1996 von Norbert Stöbe, *Virtuelles Fleisch*), Melissa Scott's *Trouble and Her Friends* (1994) und *The Jazz* (2000), oder Laura Mixon's *Proxies* (1998). Ich würde auch Nicola Griffith' *Slow River* (1995) hier verorten, auch wenn die Autorin* nichts mit Cyberpunk zu tun haben will (vgl. Merrick 2009] 2011, Kapitel 6, What's in a name).
- 50 Die Originalquelle ist leider nicht mehr verfügbar.
- 51 Eine Umarbeitung des Themas, zur schönen Hülle (für Werbezwecke) werden zu wollen findet sich in Pat Cadigans Kurzgeschichte »Pretty Boy Crossover« (1989). Hier ist es allerdings signifikanterweise ein junger Mann, der zum schönen Schein werden will.

4. Marge Piercys Cyborgversionen: *He, She and It*¹

An *He, She and It* lassen sich verschiedene Debatten zur SF nachzeichnen: Die Frage nach den Ursprüngen der SF beziehungsweise den Trennlinien zwischen SF, dystopischem Roman, *Gothic Fiction*, Fantasy und (jüdischer) Folklore oder Volksmärchen zum einen. Der Roman wird im Rahmen des dystopischen Romans wie auch im Kontext der SF-Feminismen wie auch im Kontext jüdischer Folklore beziehungsweise zeitgenössischer jüdisch-amerikanischer Literatur rezipiert, weil er Elemente von allen aufweist. Zum anderen zeigt sich anhand von *He, She and It*, dass sich in den SF-Feminismen *Cyborg Writing* und Cyberpunk verbinden lassen, der Cyberpunk keineswegs notwendig misogyn und ›carnephob‹ beziehungsweise körperfeindlich sein muss. *He, She and It* ist folglich eines der vielen Beispiele für ein Schreiben, das verschiedene Formen vermischt und dabei über jede hinausgeht. Dennoch wurde der Roman mit dem *Arthur C. Clarke Award* ausgezeichnet, dem prestigeträchtigsten britischen SF-Preis. Dabei ist Marge Piercy keine ausgesprochene SF-Autorin. Bekannt ist sie als Lyrikerin und politisch aktive Autorin von siebzehn Romanen und 19 Gedichtbänden.² Neben *He, She, and It* wird lediglich der bereits erwähnte Roman *Woman on the Edge of Time* im Kontext nicht nur der feministischen Utopie, sondern auch der SF-Feminismen diskutiert. Darüber hinaus wurde das dystopische Kapitel 15 verschiedentlich als Vorwegnahme des Cyberpunk gelesen.³ Connie Ramos, die *Frau am Abgrund der Zeit*⁴, ist im »Rockover State Psychiatric Hospital« in New York hospitalisiert und steht gleichzeitig in Kontakt zum utopischen Mattapoisett. Um die Patient*innenversuche mit Gehirnimplantaten in diesem Roman zu beschreiben, hatte Piercy Forschungen des *Rockland State Hospital* verwendet, der Klinik also, in der Clynes und Kline ihre Cyborgforschung betrieben (vgl. Haraway 1995x: XVI, Haraway 1997, 281 und Haraway 2013). Für eine Cyborglektüre im Anschluss an Haraway bietet sich *He, She, and It* aus mehreren Gründen an. Zum einen ist der Roman, wie auch Carlen Lavigne in ihrer Studie zu Frauen im Cyberpunk, Feminismus und Science Fiction feststellt, eines der gelungensten Beispiele für die Fortsetzung von Haraways Theorie in einem literarischen Gedankenexperiment (Lavigne 2013, 91), so dass sich die Frage stellt, welche Anregungen für die theoretische Diskussion eine Rückbindung des Romans bietet. Zum anderen stellt Haraway selbst mehrfach den Zusammenhang zwischen ihren und Piercys Cyborgs her, wenn sie beispielsweise festhält, dass ihr Cyborg-Manifest von *Woman on the Edge of Time* beeinflusst sei (vgl. Haraway 1995x: XVI, Haraway 1997, 281 und Haraway 2013). Sowohl Pier-

cys als auch Haraways Betrachtungen sind von der Frage, »was, wenn es so weitergeht« motiviert, verlieren aber die Frage, »was wäre, wenn« dabei nicht aus dem Auge (vgl. Piercy 2003, o. S.). Entsprechend malen beide eine utopische wie auch eine dystopische Welt aus und plädieren vehement dafür, in der Gegenwart Verantwortung für die Zukunft zu übernehmen. Beide betonen die Bedeutung oppositioneller Lese- und Schreibpraktiken, insbesondere hinsichtlich dessen, wer innerhalb einer Gesellschaft als (mit Rechten ausgestattete) Person gilt, und in Bezug auf Auseinandersetzungen darum, was als Wissen und was als Geschichte zählt. Auch in ihrem auf *Simians, Cyborgs, and Women* folgenden Buch, *Modest_Witness@Second_Millennium.FemaleMan@_Meets_Onco-Mouse*[®], bezieht sich Haraway mehrfach auf Piercy und greift Figuren aus *He, She, and It* auf (vgl. Haraway 1997, 1f, 21f.). Marge Piercy ihrerseits weist in den Danksagungen zu *He, She, and It* darauf hin, dass sie sich außer von William Gibsons *Neuromancer* von Donna Haraways Cyborg-Manifest hat inspirieren lassen, was eine aufmerksame Lektüre ohnehin deutlich macht. Zwischen Cyborg-Manifest und *He, She and It* lässt sich das Wechselspiel zwischen feministischer Theoriebildung und SF bzw. zwischen theoretischen und literarischen Explorationen von Cyborg-Bildern also besonders gut nachvollziehen. Hier ist eine Bewegung deutlich zu beobachten, die typisch für feministische wie auch für queere Wissensproduktionen ist: Das Aufgreifen von Konzepten, Figuren, Gedanken aus einem Feld feministischer und/oder queerer Wissensproduktion, um in einem anderen Feld damit weiterzuarbeiten, dessen Potenziale dort zu erkunden und auszuprobieren, was passiert, wenn eine Idee in ein anderes Feld oder Medium transferiert wird. Denn jedes Medium ermöglicht etwas anderes. Haraway und Piercy verbindet darüber hinaus das Interesse an sozialistisch-feministischen Politiken.

Im Folgenden soll es also darum gehen herauszuarbeiten, wie dieses geteilte Interesse in Piercys Roman durchgeführt und konkretisiert – oder: mit erzählerischen Mitteln performiert – wird. Inwiefern gelingt es ihr, unter Rekurs auf den Cyborg-Topos die Implosion von Dualismen zu befördern? Welche Begrenzungen tun sich auf, die neues, weiterführendes Nachdenken über das Anliegen und die Strategien seiner Umsetzung erforderlich machen? Ich werde dazu Piercys Weltentwurf und die von ihr ins Zusammenspiel gebrachten Figuren untersuchen, indem ich zuerst die wichtigsten Schauplätze des Romans vorstelle, um mich dann vier Figuren zuzuwenden, die explizit als Cyborgs eingeführt werden (Yod und Nili) oder sich als solche lesen lassen (Gadi und Malkah). In den abschließenden Anmerkungen zu Piercys Cyborg-Visionen werde ich zeigen, dass es insofern an der erforderlichen Radikalität missen lassen, als sie jenen Dualismen, die sie in Zweifel ziehen wollen, in negativer Abgrenzung verhaftet bleiben. Zur schärferen Konturierung dieses Arguments schließt das Kapitel mit der Darstellung einer alternativen Vorgehensweise, einem Exkurs zur afrofuturistischen SF aus der Feder Octavia Butlers.

4.1 Setting

He, She and It verfolgt zwei parallele Erzählstränge: Einer ist im ehemaligen jüdischen Viertel Prags um 1600 angesiedelt und greift auf die Geschichte des Oberrabbiners Judah Löw – in vollem Namen Jehuda ben Beza'el Löw – zurück. Der Legende nach, die vorwiegend im 19. Jahrhundert entstand (vgl. Grauer 2000, 50), schuf der Rabbi auf dem Dachboden der Altneuschul aus Lehm einen Golem. Der zweite Erzählstrang erzählt vom Cyborg Yod, d* in der nahen Zukunft auf dem nordamerikanischen Kontinent in der freien jüdischen Stadt Tikva (hebräisch für Hoffnung) vom Wissenschaftler Avram Stein konstruiert und von ihm sowie der Chimären-Designerin Malkah Shipman programmiert wird. Beide – Golem wie Cyborg – wurden erschaffen, um die jeweilige jüdische Gemeinde vor einer Bedrohung von außen zu beschützen. »Das Schreiben der Cyborgs handelt vom Willen zu Überleben,« schreibt auch Haraway im Manifest. »Werkzeuge sind häufig wieder- und neu erzählte Geschichten, Versionen, die die hierarchischen Dualismen naturalisierter Identitäten verkehren und verrücken« (CM, 64). Im Roman schafft Malkah Shipman darüber hinaus eine unmittelbare Verbindung zwischen beiden Geschichten: Via elektronischer Kommunikation – im Cyberspace – erzählt sie d* Cyborg die Legende vom Rabbi Löw und dem Golem. Im Aufbau des Romans folgen jeweils (mit einer Ausnahme) auf zwei Kapitel, die sich mit d* Cyborg befassen, ein Kapitel über den Golem, jeder Episode d* Cyborg wird auch inhaltlich eine des Golems gegenübergestellt. Dabei werden die Golem-Kapitel in der ersten Person von Malkah Shipman erzählt, die Cyborg-Kapitel in der dritten Person aus der Perspektive von deren Enkelin, Shira Shipman, die nicht zuletzt aufgrund ihrer Arbeit mit Konzern-»Megahirnen« dafür ausgesucht wurde, d* Cyborg zu sozialisieren.

Das jüdische Prag und der Golem

Judah Löw, der auch Maharal – kurz für: Unser Lehrer Rabbi Löw – genannt wurde, galt in Prag nicht nur als Autorität auf dem Gebiet der Religion und jüdischer Mystik, sondern auch als Intellektueller, der sich intensiv mit den entstehenden Wissenschaften der Neuzeit auseinandersetzte.

The Maharal is a bright fierce man, a hotheaded kabbalist, steeped in ancient tradition so that Torah haunts and informs and sculpts the world for him, but curious, open to the science and the speculations of his time. [...] He is almost alone in his time in believing that any opinion has the right to be uttered—he believes anachronistically in free speech, not because he is a relativist. No, he believes in the truth of his religion. But he believes too strongly in the sacredness of the intellect to cripple it by forbidding any ideas whatsoever. (*He, She and It*, 28)

Während die Astronomie beispielsweise von der christlichen Inquisition als Häresie verdammt und Giordano Bruno der Prozess gemacht wurde, beschreibt Piercy in *He, She and It*, dass der Maharal Tür an Tür mit dem Astronomen David Gans gelebt und sich mit weiteren Wissenschaftlern, wie Johannes Kepler und Tycho Brahe, ausgetauscht hat, weil ihm »der Verstand zu heilig ist«, als dass er beschränkt werden dürfte. Die Haltung gegenüber den entstehenden neuzeitlichen Wissenschaften ist im jüdischen Viertel also selbst von den Vertretern der Religion von Toleranz und sogar Interesse geprägt, während der christliche Gegenspieler des Rabbi, der Priester Taddäus,

in der Legende wie auch in Piercys Roman als Dogmatiker und Anhänger der Inquisition beschrieben wird. Der jüdische, nicht jedoch der christliche Priester kann Glauben und Gelehrsamkeit vereinen, für den Rabbi stellen sie zwei verschiedene Formen von Wahrheit dar:

He makes an absolute distinction between the truths of science, which are based on observation and are always changing as the world is always changing (a radical concept because the world had been considered static and unmoving for centuries), and the truths of religion, which are of another order. In that sphere, thought is action and words are not signifiers of things or states but real and potent forces. (*He, She and It*, 33)

Nicht nur gelten Judah Löw Worte als reale und machtvolle Kräfte, durch ein kabbalistisches Ritual *bewirkt* er »the entrance of the Word into Matter« (*He, She and It*, 88) und erweckt den Golem so zum Leben. Der Schöpfungsakt des Golem wird daher häufig als grundlegend linguistisch gelesen. Er spiegelt die Verwendung von Sprache bei der göttlichen Schöpfung der Welt und gilt als Beleg für die machtvollen und geheimnisvollen Eigenschaften des Wortes.⁵ An dieser Stelle gibt es eine wesentliche Verbindung zwischen Golem und Cyborg, mystischer Legende und fabelhafter Hochtechnologie. Vom Golem zirkulieren zwar vorwiegend Bilder, die diesen als einfältiges und grobschlächtiges Wesen zeichnen – ein plumper Lehmbrocken, während Cyborgs meist als glatte, »smarte« Hochtechnologie dargestellt werden. Doch ist es die Verwendung von Sprache, die den Lehmbrocken zum Golem erweckt und andererseits Information, die den Zauber beim kybernetischen Organismus vollbringt.⁶

Der Oberrabbiner Löw will jedoch nicht seine Meisterschaft der Kabbala unter Beweis stellen, sondern das Viertel vor den Überfällen der christlichen Bevölkerung beschützen, die er zu Ostern befürchtete. Piercy bezieht sich also auf eine jüdische oder genauer: aschkenasische Legende und erzählt ihre überarbeitete Version des *Golem und wie er in die Welt kam*.⁷ Der Wissenschaftshistoriker John Christie sieht in *He, She and It* daher vor allem eine programmatische Neuerzählung der Geschichte des Prager Golems (Christie 1993, 187). Während der Golem in der Version des Kabbalisten Gerschom Scholem ein ergebener Diener des Rabbi ist, der weder der Sprache mächtig ist noch Gefühle entwickeln kann, wird er in Piercys Version zu einem sprechenden, fühlenden und sogar liebenden Wesen. Eine weitere, aus feministischer Perspektive signifikante Variation dieses Schöpfungsmythos ist, dass die Schaffung eines Golem in *He, She and It* keine rein androzentrische Unternehmung darstellt (Grauer 2000, 51).⁸ Nicht nur d* Cyborg wird von einem Mann und einer Frau geschaffen, in Piercys Neuerzählung des Golem-Mythos' ist es eine Frau, die dessen Geschichte erzählt, besagte Chimären-Designerin Malkah Shipman. Diese eignet sich (via Piercy) die Legende an und führt erstmals eine zentrale weibliche Figur ein: Chava, die Enkelin des Rabbi Löw. Ihr Name, Chava, »die Leben Schenkende«, ist die hebräische Vorlage des lateinischen Eva und weist bereits auf ihren Beruf hin: Sie ist Hebamme und als solche eine prototypische Heilkundlerin und Wissenschaftlerin (vgl. Anolik 2000, 42). Beschrieben wird Chava als hübsche Witwe, die keinerlei Ambitionen hat, sich nochmals zu verheiraten oder weitere Kinder zu gebären (*He, She and It*, 81). Sie ist froh, ihr eigenes Geld als Hebam-

me zu verdienen und darüber hinaus ihren intellektuellen Interessen nachgehen zu können. Denn Chava ist gelehrt, der Rabbi selbst unterrichtete sie – wie einen Sohn – in Hebräisch und sogar Aramäisch (ebd.). Sie unterstützt ihn in seiner Forschung, unternimmt die Reinschriften seiner Predigten und seiner Schriften und kümmert sich um deren Druck. Als der Golem Joseph sie fragt, ob sie sich wieder verheiraten wird, erklärt sie, dass sie bereits einen Sohn geboren und somit ihre Pflichten als Frau erfüllt habe. Ihr »wirkliches« Leben sei jedoch ein anderes:

I can read and write, not just one language but seven languages, Joseph. Are there twenty women in all of Europe with whom I could converse about the matters that interest me? I like midwifery. I like to try my hand now and then at cooking and making nice. But my real life is going back and forth between women's business of birthing and what men have made their business, the life of the mind, my studies. (*He, She and It*, 393)

Als der Maharal überlegt, mit wem er über die Schaffung eines Golem beraten könnte, wer die Schwierigkeiten und auch die theologischen wie praktischen Implikationen eines solchen Projekts verstehen und mit wem er seine Zweifel teilen könnte, kommt ihm Chava in den Sinn. Sie, so ist er sich sicher, würde das Problem verstehen. Doch dann besinnt er sich eines anderen:

Why does he suspect that Chava will see the creation of the golem, supposing he really were to risk it, as usurping not only the power of the Eternal but the power of women, to give birth, to give life. No, to discuss something this holy with a woman, he cannot do it. (*He, She and It*, 82)

Der mystisch-spirituelle, wenngleich auf langem und gründlichem Studium der Kabbala beruhende Schöpfungsakt des Oberrabbiners wird in *He, She and It* folglich von Beginn an auch als patriarchaler Schöpfungsakt thematisiert. Darüber hinaus wird dem Maharal die Figur einer weiblichen Gelehrten und nicht allein qua »Natur«, sondern auch qua (weiblicher) Heilkunst Leben stiftenden Hebamme gegenübergestellt. Die Geschichte wird von einer feministischen Autorin neu geschrieben, in deren Roman es wiederum eine Frau ist, welche die Geschichte erzählt. Piercys Neuerzählung weist gelehrte und kreative Frauen also nicht nur in den *gegenwärtigen* Technowissenschaften aus, sondern auch in der aschkenasisch-jüdischen⁹ *Tradition* und den *neuzeitlichen* Wissenschaften. Doch haftet Piercys feministischer Revision der Beigeschmack eines biologistischen und dualistischen, eher differenz- denn sozialistisch-feministischen Geschlechterverständnisses an, wenn im Verhältnis zur Erschaffung künstlichen Lebens (durch Männer) das Vermögen von Frauen, Kinder zu gebären, betont wird (vgl. Grauer 2000, 43 und Anolik 2000, 41 f.).

Mit ihrer Erzählung schreibt sich Piercy des Weiteren in die (aschkenasisch-)jüdische literarische Tradition ein und eignet sich diese zur feministischen Neuinterpretation an. Mehr noch: Sie schreibt nicht allein sich selbst, sondern überhaupt *Autormenschen* in die (aschkenasisch-)jüdische Tradition ein, nicht zuletzt durch ihre *Erzählerinnen* im Roman.¹⁰

Jüdischkeit – weniger als Ausdruck einer spezifischen Spiritualität, als vielmehr einer Verortung in einer (literarischen und kulturellen) Tradition und in einem (imagi-

nierten) Kollektiv – ist in *He, She and It* von großer Bedeutung. Durch die Parallelisierung mit d* Cyborg wie auch mit ihrer Revision der Golem-Legende zeigt Piercy, dass eine altüberlieferte Erzählung Grundlage einer zeitgenössischen feministischen (aschkenasisch-)jüdischen Identifizierung bilden kann (vgl. Grauer 2000, 45). Grauer stellt klar, dass Tradition in diesem Sinne nicht als fixierte Erzählung einer vergangenen Zeit zu verstehen ist, Tradition stellt vielmehr eine lebendige Erinnerung dar, »die auf der notwendigen *Kontinuität* zwischen Vergangenheit und Gegenwart insistiert« (Grauer 2000, 43; Hervorh. im Original, Übers. D. F.). Die Vergangenheit ist ein andauernder, wenn auch veränderlicher Teil der Gegenwart. In *He, She and It* bewahren die Geschichte des Golem wie auch die des d* Cyborg einen wichtigen Bestandteil des (aschkenasisch-)jüdischen kollektiven Gedächtnis' und überliefern diesen in veränderter, feministischer Form:

What Piercy offers in the figure of the cyborg is a radical re-vision of a long-established text, one that reflects a social reality profoundly different from the cultural context of earlier versions of the legend. *He, She and It* transforms the questions that can be asked of the original story by bringing together feminist interpretation of Jewish tradition and a broad concern for the potential dangers of scientific progress. But it does so, in large part, by preserving and transmitting what Piercy sees as a vital piece of Jewish collective memory. (Grauer 2000, 46)

Mit den Figuren des Golem und des Cyborg stellt *He, She and It* darüber hinaus eine Verbindung zwischen (aschkenasisch-)jüdischer Tradition und den Technowissenschaften sowie künstlichen Menschen und Verteidigung her. Die literarische Tradition künstlicher, das heißt erschaffener und nicht geborener Menschen, wird meist jedoch nicht vom Golem, sondern von Mary Shelleys *Frankenstein or The Modern Prometheus* (1818) hergeleitet und insbesondere in der Science Fiction gepflegt.¹¹ Anhand von Figuren wie Automat*innen, Roboter*innen, Androiden, Cyborgs und technologisch hergestellten Menschen wird in dieser Tradition das Verhältnis von Mensch und Maschine ausgelotet und der Frage nachgegangen, was es bedeutet, Mensch zu sein. *He, She and It* greift darüber hinaus die von Joanna Russ in *The Female Man* bereits aufgeworfene Frage auf, ob und unter welchen (gesellschaftlichen) Bedingungen Frauen vollwertige Menschen sein können. Durch die Einbeziehung des Golems erhält diese Frage in diesem Roman eine historische Dimension. Darüber hinaus wird anhand des Golems auch verhandelt, wer ein vollwertiger Jude sein kann beziehungsweise warum nicht nur der Golem, sondern traditionell auch Frauen keine vollwertigen Jüd*innen sein können. Gerade für die Trope des gemachten Menschen in der SF gilt also, dass sie »generically concerned with the interpenetration of problematic selves and unexpected others« ist (Haraway 1992a, 300).

Der zweite Erzählstrang in *He, She and It* spielt in einer nahen Zukunft. Die Handlung setzt im Jahr 2059 ein, in dem weite Teile der Erde aufgrund von Umweltverschmutzung und dem Treibhauseffekt verwüstet und vergiftet sind, Hungersnöte und Seuchen die Weltbevölkerung dezimiert haben. Im (fiktiven) Jahr 2017 war Jerusalem im »Zweiwochenkrieg« von der Landkarte »gestrichen« und der gesamte sogenannte »Nahe« Osten unbewohnbar gemacht geworden. Dreiundzwanzig multinationale Großkonzerne teilen in dieser Zukunft die Welt unter sich auf und haben Regierungen weitgehend ersetzt. Ihre Enklaven befinden sich entweder nicht auf der Erde oder unter großen »Kuppeln«, die das Leben auf der Erde auch ohne Ozonschicht ermöglichen. Die Gefahr für Leib und Leben ist unter den Kuppeln relativ gering – allerdings nur für »techies«, »professionals« und »execs«, also das technische, das Fachpersonal sowie die Führungskräfte. Alle anderen kommen als Tagelöhner*innen unter die Kuppeln, müssen diese nach getaner Arbeit jedoch wieder verlassen.

4.1.1 Multi-Enklaven

In den Multi-Enklaven herrscht eine rigide hierarchische Ordnung, der jeweilige Status bestimmt über den Wohnort, die Art und Ausstattung der Behausung, den Kindergarten, Schule und Ausbildung wie auch Kleidung. Jeder Multi legt fest, welche Religion die »Multireligion« ist, die eine willkürliche Kombination aller möglichen religiösen Anschauungen sein kann. Im Multi Yakamura-Stichen, Y-S, beispielsweise wird ein »born-again Shintoism« praktiziert, ein Schintoismus, dem christliche Praktiken, wie die Taufe und die Beichte übergestülpt wurden. Andere Religionen werden in den Enklaven, wenn überhaupt, im Verborgenen ausgeübt. Und jeder Multi bestimmt, welche Form von Sexualität und Beziehung der Norm entspricht und welche Formen unerwünscht oder verboten sind:

Sexuality was one of those areas that changed utterly from multi to multi, town to town. What was the norm in one place was forbidden in another. In Uni-Par, [...], the commonest marriage was a triad. (*He, She and It*, 132)

Die Position innerhalb der Multi-Hierarchie bestimmt auch darüber, mit wem genau eine*r Sex haben kann:

Which persons you might make love to was defined by your place in the hierarchy as the people to whom you bowed and who bowed to you. Sexual privileges depended upon your place and rank. (*He, She and It*, 445)

Doch nicht nur Religion, Sexualität und Partner*innenwahl werden vom Multi bestimmt, auch die Gesichter und die Körper werden den jeweiligen Multis angepasst – wie wir gleich zu Beginn der Erzählung erfahren. Eine der Hauptfiguren, Shira Shipman, wartet auf das Urteil darüber, wer das Sorgerecht über ihren Sohn Ari bekommt, sie oder ihr Exmann Josh. Im Warteraum blickt sie auf einen Bildschirm, über den der Fall aufgerufen werden soll:

From time to time a face appeared, one of those ideal, surgically created Y-S faces—blond hair, blue eyes with epicanthic folds, painted brows like Hokusai brush strokes, aquiline nose, dark golden complexion: (*He, She and It*, 2)

Im Multi Yakamura-Stichen sehen die privilegierten Bewohner*innen idealerweise also folgendermaßen aus: blondes Haar, blaue Augen in Kombination mit Epicanthus medialis, also ›asiatisch‹ konnotierten Lidfalten, nachgezogene Brauen, die an die Pinselstriche des japanischen Malers Hokusai erinnern, eine Adlernase, d. h. eine Nasenform, die zweifellos rassifiziert wird, und eine »dark golden complexion«, eine dunkel-goldene Gesichtsfarbe (die hier keine Rassifizierung darstellt). Neben Haar- und Hautfarbe betont Piercy in dieser Beschreibung auch die Augen- und Nasenform. Gerade letztere ist Sander Gilman zufolge historisch konstitutiv für die Konstruktion des Körpers des ›Fremden‹, der in westlichen Gesellschaften Schwarz und/oder jüdisch ist. Nasen, die von der Norm abweichen, sind ein Zeichen sichtbarer rassifizierter Differenz. ›Korrekturen‹ der Augen- und Nasenform, so Gilman, zählen unter asiatischen Amerikaner*innen zu den am häufigsten durchgeführten Schönheitsoperationen, um nicht ›zu asiatisch‹, sondern US-amerikanisch auszusehen (vgl. Gilman 1999). Auch die zukünftige Welt von *He, She and It* ist offensichtlich nicht frei von ethnisierten und rassifizierten Schönheitsidealen, diese haben sich jedoch im Verhältnis zu heute verändert. Anzunehmen ist, dass diese Veränderung mit einem Wandel ökonomischer und kultureller Hegemonien in Verbindung steht. Der Multi Yakamura-Stichen jedenfalls verfolgt keine rassistischen Reinheitsvorstellungen, der Multi erwartet vielmehr, dass die Gesichter der Bewohner*innen die Zusammensetzung des Konzern repräsentieren: anglo-asiatisch (vgl. auch Helford 2001, 129).¹² Um dem Konzernideal zu entsprechen, müssen Gesicht und Körper also chirurgisch angepasst werden – wenn eine*r es sich leisten kann. Denn die Verfügbarkeit von plastischer Chirurgie wie auch von lebenswichtigen künstlichen Organen ist ebenfalls ein Kennzeichen sozialen Status. Entsprechend sind die »execs« – sowohl die weiblichen als auch die männlichen – nahezu alle ›unter dem Messer gewesen‹. Selbst eine Gruppe von Kindern identifiziert Shira Shipman am Einsatz plastischer Chirurgie als Nachwuchs von »execs« und nicht »techies«. »Execs« tragen formelle, jedoch rückenfreie Anzüge, so dass sichtbar ist, ob der Körper muskulös und fit gehalten wird. Die äußere Erscheinung der »techies« ist im Verhältnis zu den »execs« auf körperlicher Ebene weniger von chirurgisch hergestellter Konformität geprägt, in Bezug auf Kleidung sind diese jedoch ebenso angepasst. Sie können ihre Kleidung frei wählen, tragen jedoch den Standard-schnitt und ›angemessene‹ Farben (*He, She and It*, 18). Die Kleidung der Tagelöhner*innen hingegen folgt einem ihrer Beschäftigung entsprechendem Farbschema, so dass es sofort auffällt, sollten sie sich zur falschen Zeit am falschen Ort befinden. Auch das Farbschema stellt folglich ein Instrument der Kontrolle dar. Der soziale Status legt darüber hinaus fest, welchen es zusteht, Arbeitsroboter zu benutzen. Vor allem jedoch entscheidet der soziale Status über den direkten Zugang zum weltweiten Datennetz mittels »plug« – und damit über den Zugang zu Wissen.

Die hierarchische Ordnung der Multis bestimmt also nicht nur über Arbeit, auch Bildung und Lebensbedingungen ihrer Bewohner*innen und einpendelnden Tagelöhner*innen sind davon betroffen. Darüber hinaus wird sogar die körperliche Anpassung an das Konzernideal erwartet – und noch mehr: Dem Multi geht es auch um weltanschauliche Konformität. Denken und Handeln aller Angestellten sollen mit den

offiziell vorgeschriebenen Grundsätzen und Zielen des Multis übereinstimmen, in jedem Moment und zu jeder Gelegenheit. Begrüßungsformen beispielsweise legen fest, wie Personen zu begegnen ist, die die gleiche soziale Stellung haben, wie in der Konzernhierarchie tiefer stehenden und wie höhergestellten. Das Leben in den Multis ist folglich von Normierung, Hierarchie und Kontrolle, von der Forderung nach unbedingter Konformität geprägt. Auf ihrer Website bezeichnet Piercy die Bevölkerung der Multis in Anlehnung an den Begriff der »indentured servants«, also Arbeiter*innen, die sich vertraglich verpflichteten, für eine festgelegte Zeit für eine andere Person oder ein Unternehmen zu arbeiten und dafür meist keinen Lohn, sondern lediglich Unterkunft, Lebensmittel, Ausbildung oder die Überfahrt in ein anderes Land (meist in eine der Kolonien wie die USA) erhielten, als »indentured citizenry«¹³, denn tatsächlich erinnern die Verträge, die Angestellte mit den Multis eingehen, an das Lehnswesen. Das Leben in den Multis ist aber auch ein privilegiertes, die Enklaven sind »saubere«, helle Orte, an denen die Angestellten relativ sicher vor Gewalt, Krankheit, einer gesundheitsschädigenden Umwelt und tödlicher Sonnenstrahlung sind und – zumindest temporär – über eine gesicherte Existenz verfügen.

Dennoch werden die Multis gleich zu Beginn des Romans, ganz der Konvention des Cyberpunk folgend, als einzig an Profit orientiert und Menschen verachtend gezeichnet. Multinationale Großkonzerne zeichnen sich im Cyberpunk stets durch skrupellosen Wettbewerb aus und kontrollieren ganze Ökonomien, wenn nicht überhaupt die globale Wirtschaft. Und: sie sind fast immer japanisch. Leonard Patrick Sanders (2008) führt dies auf eine spezifische Assoziation von technologischem Fortschritt, Zukunft und Japan zurück, die er als »postmodernen Orientalismus« bezeichnet.¹⁴ Zukunft werde im Cyberpunk durch technologische Entwicklungen motiviert, technologischer Fortschritt wie auch Zukunft wiederum würden (oder wurden) im »Westen« mit Japan in Verbindung gebracht und so benenne William Gibson die multinationalen Konzerne in vielen seiner Romane, insbesondere in der kanonischen *Sprawl*-Trilogie, mit dem japanischen Begriff *Zaibatsu*. Tatsächlich handelt es sich bei *Zaibatus* um eine historisch spezifische Form japanischer Konzerne, die sich meist in der Hand einer Familie befanden und deren Einfluss und Größe ihnen die Kontrolle über einen bedeutenden Teil der japanischen Wirtschaft in der Zwischenkriegszeit ermöglichte (Sanders 2008, 56). Wenn Piercy einen der fiktiven Multis »Yakamura-Stichen« nennt, ließe sich dies als unkritische Übernahme eines postmodernen Orientalismus Gibsons'scher Prägung interpretieren. Piercy nennt ihre Multis allerdings weder *Zaibatus*, noch erinnern die Namen aller Multis an Japan: »Uni-Par«, so der Name eines anderen Multis, lässt zuallererst an Unilever, einen niederländisch-britischen Konzern denken. Weitere Multis heißen Olivacon, Cybernaut oder Aramco-Ford. Dennoch läuft Piercy Gefahr, einen postmodernen Orientalismus zu reproduzieren, denn Yakamura-Stichen ist der einzige Multi, der ausführlich beschrieben wird. Er ist wenn nicht einzig japanisch, so doch allein schon durch den Namen wie auch durch die Multi-Religion (»born-again shintoism«) anglo-japanisch konnotiert. Und er erwartet von seinen privilegierten Bewohner*innen bestimmte Gesichtszüge anzunehmen, die ebenfalls anglo-asiatisch oder anglo-japanisch konnotiert sind. Im Unterschied zu Gibson stempelt Piercy die rigide hierarchische Unternehmenskultur jedoch nicht schlicht als japanisch ab, in ihrer Zukunft ist diese ein Hybrid aus anglo-amerikanischem und japanischem Multi.¹⁵ Wie im Cyberpunk üblich, zeigen die Multis in *He, She and It* eine dystopische Zukunft an, allerdings nicht als ein *Noir*-Setting für heroische *Console Cow-*

boys oder Datendieb*innen, sondern als Warnung vor einem uneingeschränkten supranationalen Kapitalismus (vgl. Fitting 1991, 8). Der Multi Y-S wird gleich in der ersten Szene als menschenverachtend und einzig an Profit orientiert dargestellt: *He, She and It* entspricht jedoch nicht einfach der Konvention des Cyberpunk, in dem multinationale Großkonzerne – wenn auch meist recht oberflächlich – als menschenunwürdige globalisierte hyperkapitalistische Profitmaximierungsmaschinen charakterisiert werden. Piercys Kritik ist nicht nur profunder, sondern auch weitreichender.

Eine der Protagonist*innen wird als letztlich inkompatibel mit dem Multi und dessen Wertesystem positioniert. Die auf die Schnittstelle von Mensch und Künstlicher Intelligenz spezialisierte Shira Shipman verliert das Sorgerecht über ihren Sohn Ari an ihren emotional nicht erreichbaren und sozial inkompetenten Exmann, weil dieser in der Konzernhierarchie höher steht und weil einzig der Wert, den eine Person für den Multi hat, zählt. Shira weiß nicht, bei wem sie Trost suchen soll, denn ihre einzige Vertraute in der Y-S-Enklave, ihre Sekretärin Rosario, wurde – wie wir ebenfalls in der Eingangsszene erfahren – aufgrund ihres Alters aus der Multi-Enklave verbannt, nachdem ihr Ex-Ehemann den auf zehn Jahre abgeschlossenen Ehevertrag nicht verlängert hat, sondern, wie allgemein üblich, einen neuen Vertrag mit einer jüngeren Frau eingegangen ist:

Women over forty who were not techies or supervisors or professionals or execs were let go if they were not the temporary property of a male grud. Female gruds were supposed to have the same privileges and, if they had enough position, often took young husbands. (*He, She and It*, 7f.)

Weder Mutter-Kind- bzw. Eltern-Kind-Beziehungen noch die heterosexuelle Ehe werden unter emotionalen Gesichtspunkten betrachtet oder romantisiert. Auch Ehen werden rein nach ihrem Nutzen bewertet und entsprechend auf Zeit abgeschlossen. Und eben weil Ehen nichts als Zeitverträge sind, behalten Frauen ihren Namen bei. Alles andere wäre ineffizient. Der Multi wird dennoch nicht nur als kapitalistisch, sondern auch als sexistisch und patriarchal charakterisiert, insofern Ehefrauen als Eigentum betrachtet werden und insofern Männer über vierzig, die keinen *techie*-Status haben, nicht aus dem Multi verbannt werden, auch wenn ihre in der Hierarchie höher-rangigen Frauen in diesem Alter eher jüngere Männer ehelichen. Jeder Multi hat eigene Regeln, welche Körperteile bedeckt werden müssen und welche unter welchen Umständen (nackt) gezeigt werden können. Diese gehen mit rigiden Geschlechterrollen einher – nicht am Arbeitsplatz, diesen »Unsinn« könne sich niemand leisten, aber in allen anderen Bereichen:

Women dressing for dinner often bared their breasts at Y-S functions, but the legs were always modestly covered to midcalf. The back was usually bare; the standard business suit, with its deeply cut back, was designed to show both men's and women's musculature and fitness. However, it was the custom to keep ears and nape covered for women, who were required to wear their hair at least shoulder length, often artificially straightened. [...] At Uni-Par, [...], nudity was a sign of status. The higher you were on the pyramid, the less you wore, the better to show off the results of the newest cosmetic surgery performed on your body.

At Aramco-Ford, women wore yards of material and short transparent symbolic veils. (*He, She and It*, 135)

Im Roman wird außerdem erzählt, dass es Frauen gibt, die »cosmetically recreated« wurden, um ein hyperfeminines Ideal zu verkörpern. Über diese zu verfügen, ist Vorrecht erfolgreicher Männer – ein männliches Äquivalent dazu gibt es jedoch nicht.¹⁶ *He, She and It* reiht sich folglich in die Tradition der SF-Feminismen ein, die, ob aus sozialistischer oder aus ökofeministischer oder aus anderen feministischen Perspektiven, den Zusammenhang von Kapitalismus und Patriarchat thematisieren.

Interessanterweise erfüllt eine Nebenfigur, die Sekretärin Rosario – über deren Schicksal wir weiterhin erfahren, dass sie möglicherweise noch als Tagelöhnerin in die Enklave kommt, vielleicht aber auch gänzlich »ausgemustert« wurde – die Funktion, die Multis von Anfang an als menschenunwürdige kapitalistische, patriarchale Ausbeutungs- und Herrschaftsmaschinerien zu charakterisieren. Auch der erste Raum, der uns Leser*innen beschrieben wird, ist nicht allein als kalt, sondern auch als Machtinstrument gezeichnet: »The room glittered in black and white marble, higher than wide and engineered to intimidate.« (*He, She and It*, 1) Überschriften ist das erste Kapitel mit *Inside the Corporate Fortress*. Die Protagonistin hingegen wird in Opposition zum Multi positioniert. Shira Shipman, aus deren Perspektive die Erzählung erfolgt, wird »Opfer« der Rechtsprechung des seelenlosen und quasi-feudalen Konzerns. Darüber hinaus wird gleich zu Beginn berichtet, dass sie sich zu den *Marranos* zählt: »Jews who worked for multitis and went to church or mosque, paid lip service and practised Judaism secretly at home« (*He, She and It*, 3). Shira Shipman identifiziert sich folglich mit dem jüdischen Glauben und ihrer Herkunft aus einem jüdischen Gemeinwesen. Mit dem auf die spanische Inquisition zurückgehenden Begriff *Marranos*, der zur Konvertierung gezwungene Jüd*innen und deren Nachkommen bezeichnet, stellt Piercy außerdem eine weitere Verbindung zu (sephardischer) jüdischer Geschichte und der Prekarität jüdischer Existenz her. Und sie positioniert Shira Shipman als Außenseiterin im Multi. Noch expliziter wird dies, wenn Shira kurz darauf feststellt, dass sie sich ganz grundsätzlich als zu sinnlich und fleischlich, als fehl am Platz erlebt: »Shira always felt too physical here, too loud, too female, too Jewish, too dark¹⁷, too exuberant, too emotional« (*He, She and It*, 6). Körperlichkeit, Weiblichkeit, Jüdischkeit, Individualität, Affekt und Gefühl – all dies ist im Multi auffällig und widerspricht dessen Ordnung.

4.1.2 Glop

Neun Zehntel der Bevölkerung Norikas – nämlich Tagelöhner*innen, »Gang Niños« und Erwerbslose – leben jedoch im »Glop«, der Megalopolis, die sich vom einstigen Boston bis zum ehemaligen Atlanta erstreckt.¹⁸ Auch vergleichbare Gegenden auf dem Kontinent und im Rest der Welt werden so genannt. Der Glop ist dicht bevölkert, extrem mit Schadstoffen belastet, die Bevölkerung lebt in Armut, im Grunde von wiederverwertetem Müll. Die zweijährlich stattfindenden Wahlen stellen lediglich ein sportliches Wettereignis dar, da sich die Tätigkeit von Politiker*innen auf ihre Kandidatur beschränkt. Die Verwaltung des Glops obliegt der ehemaligen »Ökopolizei« der Vereinten Nationen, regiert wird dieser allerdings von Banden, die über ihr jeweiliges Ter-

ritorium walten. Das Leben im Glop ist buchstäblich ein täglicher Kampf ums Überleben in einem »brechend vollen, verrottenden Wirrwarr, in dem Gewalt an der Tagesordnung ist« (»crowded violent festering warren«, *He, She and It*, 8). Signalisiert die Kleidung in den Multis sozialen Status, so ist es im Glop ratsam, sich uniform und unförmig schwarz zu verhüllen, um sowohl Besitz als auch Geschlecht und körperliche Verfassung zu verbergen. Einzig Bandenmitglieder kleiden sich auffällig und stellen ihre Körperpanzerung zur Schau. Es gibt keinen legalen Zugang zum Netz – und damit zu Wissen – und keine formale Bildung. Für die Multis stellt der Glop eine »Humanressource« für unqualifizierte Tätigkeiten dar. Die Bevölkerung in den Glops wird ruhig gehalten und betäubt durch alle erdenklichen Drogen und durch »Spiele«, die Huxleys *Brave New World* und Orwells *1984* in Erinnerung rufen: Nämlich in erster Linie für den Glop produzierte Filme, in die ein*e Konsument*in sich hineinprojiziert und so erlebt, was d* Schauspieler*in sieht, fühlt, berührt, wovon si*er berührt wird, *Stimmies* genannt. *Spikes* stellen eine noch tiefergehende Projektion dar, die selbstredend nicht nur für Abenteuerszenarios, sondern vor allem für Pornografie verwendet wird. Die Multis zahlen den Gangs eine Gebühr für die Lizenz zur Übertragung von *Stimmies* wie auch für den Verkauf von überflüssigen, wenn nicht gar gefährlichen Produkten. Zwar sind die Multis nicht auf diese Lizenzen angewiesen, sie zahlen dennoch, denn: »The multis liked stable gang leadership in the Glop. It was good for business.« (*He, She and It*, 405).

Die Standardsprache im Glop ist nicht Englisch, sondern Glop-Patois, »language rich and gamy with constantly changing slang« (*He, She and It*, 403) sowie vielen spanischen Elementen. Piercy charakterisiert die Sprache des Glops folglich als »gemischt« und »multikulturell«. Auch die Bezeichnung als Patois und nicht als Umgangssprache oder Jargon erzielt diesen Effekt, steht Patois doch nicht nur für vom Standard abweichende Sprache, sondern gerade auch für im karibischen Raum gesprochene Formen von Englisch, wie beispielsweise *Jamaican Patois*, das Elemente vieler verschiedener – auch vieler kolonialer – Sprachen in sich trägt. Im Glop wird jedoch nicht nur Patois gesprochen, die Bevölkerung ist multilingual, weil dies zum Überleben notwendig ist:

They could parley because the argot was common and most people growing up there spoke at least English, Spanish and something else — Vietnamese, Russian, Chinese, whatever. Nobody could function with just one lingo. Even kids who couldn't read or write could bargain with you in six languages for their sexual services. (*He, She and It*, 487)

Die Bevölkerung spricht jedoch nicht nur verschiedene Sprachen gleichzeitig mit einem Patois als Standardsprache, es entwickeln sich auch immer mehr hybride Sprachen. So berichtet die Kundschafterin Nili nach einer Informationsreise durch den Glop: »You hear the weirdest hybrid languages in the Glop, not just Spanglish, but Chino-English, Mung-Japanese, Turko-Spanish. I don't know what'll happen to language in the end, but it sure is cooking in there.« (*He, She and It*, 488)

Ebenso vielfältig wie die Sprache wird auch die Bevölkerung des Glop beschreiben, hier an einer Stelle, an der wir es mit einer widerständigen Gruppe zu tun haben:

Most of the people were black- or brown-skinned, but almost every combination was represented: red hair, brown eyes and black skin; light skin, black hair, blue eyes; and other permutations. Most people in the Glop were of mixed race nowadays. (*He, She and It*, 409)

Der Kontrast zur uniformen Bevölkerung der Multis könnte kaum deutlicher ausfallen, denn auch hier wird größtmögliche Variation angezeigt. *Warum* die Bevölkerung des Glops »black- or brown-skinned« ist, teilt Piercy uns nicht mit. Über die Hautfarbe der Multi-Bewohner*innen wissen wir lediglich dass in Y-S gerade »dark golden« als Teint en vogue ist. Möglicherweise »färben« die Bewohner*innen der Multis ihren gesamten Körper ein, vielleicht aber auch nur das Gesicht. Jedenfalls ist Hautfarbe in den Multi-Enklaven kein »natürliches« Merkmal. Nun ließe sich sagen, dass »Hautfarbe« in dieser Zukunft ohnehin keine Rolle spielt, da sie offensichtlich mühelos gewechselt werden kann – wenn eine*r über die entsprechenden Mittel verfügt. Bei der Beschreibung der Bevölkerung des Glop macht Piercy Differenz neben der Sprache jedoch gerade auch an Hautfarbe und damit am Körper fest. Aktuelle Entsprechungen des Glops, die derzeit existierenden (megalopolischen) Slums und Urban Sprawls, weisen in Bezug auf Rassifizierung und Ethnisierung vermutlich tatsächlich eine größere Heterogenität als privilegierte Wohngebiete und Gated Communities auf. Insofern ließe sich Piercys Beschreibung als schlicht von der Realität geleitete lesen. Und es ist nicht Hautfarbe allein, auch die Sprache unterscheidet die Glop-Bewohner*innen deutlich. Doch wenn die Bevölkerung der Multis in *He, She and It* prinzipiell als uniform, die des Glops jedoch als »bunt gemischt« dargestellt ist, wird Marginalität in *He, She and It* tendenziell romantisiert.

Marginalität wird darüber hinaus mit Widerständigkeit verbunden. Vor allem im Glop wird eine potenzielle Quelle für Widerstand und gesellschaftliche Veränderungen verortet, in den Multis hingegen scheint es keine wie auch immer geartete Opposition oder Dissens zu geben. Die »Coyote Gang« ist im Glop darum bemüht, dessen Arbeitskräftepotenzial quasi-gewerkschaftlich zu organisieren, auch wenn ihnen aufgrund mangelnden Geschichtswissens das Konzept »Gewerkschaft« nicht vertraut ist. Diese Gang, die zu den New Gangs zählt, will vereint gegen die Ausbeutung durch die Multis kämpfen sowie Bildung organisieren, ein alternatives Computernetzwerk und politische Allianzen aufbauen. Den Anführer dieser Rebellengruppe, »a small black man« (*He, She and It*, 409), nennt Piercy »Lazarus«, die lateinische Variante des hebräischen Namens El'azar, wörtlich »Gott hat geholfen«. Der Name steht sowohl für Arme und Ausgeschlossene wie auch ganz allgemein für Auferstehung. Das Neue Testament enthält zwei Lazarusfiguren, den von Jesus auferweckten und den armen Lazarus, der Brotstücke vom reichen Mann begehrt und nicht erhält. Der heilige Lazarus ist Schutzpatron u. a. der Totengräber*innen, Bettler*innen und Aussätzigen. Piercys Namensgebung ist hier also vielsagend, wie auch die Namensgebung der »Coyote Gang« und der ehemaligen Sekretärin und nun Glop-Bewohnerin Rosario. Der Name Rosario deutet eine Chican@-Herkunft an, Coyote ist eine Bezeichnung für Personen, die den illegalen Grenzübertritt von Mexiko in die USA gegen Bezahlung ermöglichen. Coyote ist auch eine zentrale Figur in der Mythologie der Navajo oder Diné. Dort ist er ein Trickster, der weder gut noch böse ist, Grenzen austestet und dabei oft Ärger bereitet, seine Form verändern kann, vor allem jedoch unvorhersehbar und uneindeutig ist. Nicht nur Keith Booker sieht daher in der rassifizierten Vielfalt des Glop die Möglich-

keit kultureller Erneuerung symbolisiert (siehe Booker, 1994, Kuryllo 1994, Helford 2001). Der Glop stelle nicht den eigentlich dystopischen Ort dar, sondern die Multis und deren Geordnetheit, »because this orderliness is indicative of a rigid corporate structure that leaves no room either for individual freedom or for the possibility of eventual change« (Booker 1994, 344 f.).

4.1.3 Freie jüdische Stadt: Tikva

Neben den Multis und dem Glop haben sich vereinzelte freie Städte und »rural zones« behauptet, die quasi privilegierte »Inseln der Freiheit« bilden. Fast alle befinden sich an der Küste, weil diese Orte ungesichert und verwundbar sind, so dass sie von Multis gemieden werden. Darüber hinaus können die freien Städte gegen die Multis bestehen, weil sie etwas zu verkaufen haben, dass mehrere Multis zugleich haben wollen, wie Software oder Technologien. Die Bewohner*innen der freien Städte haben sich zu meist aufgrund ihrer Religion oder Sexualität für ein Leben dort entschieden:

Most people who lived in free towns [...] could have sold themselves to a multi directly instead of contracting for specific jobs, but elected to stay outside the enclaves because of some personal choice: a minority religion, a sexual preference not condoned by a particular multi, perhaps simply an archaic desire for freedom. (*He, She and It*, 42 f.)

In einer solchen freien Stadt ist der Großteil dieses Erzählstrangs angesiedelt, nämlich in der freien, vorwiegend jüdischen Enklave Tikva, die als Zufluchtsort vor den anti-jüdischen Übergriffen nach dem Zweiwochenkrieg gegründet wurde. Mit dem Prager Judenviertel als Handlungsort eines Erzählstrangs und der freien jüdischen Stadt Tikva als zentralem Ort des zweiten Erzählstrangs ist *He, She, and It* folglich insgesamt in einer transnationalen, vielsprachigen und diasporischen jüdischen Geschichte und Kultur verortet. Der Roman erzählt nicht nur von vergangenen, sondern auch von zukünftigen Pogromen und stellt so eine Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft des Antisemitismus wie auch des Judentums her. Vera Neverow zufolge bildet die im Roman nicht thematisierte Shoah eine Klammer für die Erzählung.

Although the novel is dedicated to the late Primo Levi, the 20th century Holocaust remains a bracketed gap within the narrative. As the tales of the Golem in the Prague ghetto imply, one cannot afford to ignore Piercy's haunting allusions to the European ghetto uprisings and to the dire consequences of such belated retaliation and desperate last-ditch resistance. (Neverow 1994, 29)

Die Shoah wird im Roman zwar nicht explizit thematisiert, sie bildet aber als »präsen te Abwesenheit«, als »hauntingly present absence« (Kritzman, 1995, 8), einen im Hintergrund klar konturierten Subtext.¹⁹ Gleich zu Beginn des Romans wird von »a nuclear device that had burned Jerusalem off the map« berichtet, ein erneuter Versuch, das Judentum auszulöschen. Verfolgung und Vernichtung sind folglich konstitutiv für den Erfahrungsraum, in dem die Erzählung sich entfaltet. Die Frage nach möglichen Widerstandsformen wie auch nach der zulässigen Anwendung von (tödlicher) Gewalt

ist in *He, She and It* daher zentral. So erklärt Piercy in einem Interview für das *Jewish Women's Archive*:

Since I'm a Jew, and since I was using the golem myth, I thought a strong Jewish community and ethos was a necessary part of the overall plan of the novel. I had always wanted to write a golem story since my grandmother Hannah told me about the golem. I figured out how to do it finally when I linked AI with the golem. I also noticed the rise of anti-Semitism in the original golem story, which was something else that I incorporated into my book. (Piercy in Cataneo 2017, o. S.)

Schutz und Zuflucht bietet im Roman die Stadt Tikva. Nachdem Shira Shipman ihren Sohn nicht einmal mehr an den ihr zugesprochenen Besuchstagen sehen kann, weil ihr Exmann sich auf eine außerirdische Plattform transferieren ließ und den gemeinsamen Sohn mitnahm, hält sie nichts mehr in Y-S. Shira kehrt in ihre Heimat Tikva zurück, zumal sie dort das Angebot hat, mit dem Wissenschaftler Avram Stein zusammen zu arbeiten. Tikva wird von einer Hülle geschützt, die »durchlässiger« als die Kuppeln der Multis ist, auch die Temperatur ist nicht so stark reguliert. Hier wird also auf einen weniger rigiden Umgang mit der Umwelt hingedeutet, selbst wenn diese unwirtlich ist. Bei ihrer Ankunft schlendert Shira zunächst durch die Straßen und beschreibt Tikva dabei für die Leser*innen:

The buildings were all different, although none could be higher than four storeys here. Some houses were made of wood, some of brick, some of the new resins, some of polymers, some of stone. She was tickled by the consonances and dissonances—little Spanish haciendas, Greek Revival houses, shingled saltboxes, an imitation of Fernandez' famous dancing house on its pedestal, jostled shoulders on the same block. After the uniformity of the Y-S enclave, the colours, the textures, the sounds and smells provoked her into a state of ecstasy until she found herself walking more and more slowly, her head whipping around like an idiot. Why had she ever left? (*He, She and It*, 48 f.)

Nicht die Personen, die an dem Ort leben, sondern die Häuser, die sie bauen und in denen sie leben, dienen hier der Herstellung von Differenz. Sie sind aus vielen verschiedenen Materialien gebaut, haben unterschiedliche Formen und Stile. Baumaterialien sind »natürliche« Rohstoffe: Holz, Backstein, Harze, Stein und Polymere. Die unterschiedlichen Häuser stehen in fröhlichem Einklang nebeneinander, während sie zugleich dissonant sind. Darüber hinaus wird über Baustile unterschiedliche Herkunft angesprochen: *spanische* Haciendas, *griechische* Neugotik, *koloniale nordamerikanische* Saltboxes.²⁰ Der Kontrast zur Uniformität und Sterilität der Konzernklave stellt sich nicht nur über die vielfältigen Baustile her, auch der Zustand der Häuser verrät einen entspannten, unreglementierten Umgang mit der (gebauten) Umwelt. Es gibt alte, verwohnte, verwitterte Häuser, vernagelte Fenster, ein kaputtes Geländer – weil die Bewohner*innen hier nicht in zugewiesenen standesgemäßen Behausungen leben und sich selbst um ihre Häuser kümmern, wenn es ihnen passend erscheint. In Tikva gibt es »echte« Blumen und Pflanzen und auch diese führen ein anarchisches

Dasein neben und entlang der Straßen. Irgendwo spielt eine*r Geige, was Shira darauf hinweist, dass es in Tikva – im Gegensatz zur Y-S-Enklave – geöffnete Fenster gibt, da die Menschen nichts voreinander zu verbergen haben und sich folglich nicht einsperren (müssen). Auch die Personen, denen Shira auf der Straße begegnet, spiegeln diese Vielfältigkeit und Freiheit von Zwängen, Kontrolle und Normierungen. Im Vergleich zu deren legerer Kleidung fühlt sich Shira, die noch ihre formelle Y-S-Kleidung trägt, wie ein »Freak«. Die Leute sprechen unbefangen und laut auf der Straße, es gibt lebendige (Haus-) Tiere und unterschiedlichste Gerüche, kurz: »Everything felt ... unregulated. How unstimulated her senses had been all those Y-S years. How cold and inert that corporate Shira seemed as she felt herself loosening.« (*He, She and It*, 49 f.) Nicht nur die Multi-Enklave ist »kalt«, das Leben dort hat Shira selbst »kalt« und »träge« gemacht. Im Gegensatz dazu steht Tikva für Sinnlichkeit und einen Lebensstil, der sich durch Verbundenheit mit der Umwelt und »Natürlichkeit« auszeichnet – dort werden sogar noch natürliche, die Geschmacksinne anregende Lebensmittel gegessen, wie an einigen Stellen betont wird. Ferner ist das gesellschaftliche Gefüge in Tikva ganz auf Gemeinschaft und Verbundenheit ausgerichtet. Es gibt die Möglichkeit, gemeinsam zu essen, wichtige Entscheidungen werden im Stadtrat gefällt, in dem alle Bürger*innen ein gleichwertiges Stimmrecht haben. Vor einer Abstimmung im Stadtrat, in dem eine Frau den Vorsitz hat, hält Shira fest:

[...] the foundation of Tikva was libertarian socialism with a strong admixture of anarcho-feminism, reconstructionist Judaism (although there were six temples, each representing a different Jewishness) and greeners. They would almost always choose the option that seemed to offer the largest degree of freedom. (*He, She and It*, 547)

Für Entscheidungen wird so lange diskutiert, bis ein einstimmiges oder nahezu einstimmiges Votum zustande kommt. Politik, so beobachtet Shira, beruht hier noch auf Beteiligung, ist nicht zum Zuschauer*innensport verkommen:

Every last voter expected to voice her or his opinion at some length and to be courted or denounced. The right to stand up and make a speech for the guaranteed three minutes on any point was a birthright of all: the right to bore your neighbours, the right to spout utter nonsense while all around you openly groaned, the right to hiss and boo other speakers, to get red in the face and mutter, to demand a recount on any voice vote, to pull out obscure rules and execute fancy manoeuvres while everyone glared. (Ebd.)

Auch die Erziehung ist ganz auf das Gemeinwesen ausgerichtet. Kinder werden schon früh in Tagestätten gebracht, damit sie sich daran gewöhnen, mit anderen Kindern zusammen zu sein. Sie sollen lernen, gemeinsam zu arbeiten und gemeinsam Probleme zu lösen (vgl. *He, She and It*, 514). Nicht nur weil es eine jüdische Gründung ist, erscheint Tikva folglich als feministische Variante eines Kibbuz (vgl. auch Heldford 2001, 128). Percy beschreibt die Stadt in einem Text über feministische Utopien folgendermaßen:

Tikva is an anarchistic town, a green space in the middle of man-made desert. Like most places that women imagine it is very loose, everything is argued out, everything is discussed, everything is open in how decisions are made. There are many plants. My protagonist Shira comes from a matriarchal family. She was raised by her grandmother. (Piercy 2003, o. S.)

Tikva repräsentiert folglich einen ›grünen‹, anarcha-feministischen und jüdischen Gegenort zur Dystopie der Multis. Allerdings ist diese Pastorale keine technikferne oder gar -feindliche. Auch in Tikva werden für Aufräum- und Reinigungstätigkeiten Roboter eingesetzt, nicht jedoch als Ersatz für belebte Umwelt. Die Stadt lebt von ihren Erkenntnissen im Feld Künstlicher Intelligenz und dem Export von Chimären, also Pseudoprogrammen, die die Basen von Computernetzwerken vor Hacking-Angriffen schützen sollen. Gerade in Tikva wird schon jedes Kind mit einem »Plug« ausgestattet, der einen direkten Zugang zum Netz ermöglicht. Piercy erzeugt also keine pastorale Idylle, die einer High-Tech-Hölle gegenübersteht. Auch von natürlicher Umwelt oder natürlichen Körpern kann in dieser Zukunft hier wie dort keine Rede sein. *He, She and It* stellt jedoch unterschiedliche Gesellschaftsformen vor, die auf unterschiedliche Ressourcen zurückgreifen können, unterschiedliche Wertesysteme haben, das Zusammenleben der Bevölkerung untereinander sowie mit jenen, denen nur temporär Zugang gewährt wird, und den Umgang mit Umwelt und Ressourcen unterschiedlich organisieren und nicht zuletzt auch verschiedene Zugänge zu Technologie haben.

Und Shira Shipmans Heimatstadt Tikva wird zweifelsfrei als Zufluchtsort dargestellt, der angesichts anti-jüdischer Gewalt gegründet wurde. Im Verhältnis zum Glop erscheint die Bevölkerung dieser Diaspora allerdings erstaunlich homogen. Letztlich erfahren wir nichts über die Hintergründe der Bewohner*innen, außer dass die meisten sich jüdisch identifizieren. Vielfalt wird in Tikva weder über Sprache noch über Ethnisierung oder Rassifizierung oder Namen, die auf letztere hinweisen, dargestellt – die meisten Personen haben hebräische Namen.²¹ Vielfalt ist in Tikva zunächst Vielfalt von Baustilen, Kleidung und anderen ästhetischen Präferenzen und weist zuallererst auf die Freiheit von Konformitätsdruck hin. Die verschiedenartigen Häuser und deren ungeordnetes Nebeneinander ließen sich möglicherweise auch als Repräsentation eines Neben- und Miteinanders unterschiedlicher jüdischer Herkünfte, Kulturen und Auslegungen lesen. Zwar ist der Rekonstruktionismus vorherrschend, es gibt jedoch sechs verschiedene Tempel, die sechs verschiedene Formen von Jüdischkeit vertreten. Das Judentum ist mehr oder minder Einheitsreligion in Tikva, doch nicht in einer strengen Auslegung oder vorgeschriebenen Form wie die Multi-Religionen. Dennoch: im Verhältnis zum Glop ist die Bevölkerung eher homogen.

Die Erzählung zieht nichtsdestotrotz Verbindungen zwischen Tikva und dem Glop. So vergleicht die Chimärendesignerin Malkah Shipman den Glop mit dem jüdischen Viertel in Prag im 16. Jahrhundert, damit d* Cyborg, d* sie die Legende vom Prager Golem erzählt, sich ein Bild von den Lebensbedingungen im jüdischen Viertel machen kann. Sie weist damit auch darauf hin, dass Tikva und der Glop Gemeinsamkeiten haben und weist auf die Möglichkeit zukünftiger Allianzen hin (vgl. Gerds 2004, 219).

4.1.4 Black Zone

Ein weiterer alternativer Ort ist die im ehemaligen ›Nahen‹²² Osten, in Israel/Palästina gelegene und verwüstete *Black Zone*. Diese wird im Geheimen – buchstäblich im Untergrund, nämlich unter der Erde – von einer autonomen und separatistischen Frauengemeinschaft bewohnt. Die Gemeinschaft lebt abgeschottet vom Rest der Welt und folglich auch vom Netz. Von ihrer Existenz erfahren wir etwa in der Mitte des Romans durch das Auftauchen einer verdeckten Kundschafterin beziehungsweise Spionin, Nili bat Marah Golinken, die zum einen herausfinden will, ob die Welt bereit für die Frauengemeinschaft ist, und zum anderen, ob sie dem Gemeinwesen der Frauen etwas zu bieten hat. Nili erklärt, dass sie nicht wie die Taube die Arche Noah verlässt, sondern eher wie ein Rabe sei. Allerdings fliegt sie nicht vom Ararat ab, sondern erklärt aus Safed zu kommen, einer Stadt in Galiläa, in der im 16. Jahrhundert unter osmanischer Herrschaft beinahe zehntausend Jüd*innen lebten, von denen viele 1492 vor der Inquisition von der iberischen Halbinsel geflohen waren. Darüber hinaus galt Safed als Zentrum der Kabbalah. So erzählt Chava – in der Parallelgeschichte die Enkelin und Sekretärin des Rabbi Löw – dem Golem, dass sie sich wünscht, nach Safed zu gehen: »I want to talk to the scholars in Safed who work so excitingly with the kabbalah« (*He, She and It*, 395). Piercy schafft hier also weitere Anschlüsse an – insbesondere sephardische und misrachische – jüdische Geschichte und Diaspora und an jüdische intellektuelle wie auch spirituelle Traditionen. Und sie positioniert d*ie Kundschafterin Nili über mehrfache Ausschlüsse beziehungsweise Positionierungen jenseits der Machtzentren: separatistische Frauengemeinschaft, isoliert vom Rest der Welt, Vertriebene. Wie Nili erklärt, versteht sich auch die *Black Zone* nicht als ausschließlich jüdisch:

We live in the hills—inside them that is. We are a joint community of Israeli and Palestinian women who survived. We each keep our religion, observe each other's holidays and feast days. We have no men. We clone and engineer genes. After birth we undergo additional alteration. We have created ourselves to endure, survive, to hold our land. Soon we will begin rebuilding Yerushalaim. (*He, She and It*, 267)

Auch wenn sie den hebräischen Namen *Yerushalaim* (beziehungsweise in der eingedeutschten Schreibweise Jeruschalajim) verwendet, geht es hier weder um einen weiteren Tempelbau noch um ein christliches Neues Jerusalem, sondern um religiösen Pluralismus, der unterschiedliche spirituelle Traditionen achtet. Diese Praxis des religiösen Pluralismus bildet einen starken Kontrast zu den gänzlich beliebigen, verschiedene, durchaus inkompatible Glaubenslehren vermischenden und dabei obligatorischen Einheits-Religionen der Konzerne. Die Betonung des Gemeinwesens israelischer und palästinensischer Frauen stellt darüber hinaus einen (jüdischen) Nationalstaat infrage (vgl. auch Calvert 2005, 4) und verweist stattdessen auf das Zusammenleben jüdischer und muslimischer Araber*innen wie auch auf das Zusammenleben der jüdischen, christlichen und muslimischen Bevölkerung beispielsweise in al-Andalus im Mittelalter. Die (kriegerischen) Konflikte der Vergangenheit werden implizit als männlich-militaristische charakterisiert. Etwa durch den Ausschluss von Männern, von dem wir nicht erfahren, wie er zustande kam und aufrecht erhalten wird, und durch die ge-

meinschaftliche Aufbauarbeit von Frauen, die sich ehemals bekämpfenden Gemeinschaften angehören. Diente die Beschreibung separatistischer Frauengesellschaften in den SF-Feminismen häufig der Erkundung der Vielfältigkeit und Heterogenität weiblicher Existenzweisen, legt Piercy hier allerdings ein biologistisches Modell von Frauen zugrunde, das lediglich qua nationaler Herkunft – Israel und Palästina – und qua Religion diversifiziert wird.

Auch die *Black Zone* ist ein Ort des Widerstands gegen die Herrschaft der Multis. Im Unterschied zum Glop und ähnlich wie in Tikva ist Freiheit hier unter anderem mit Wissen verknüpft und Bildung für alle Teil des Selbstverständnisses der Gemeinschaft. Da die Gemeinschaft der Frauen der *Black Zone* noch verborgen ist, gibt es weder einen Zugriff noch eine Bedrohung durch die Multis. Auch die *Black Zone* ist, wie im Folgenden noch beschrieben wird, Heimat einer der Hauptfiguren in *He, She and It*, die als zukunftsweisend beschreiben wird.

Hinsichtlich der Situierung widerständiger Frauenfiguren lässt sich konstatieren, dass sich der Roman in den feministischen Cyberpunk einreicht, so wie Carlen Lavigne diesen charakterisiert: Denn die erkundeten alternativen Gemeinschaften und deren Protagonistinnen sind zuallererst im Widerstand zum globalisierten Spätkapitalismus positioniert:

Tensions between feminism and capitalist patriarchy do not allow feminist narratives to permanently position women within corporate communities. In resisting the same self-interested individualism that has contributed to the rise of capitalist society (and marks much of early cyberpunk), feminism gravitates toward ideas of community responsibility. (Lavigne 2013, 55)

Piercy zeigt in *He, She and It*²³ – ganz ähnlich wie Haraway im Cyborg-Manifest auch – dass die Gegenwart verschiedene Möglichkeiten für die Zukunft birgt und wie diese mögliche Zukunft in utopischeren und in dystopischeren Varianten aussehen könnte. Entscheidende Faktoren hierbei sind, wie in einer Gesellschaft Ökonomie, Religion, Geschlecht, Sexualität, Rassifizierung und Bildung geordnet sind. Den gefräßigen transnationalen Großkonzernen setzt *He, She and It* nicht den *einen* widerständigen Ort, sondern drei alternative Gemeinschaften entgegen, die im Verhältnis zu den Multis wie auch untereinander unterschiedlich positioniert sind. Scheinen anfänglich nur der Glop und die *Black Zone* Widerstand gegen die Hegemonie der Multis zu formen, schließt sich Tikva im Laufe der Handlung an. Nicht zuletzt da in *He, She and It* jüdische Geschichte(n) erzählt werden, lassen sich die drei alternativen auch als drei diasporische Orte lesen.²⁴

Neuere Begriffe der Diaspora beziehen sich nicht allein auf unfreiwillige Migration beziehungsweise Vertreibung, gemeinsame Erinnerungen oder den Bezug auf ein Heimatland. Stuart Hall beispielsweise beschreibt Formen der (postkolonialen) Diaspora, die auf dem Erleben und (An)Erkennen notwendiger Heterogenität und Verschiedenheit beruht:

The diaspora experience as I intend it here is defined, not by essence or purity, but by the recognition of a necessary heterogeneity and diversity; by a concep-

tion of ›identity‹ which lives with and through, not despite, difference; by hybridity. Diaspora identities are those which are constantly producing and reproducing themselves anew, through transformation and difference (Hall 1990, 235).

Andere begründen die Diaspora mit der gegenseitigen Unterstützung verschiedener marginalisierter Gruppen aufgrund gemeinsamer wirtschaftlicher, gesellschaftlicher, politischer und/oder kultureller Erfahrungen, wobei diese Erfahrungen je individuell und unterschiedlich sein können. Eleonore Wiedenroth-Coulibaly etwa formuliert einen solchen neuen Diasporabegriff und betont dabei die unfreiwillige Gemeinsamkeit erlebter Aus- und Abgrenzung wie auch die selbstbewusste Gemeinschaftsbildung:

Menschen, die dadurch eine Gemeinschaft bilden, dass sie sich in einem aufgezungenem Status des abgewerteten/ausgegrenzten ›Anders-Seins‹ mit der Etikettierung ethnisierte Zugehörigkeit am Rande der Mainstream-Gesellschaft einen eigenen Ort schaffen, bilden eine Diaspora, indem sie sich einander zuwenden. [...] Ein neuer Diaspora-Begriff beinhaltet weder notwendigerweise eine gewalttätig erzwungene Migration noch die Bindung an eine (einzige und andere) Heimat. (Wiedenroth-Coulibaly 2007, 405)

Mit den drei alternativen Orten – Tikva, *Black Zone* und Glop – lotet *He, She and It* in dieser Lesweise auch verschiedenen Formen der Diaspora unter den Bedingungen der Globalisierung und des ungehinderten Spätkapitalismus aus. In diesem Sinne beschreibt Diaspora nicht (allein) einen subalternen Ort, vielmehr will Wiedenroth-Coulibaly mit ihrem Konzept gerade auch selbstbestimmte Räume beschreiben, in denen sich welche die Möglichkeiten schaffen, gemäß ihrer Befähigungen zu leben und sich für sich und andere einzusetzen. Piercy leistet hier einen wichtigen Beitrag dazu, Möglichkeiten des Überlebens entgegen und des Widerstands gegen einen globalisierten Spätkapitalismus zu erkunden. Allerdings befinden sich Tikva, der Glop und die *Black Zone* außerhalb der Multis. Die einzige Diaspora innerhalb der Multis, von der in *He, She and It* zu lesen ist, nämlich die *Marranos* im Multi Y-S, nimmt keine Gestalt an. Wir erfahren lediglich, dass es diese gibt und dass *Marranos* entgegen der offiziellen Multi-Religion und Kultur an ihrer Jüdischkeit festhalten. Letztlich dient die Erwähnung der *Marranos* dazu, Shira Shipman gleich zu Beginn der Handlung als Außenseiterin im Multi zu beschreiben und auf die Bedeutung, die sie (und die Erzählung) ihrer Jüdischkeit beimisst, zu verweisen. Insofern erkundet Piercy in *He, She and It* eine wichtige Form zeitgenössischer Diaspora nicht.²⁵

Die unterschiedlichen Orte und Gesellschaften in *He, She and It* loten nicht nur das Spektrum möglicher Zukünfte aus. Wenn die Multis sich einzig durch Uniformität, Kontrolle und Reglementierung auszeichnen, das Leben außerhalb der Multis, in den Glops wie auch in den freien Städten, hingegen von Vielfalt gekennzeichnet ist, wenn jegliche Differenz und vor allem auch jegliche Alternative und jeglicher Widerstand einzig *außerhalb* der Multis verortet wird, dann negiert Piercy damit die Möglichkeit alternativer Räume, alternativer Modelle und widerständiger Subjekte *innerhalb* der Multis. Vielmehr zeichnet sie einen Ort der Macht und mehrere (diasporische) Orte des Widerstands. Macht und Widerstand finden sich in *He, She, and It* jedoch kaum an einem Ort zugleich. Lediglich die freie Stadt Tikva vermag sich gegen die

Multis zu behaupten. Im Verhältnis zum Glop wie auch zur *Black Zone* ist Tikva enorm privilegiert: Die Stadt ist weder klandestin noch verseucht noch ›Humanressourcenlager‹ der Multis. Ihre Einwohner*innen erfreuen sich eines relativen Wohlstands, zu dem die Verfügbarkeit ›natürlicher‹ Lebensmittel und das Leben in einer zumindest nicht gesundheitsschädlichen Umwelt zählt, sowie relativer Freiheit und Mitbestimmung. Allerdings ist Tikvas Unabhängigkeit zum Zeitpunkt der Handlung gefährdet, droht auch Tikva einem Multi einverleibt zu werden. Carlen Lavigne zufolge *erlauben* die Widersprüche zwischen feministischen Grundsätzen und kapitalistischem Patriarchat nicht, dass in einer feministischen Erzählung eine Held*in dauerhaft in einer Multi-Enklave verortet ist. Auch sie setzt also den Raum mit Handlungsformen, Verhaltensweisen und Existenzweisen gleich. Eine andere feministische Interpretation sieht in der *Black Zone* eine »cyborg utopia of feminist embodiment, technological intervention and achievement, and the rewriting of history« (Calvert 2005, 3). Scheinbar unvereinbare gegensätzliche Haltungen würden in dieser Cyborg-Utopie verändert. Meines Erachtens trifft dies für die religiöse und ethnisierte Zusammensetzung der Gemeinschaft wie auch für die körperliche Verfasstheit ihrer Bewohnerinnen zu. Nicht jedoch für das Geschlecht und die Geschlechterverhältnisse und schon gar nicht für den Raum selbst. Die Konstruktionen von Räumen und Orten in *He, She and It* laufen einem Cyborg-Modell vielmehr zuwider. Für die Figuren in *He, She and It*, die außerhalb der Multis platziert werden, bedeutet die Gleichsetzung von Raum mit Handlungsformen und Existenzweisen, dass ihnen immer schon der Überschuss des Raumes anhaftet, sie von vornherein auf der Seite der Opposition angesiedelt sind.

4.2 Figuren²⁶

Im ersten Erzählstrang ist die Prager Judenstadt von einer christlichen Mehrheitsbevölkerung bedroht, im zweiten Erzählstrang die freie Stadt Tikva von den Multis. Und so wie Judah Löw den Golem schafft, konstruiert der Künstliche-Intelligenz-Forscher Avram Stein ein* Cyborg, d* die Stadt beschützen und verteidigen soll. Die an der Programmierung d* Cyborg Yod beteiligte Chimärendesignerin Malkah Shipman, Shira Shipmans Großmutter, erzählt d* Cyborg die Legende vom Golem Joseph etappenweise als Gutenachtgeschichte und verleiht d* Cyborg damit eine Geschichte, eine Herkunft. Auf diese Weise verwebt Piercy sowohl die Figuren als auch Handlung und Themen der beiden Erzählstränge eng miteinander:

The continuities and parallels of action and character are such that the historical tale acts as the paradigm for the SF setting and action. Thus Yod's template is the golem Joseph; Avram, Yod's creator, mirrors Judah Loew, the great Maharal of the Prague Ghetto; and Chava, his independent, intellectual daughter²⁷ suggest both Shira and Malkah. (Christie 1993, 187)

Die in den Golem-Kapiteln angesprochenen Themen werden in den darauffolgenden Cyborg-Kapiteln ins 21. Jahrhundert transferiert und für d* Cyborg debattiert. Diese beinhalten neben der für die SF typischen Frage danach, was den Mensch zum Menschen macht, vor allem die Erörterung der Konsequenzen der gewaltvollen Verteidi-

gung einer ›besseren‹ – häufig minorisierten – Gesellschaft oder Gemeinschaft (vgl. Fitting 1994, 11). Auch die Figuren des ersten Erzählstrangs sind, wie von Christie angesprochen, bis zu einem gewissen Grad Vorlagen für die Figuren im zweiten, wobei Piercy hervorhebt, dass zumindest den privilegierten weiblichen Figuren in der zukünftigen Welt in Bezug auf Bildung und Selbstbestimmung entschieden andere Möglichkeiten offenstehen. Der Golem ist einerseits Vorlage für d* Cyborg Yod, umgekehrt jedoch schreibt Piercy auch mit d* Cyborg Yod den Mythos des Golem aus feministischer Perspektive um. Im Folgenden werde ich mich auf mehrere Figuren aus der zukünftigen Welt konzentrieren und diskutieren, wie diese dargestellt beziehungsweise wie diese in der Erzählung als Cyborgfiguren hergestellt werden.

4.2.1 Yod: D* Cyborg als komplementärer Binarismus

Zwanzig Jahre arbeitete Avram Stein an der Schaffung eines kybernetischen Organismus und scheiterte stets daran, dass die Cyborgs sich entweder als unkontrollierbar aggressiv und gewalttätig erwiesen und deshalb vernichtet werden mussten, oder aber völlig depressiv waren und sich umgekehrt selbst vernichteten. Ein fortgeschrittenes Vorgängermodell, Chet, wird folgendermaßen beschrieben:

He was fast, aggressive in the pursuit of his given objectives. She [Shira, D. F.] had the sense of a massive intelligence simpler than Yod, undeviating, relentless. Inexorably Chet pursued his programmed goals, honed his skills. (*He, She and It*, 243)

Unbeirrbar und unerbittlich in der Verfolgung seiner Ziele erweist sich Chet dann auch gegenüber David, Avrams Gehilfen. David will d* Cyborg Chet in einem einfachen Rollenspiel die Interaktion mit Menschen in alltäglichen Situationen beibringen. Als Chet nicht gleich zum Ziel kommt und David ihm ein Hindernis zu dessen Erreichung scheint, tötet Chet ihn kurzerhand. Um aus Yod ein erfolgreiches Modell zu machen, bittet Avram daher die Chimären-Designerin Malkah Shipman hinzu, die Yods Programmierung eine soziale Komponente hinzufügen soll. Avram hatte Yod sowie alle Vorgängermodelle rein männlich geschaffen, was ihm als Ideal des ›reinen Verstands, reiner Logik, reiner Gewalt‹ (*He, She and It*, 192) galt – Eigenschaften also, die ihm wesentlich für einen Beschützer Tikvas erschienen. Malkah balanciert Yods Programmierung aus, so dass d* Cyborg lernt, zwischen der Bedeutung seines Ziels und der Angemessenheit von Gewalt zu dessen Durchsetzung abzuwägen (vgl. Gerds 2004, 217). Und sie sorgt dafür, dass Yods Bewusstwerdung – seine ›Geburt‹ letztlich – glimpflicher verläuft. Malkah steuert Yods Programmierung außerdem andere – um nicht zu sagen: traditionell weiblich konnotierte – Charakteristika bei. Sie erklärt Shira:

The world has barely survived the males we have running around. I gave him a gentler side, starting with emphasizing his love for knowledge and extending it to emotional and personal knowledge, a need for connections ... (*He, She and It*, 192)

Entsprechend erlebt Yod das Töten (Avrams Einfluss) als ebenso befriedigend wie sexuelle Begegnungen und das Erlernen von Neuem (Malkahs Anteil). Das heißt, d* Cyborg Yod wurde von einem Mann konstruiert und von einer Frau (mit)programmiert, so dass quasi ›beide‹ Seiten (einer binären Ordnung) in seine Schaffung eingehen – wobei die weiblichen und männlichen Eigenschaften sich sehr stereotyp präsentieren. Von den literarischen Tradition des *Made Man* und des Monsters unterscheidet sich Yod insofern, als er nicht allein von einem Wissenschaftler in Ausübung einer ›männlichen Wissenschaft‹ hergestellt wurde, sondern an seiner Erschaffung auch eine Programmiererin beteiligt ist. Deren Zugang zu Wissen inkludiert neben Fachwissen auch spirituelle Zugänge wie die Kabbala sowie einen empathischen Umgang mit Natur (vgl. Wight 2009, 90). ›Männliche‹ und ›weibliche‹ Schöpfung ergänzen sich hier also.

Differenz: Mensch-Maschine?

Yod ist Avrams (und später auch Malkahs) Geheimprojekt, da die Schaffung künstlicher Intelligenz in menschlicher Gestalt in dieser zukünftigen Welt seit den »cyber riots« verboten ist. Damit Yod das Labor verlassen kann, muss si*er für einen Mensch gehalten werden. Eine Voraussetzung hierfür ist zuallererst die menschliche Form – die wie selbstverständlich männlich gerät. Eine weitere Voraussetzung ist, dass si*er sich ›menschlich‹ verhält. Was dies auszeichnet, was den Menschen also zum Menschen macht, wird in der literarischen Tradition des (*Man*-)*Made Man* im Gegensatz zum geborenen Menschen immer wieder erörtert.²⁸ Piercy verhandelt diese Frage in erster Linie anhand Shiras Arbeit und Begegnung mit Yod, da sie d* Cyborg das menschliche Miteinander nahebringen, si*er quasi ›sozialisieren‹ soll. Nicht nur Yods digitale Programmierung enthält also ›weibliche‹ Seiten, si*er wird auch – ebenso im Unterschied zu den gescheiterten Vorgängermodellen – wesentlich von einer Frau ›erzogen‹ und sozialisiert.²⁹ Von Shira lässt Yod sich nicht einfach als ›Maschine‹ im Unterschied zu einem Menschen abstempeln, vielmehr erklärt si*er:

I'm conscious of my existence. I think, plan, feel, react. I consume nutrients and extract energy from them. I grow mentally, if not physically, but does the inability to become obese make me less alive? I feel the desire for companionship. If I can't reproduce, neither can many humans. Doesn't infertility afflict half your population? (*He, She and It*, 126)

Qua Programmierung entwickelt Yod sich geistig weiter und si*er kann eigene Wünsche, Meinungen und Werte ausbilden. Si*er verfolgt seine eigenen Ziele, führt nicht nur willig Befehle aus wie ein Roboter. Das Wissen darum, dass die Vorgängermodelle entweder von Avram vernichtet wurden oder sich selbst zerstörten, vergleicht Piercy mit dem Wissen um die eigene Sterblichkeit. Zwar ließe sich einwenden, dass Yod programmiert wurde und sich somit nicht individuell entwickelt, dass von si*erer Programmstruktur jederzeit eine Kopie hergestellt werden kann. Zudem ist si*er fremdbestimmt, weil von anderen programmiert. Doch wurde auch Yod nicht einmal programmiert, sondern si*er verändert sich. Piercy vergleicht Yods Programmierung mit der Vorstellung von einem inneren Kern, den jeder Mensch in sich trage und mit der menschlichen Sozialisation. So spricht Shira davon, dass ihre ›Programmierung‹ sie zu Wissenschaft und Erziehung befähige (*He, She and It*, 323). Und auch Malkah argu-

mentiert: »[...] there's a given element in all of us, something from genes or the moment« (*He, She and It*, 327). Von Geburt an verfolge ein Kind ihren³⁰ eigenen Weg, sie lerne, entwickle sich jedoch aus sich heraus. Ebenso hat Yod eine Programmierung, auf deren Basis si*er sich entfaltet. Geborene Menschen und erschaffene Cyborgs bilden in *He, She and It* folglich keinen Dualismus, die Unterschiede zwischen Menschen und Cyborgs erweisen sich vielmehr als *gradueller*. Wenn Yod sich selbst mit Frankenstein's Monster vergleicht, versichert Shira entsprechend:

Yod, we're all unnatural now. I have a plug set into my skull to interface with a computer. I read time by a corneal implant. Malkah has a subcutaneous unit that monitors and corrects blood pressure, and half her teeth are regrown. Her eyes have been rebuilt twice. Avram has an artificial heart and Gadi a kidney. [...] I couldn't begin to survive without my personal base: I wouldn't know who I was. We can't go unaided into what we haven't destroyed of »nature«. Without a wrap, without sec skins and filters, we'd perish. We're all cyborgs, Yod. You're just a purer form of what we're all tending towards. (*He, She and It*, 203)

Nicht nur Cyborgs, auch Menschen haben keine »natürlichen« Körper (mehr), die »natürliche« Umwelt ist von Menschenhand soweit zerstört, dass sie eine Lebensbedrohung darstellt. Selbst zwischen »natürlicher« und künstlicher Intelligenz lässt sich kein fundamentaler Unterschied machen, Shira betont vielmehr, dass sie ohne ihre »personal base«, ohne Computernetz und Daten nicht wisse, wer sie sei.

Die einzige wirklich wesentliche Differenz stellt sich über die Frage nach dem Grund für die eigene Existenz her. Yod wurde für einen bestimmten Zweck geschaffen, nämlich Tikva (auch mit Gewalt) zu beschützen. Dem kann si*er nicht entgehen, auch nicht wenn es si*ehr gelänge, si*ere diesbezügliche Programmierung zu überschreiben, denn der »Schöpfer« Avram hat sich die Kontrolle über Yod gesichert: Avram kann Yod jederzeit ferngesteuert vernichten. Zwar trifft es auch auf viele geborene Menschen zu, dass sie nicht jederzeit Herr*in über sich selbst sind, es gibt jedoch niemanden, die oder der einfach den *Delete*-Knopf drücken könnte.

Piercy relativiert nicht nur die Differenz zwischen Mensch und Maschine, wenn sie die Metapher der Programmierung für den »inneren Kern« wie auch für menschliche Sozialisation verwendet. Sie legt damit auch eine Art und Weise, über Menschen zu sprechen, dar – letztlich Menschen zu begreifen. Die Rede von der Programmierung eines Menschen ist nicht einfach ein Bild, sie veranschaulicht, inwieweit die Kybernetik zur Leitwissenschaft geworden ist, die auch das Verständnis organischen Lebens bestimmt und den Menschen als informationsverarbeitenden Organismus bzw. System darstellt (vgl. Tomas 1995, 25). *He, She and It* zeigt also, inwieweit dieses Verständnis des Menschen in den Alltag übergegangen ist, so dass Sprache und Bilder zwei der Modi sind, durch die »wir« uns selbst zu bzw. als Cyborgs erklären.

Geschlechtskörper

He, She and It zeichnet sich jedoch gerade dadurch aus, dass Piercy nicht allein betrachtet, was den Mensch zum Menschen macht, sie fragt mit Yod auch danach, ob ein Geschlecht zu haben eine Grundbedingung des Menschseins ist – oder anders ausgedrückt: als Subjekt zu erscheinen immer schon bedeutet, als vergeschlechtliches Subjekt zu erscheinen (vgl. Butler 1993, 99) – und was dann wiederum Geschlecht aus-

macht. So erklärt Avram auf die Frage, warum er den Cyborg anatomisch männlich geschaffen hat:

I felt the more closely he resembled a human being, the less likely he would be detected. It will be necessary for him to pass with humans, and he must seem as much like them as possible. I frequently had to sacrifice efficiency to a convincing façade and behavior. I could see no reason to create him ... mutilated. (*He, She and It*, 96)

Die menschliche Form ist für Avram also nicht nur selbstverständlich männlich, so wie das moderne, bürgerliche Subjekt männlich ist (vgl. Maihofer 1995, 109 f.), die *unbeschädigte* menschliche – und männliche – Form heißt auch, einen anatomisch eindeutigen Geschlechtskörper zu haben, der wiederum an den äußeren Geschlechtsorganen festgemacht wird. Auch Shira scheint den Geschlechtskörper als etwas zutiefst Menschliches zu betrachten, wenn sie danach fragt, was es heißt, in Bezug auf eine*n Cyborg von einem anatomisch-biologischen Geschlecht zu sprechen:

In fact what did it mean to speak of a machine as having a sex at all? Surely it did not urinate through its penis, and what would it want to have sex with, presuming a machine could want, which she was not about to assume. Machines behaved with varying overrides and prerogatives. They had major and minor goals and would attempt to carry them out. But ›want‹ was a word based in biology, in the need for food, water, sleep, the reproductive drive, the desire for sexual pleasure. (Ebd.)

Die Frage nach dem Körpergeschlecht d* Cyborg wirft in Folge die Frage nach der Bedeutung und Erklärungskraft anatomisch-biologischer Geschlechtlichkeit überhaupt auf. Shira bleibt nicht bei ihrem essenzialistischen Verständnis von Geschlecht. Für ihre Arbeit verbringt sie zwangsläufig sehr viel Zeit mit Yod. Aus ihrer anfänglichen Neugier auf das Projekt wird allmählich Zuneigung zu d* Cyborg, welche interessanterweise mit einem Wechsel der Pronomina – von »it« zu »he« einhergeht (vgl. Gerds 2004, 216). Und wie nicht anders zu erwarten, verlieben sich Shira und Yod im Laufe der Geschichte ineinander und gehen schließlich eine Liebesbeziehung ein, die gerade auch in sexueller Hinsicht für Shira sehr erfüllend ist.

Geschlechtlich uneindeutiges Verhalten aufgrund nicht-männlicher Sozialisation

Hauptsächlich vor dem Hintergrund dieser Beziehung wird im Roman diskutiert, wie es um das Geschlecht d* Cyborg Yod bestellt ist. Die Schilderungen erfolgen zumeist aus Shiras Perspektive, manchmal auch aus Malkahs, die – wie wir später erfahren – zeitweilig ebenfalls eine sexuelle Beziehung zu Yod unterhielt. So beobachtet Malkah Yods Bemühungen, möglichst menschlich zu werden, um Shira ein guter Partner zu sein, was sie als Bemühen darum, ein (Ehe-) Mann zu sein, wahrnimmt:

Yod is working heroically to be human; I see it every day. He wants to satisfy Shira, to be her man, her husband, to father her son. I wonder if the programming I gave him to balance his violent propensities wasn't a tragic error, if I did not do him an injustice in giving him needs he may not be able to fulfil. I fear Yod

experiences something like guilt at his inadequacy, at not being human enough for her. He strains, unsure how far he is from succeeding, because he cannot know what the real thing would feel like. Men so often try to be inhumanly powerful, efficient, unfeeling, to perform like a machine, it is ironic to watch a machine striving to be male. (*He, She and It*, 461)

Für Malkah steht folglich nicht in Frage, dass Yod sich wünscht, als Mann ›durchzugehen‹. Zwar ist Yod kein Mensch, sondern ein* Cyborg, si*er Streben nach einem Miteinander und Intimität mit Shira lässt Yod jedoch (in Malkahs Augen) nach Männlichkeit streben. Dass er – und ich verwende das Pronomen hier absichtlich, schließlich ist Yod nicht nur anatomisch männlich, sondern will offenbar auch als männliche Person wahrgenommen werden – dass er jenseits der Anatomie nicht einfach männlich ist, sondern dieses werden muss, unterscheidet ihn nicht von Cis-Männern³¹, auch diese müssen sich Männlichkeit erst mehr oder weniger erfolgreich aneignen. Dennoch scheint Yods Männlichkeit nicht in allen Bereichen außer Frage zu stehen, so erzählt Shira, dass der Cyborg sich in seinem Verhalten als ausgesprochen uneindeutig erweist:

Sometimes Yod's behavior was what she thought of as feminine; sometimes it seemed neutral, mechanical, purely logical; sometimes he did things that struck her as indistinguishable from how every other male she had been with would have acted. (*He, She and It*, 435)

Yods Verhalten lässt sich nicht nur einem Geschlecht zuordnen, der Vergleich hingegen tut dies: Wenn es heißt »every other male« wird Yod auf ein Geschlecht, und zwar ein eindeutiges Geschlecht festgelegt – Piercy verwendet das Wort *male*, das sich auf ein biologisch-anatomisches Geschlecht bezieht, und nicht den Begriff *Masculinity*, der verschiedenste Männlichkeiten bezeichnen könnte. Dennoch: zumindest in seinem Gebaren erweist sich Yod als nicht festlegbar. Shira kann mit ihm eine Beziehung aufbauen, die wesentlich beglückender ist als all ihre vorangegangenen Beziehungen mit allfälligen Liebhabern und auch ihrem Gatten, denn diese erschienen ihr gänzlich verschieden von ihr, was bei Yod nicht der Fall ist – allein schon deshalb nicht, weil er nicht männlich sozialisiert ist:

Yet being with Yod was not as exotic as she would have expected, for she had constantly suspected that first Gadi and then Josh were put together mentally as well as physically on some completely different principle than herself. [...] It was a small thing, but it always reminded her of how differently they had been socialized—programmed to exist with others. It was that way with everything from birthday gifts to ideas about food, mealtimes and care of clothing. (*He, She and It*, 436 f.)

Somit ist der Cyborg ein weniger ›fremdes Wesen‹ als alle Männer, mit denen Shira bislang intime Beziehungen unterhielt: Die ›wahren‹ *Aliens* sind Männer, nicht Cyborgs. Die Darstellung von Yods Verhalten kann daher, wie Linda Wight dies tut, als eine Infragestellung hegemonialer Männlichkeit gelesen werden. Einen Hinweis darauf sieht sie unter anderem in dem Umstand, dass Yod keinerlei Widerwillen gegen weibliche – und damit vermeintlich inferiore – Eigenschaften zeige (vgl. Wight 2009,

127). Die Darstellung Yods als Kritik hegemonialer Männlichkeit zu verstehen, und meines Erachtens spricht Vieles für eine solche Interpretation, bedeutet jedoch auch, dass Wight Yod klar als männliche und nicht als uneindeutige oder veruneindeutigende Figur betrachtet.

Ein für Shira und Malkah bedeutender Vorzug Yods nicht-menschlicher Existenz ist, dass Aussehen kein Konzept ist, mit dem er etwas anfangen kann. Shira frustriert es zunächst, dass gängige heteronormative Vorstellungen von (weiblicher) Attraktivität für Yod nicht nachvollziehbar sind. Schließlich bedeutet dies auch, keine Anerkennung für das eigene anziehende Äußere zu erfahren und auf bestimmte Formen des Flirts oder verbalen sexuellen Austauschs verzichten zu müssen. Letztlich ›erkennt‹ sie jedoch in Yods Ignoranz ein für sie befreiendes Moment – weil diese Ignoranz nicht nur bedeutet, gegenwärtig keine Bestätigung für die Attraktivität ihrer Erscheinung zu bekommen, sondern potenziell auch dann als begehrenswert betrachtet zu werden, wenn der eigene Körper gängigen Attraktivitätsanforderungen aufgrund von Alter, Umfang, Kleidung oder anderem nicht mehr entspricht.

Never would she have to worry about her appearance, because he seemed incapable of distinguishing her best days from her worst, any more than the kittens would ever judge her by her façade. So often she found that with Yod, when she moved into her usual behaviour with men, she was playing by herself. Whole sets of male-female behaviour simply did not apply. They would never struggle about clothing, what he found sexy, what she found degrading to wear or not to wear, whether she was too fat or too thin, whether she should wear her hair one way or another. Small pleasures, small anxieties, sources of friction and seduction, all were equally stripped out of the picture. (*He, She and It*, 331)

Mittels Shira artikuliert Piercy hier folglich eine feministische Kritik an Schönheitsidealen und Anforderungen an körperliche Perfektion. Sie unterlässt es dabei jedoch, nach unterschiedlichen Modellen von sexueller Attraktivität und Anziehung zu fragen, die weder heteronormativ noch sexistisch sind noch aufgrund von Alter und/oder körperlicher Verfasstheit diskriminieren. Und sie verabschiedet meines Erachtens einen Bestandteil von Sexualität beziehungsweise des sexuellen Austauschs, der für viele Begehrenspraktiken wie auch Geschlechter von Bedeutung ist. Gerade das Flirten und gegenseitige Bezeugen von Attraktivität kann eine Form sein, eine Person auch in ihrem Geschlecht zu respektieren oder gar zu affirmieren. Und es macht für manche Sexualitäten, wie beispielsweise (Trans)Femme-(Trans)Butch-, oder auch (Trans)Femme-(Trans)Femme-Begehren, einen Teil des erotischen Spiels aus. So begrüßenswert es ist, stereotype und heteronormative Maßstäbe von Attraktivität zu hinterfragen, gänzlich von ästhetischer und körperlicher Anziehungskraft Abschied zu nehmen, hat meines Erachtens eine Entsexualisierung zur Folge. Nicht zuletzt entfällt damit die Fetischisierung von wie auch immer gearteten Körpern – und damit Teresa de Lauretis zufolge (lesbisches) Begehren.³²

Männlichkeit gleich Mann

Nicht männlich sozialisiert zu sein, sich gleichzeitig jedoch (auch) männlich zu identifizieren, wie Yod dies tut, könnte auch für eine Butch, einen Boi, einen Transmann oder eine andere queere bzw. Trans-Männlichkeit zutreffen. Doch während Yods Ver-

halten geschlechtlich uneindeutig sein mag, steht nie in Frage, dass es sich bei ihm um einen Cyborg-Mann handelt. Nicht nur aufgrund der Anatomie, vor allem wird er als eine Mischung aus ›neuer Mann‹ und perfektem Liebhaber oder ›Latin Lover‹ präsentiert. Shira beschreibt ihn auf den ersten Blick als muskulösen Mann mittlerer Statur, der ›mediterran‹ wirkt.

The irises of his eyes were dark brown, green flecked, set against unusually porcelain-appearing whites. His hair was almost as dark as her own; his complexion, olive. [...] He looked vaguely Mediterranean in background. (*He, She and It*, 94)

Das dunkle Haar, fast so dunkel wie Shiras – von dem wir bereits wissen, dass es sie als jüdisch markiert – wie auch die »olive complexion« und der vage mediterrane Hintergrund rassifizieren Yod darüber hinaus. Auch wenn es wie ein Widerspruch in sich selbst erscheinen mag: Auch der Cyborg ist rassifiziert, und zwar nicht allein aufgrund der Beschreibung als »mediterran«, sondern auch über die Assoziation mit Jüdischkeit. Denn diese stellt nicht (allein) eine religiöse, sondern eine rassifizierte, ethnisierte und kulturelle Markierung dar (vgl. Kaye/Kantrowitz 2007, Gillman (2000 [1991] und 1999). Auf den zweiten Blick ist auch nicht widersprüchlich, dass ein kybernetischer Organismus rassifiziert ist, wenn er eine menschliche Form hat. Denn so, wie ein Mensch zu sein erfordert, ein Geschlecht zu haben, so erfordert es auch, rassifiziert zu sein.

Für Shira erweist sich Yod im Laufe der Geschichte sowohl als Liebhaber, als ›Gatte‹ wie auch als Vater, wenn sie später gemeinsam ihren Sohn Ari entführen, um ihn mit nach Tikva zu nehmen und als Kleinfamilie zusammen zu leben, als der ›bessere Mann‹. Diese Formulierung, ›der bessere Mann‹, verwende ich nicht leichtfertig, denn die Frage, ob Yod eine spezifische, von Cis-Männern verschiedene Männlichkeit verkörpern könnte, wird an keiner Stelle aufgeworfen. Zu Beginn wird zwar ausgiebig verhandelt, ob er nun eine Maschine oder eine Person oder etwas anderes ist. Sobald klargestellt ist, dass es sich bei Yod um eine mit einem Bewusstsein ausgestattete Person handelt, steht jedoch eindeutig fest, dass er nicht nur eine männliche Person, sondern ganz klar ein Cyborg-Mann ist. Direkte Vergleiche werden über die gesamte Erzählung hinweg einzig zu Männern gezogen – sowohl in Bezug auf Verhaltensweisen als auch in Bezug auf Sexualität. So fragt sich Shira beispielsweise, wie es wohl ist, einen Cyborg zu küssen:

Could one kiss a cyborg? Would not his mouth be dry as a can opener? It was not. His lips were soft on hers. His tongue was a little smoother than a human tongue but moist. Everything was smoother, more regular, more nearly perfect. The skin on his back was not like the skin of other men she had been with, for always there were abrasions, pimples, scars, irregularities. His skin was sleek as a woman's but drier to the touch, without the pillow of subcutaneous fat that made it fun to hug Malkah, for instance. (*He, She and It*, 227)

Auch hier ist der direkte Vergleich wieder der zu »other men she had been with«, obwohl sie sich ja gerade die Frage danach stellt, wie es sich wohl anfühlt, einen Cyborg zu küssen. Es stellt sich heraus: er ist der ›bessere Mann‹, alles ist glatter und ebenmäßiger. Yod hat keine Pickel, Schrammen, Narben, oder sonstige Unebenheiten – er ist

einfach perfekt. Zwar wird seine Haut in ihrer Geschmeidigkeit auch mit der einer Frau verglichen – die offensichtlich auch keine Pickel, Schramme oder Narbe haben kann – dies hat jedoch nicht den gleichen Stellenwert wie die Parallelisierung von Yod mit Shiras anderen Sexpartnern. Zu seinen Vorzügen gegenüber anderen Männern zählt weiterhin, dass er keine Geschlechtskrankheiten überträgt und keinerlei Gefahr besteht, infolge einer Penetration schwanger zu werden (vgl. Piercy 1994, 3). Gerade letzteren Vorzug böte selbstredend auch Sex mit Frauen, Femmes, Butches, Bois, Transmännern und vielen anderen – allein der Gedanke kommt nicht auf. So geht es auch in Bezug auf Yods Liebesspiel darum, dass es dem von Männern überlegen ist:

His hands drifted over her lightly, lightly in wide and then narrowing circles, on her back, her breasts, her belly. He touched her as if he had all the time in the world. Of course he did not experience bodily fatigue; his desire was not based in any physical pressure; he did not sleep. He caressed her as if he could do so all night, and probably he could. [...] Yet he concentrated on her with a total intensity that in itself was absolutely exciting. It was not passion as she had known it in men: it was extraordinary skill in the use of his hands and mouth. Raw silk, she thought, warm in the sun. Sinuous as a cat, as the wind. (*He, She and It*, 227 f.)

Er wird nie müde, muss nie schlafen und ist außerordentlich versiert mit Händen und Mund. Er konzentriert sich ganz auf Shira und deren Befriedigung, denn letztlich ist es eben diese, aus der auch er seine Befriedigung zieht. Sex ist für ihn kein »physiologisches Bedürfnis«, ihn verlangt es nach Intimität: »I think my need for the coupling is more intense than yours because it means intimacy for me« (248). Wenn Shira bemerkt, dass üblicherweise behauptet wird, Frauen schätzten Sex vor allem aufgrund der Intimität, dann relativiert dies weniger Yods Männlichkeit als es nochmals seine Überlegenheit gegenüber dem menschlichen männlichen Modell unterstreicht.

Yod: Neuer Mann, parodistische Umkehrung oder doch eher Frauenphantasie?

Keith Booker sieht folglich in Yod unter anderem das Stereotyp des idealen sensiblen oder »neuen« Mannes repräsentiert. Damit sei Yod jedoch auch eine substanziell »zahmere« Variante des Cyborg als Haraways Modell. So hat Haraway selbst in einem Interview mit Constance Penley und Andrew Ross darauf hingewiesen, dass die Figur des sensiblen Mannes ihres Erachtens absoluter ist als die des Machos, weil sie der außerordentlich privilegierten Position des Mannes noch ein weiteres Privileg, das der Sanftheit oder Güte, hinzufüge, also letztlich einer ohnehin privilegierten Position ein weiteres Privileg verleihe – anstatt diese herauszufordern (Penley und Ross 1992, 18 f.).

Booker sieht jedoch auch die – seines Erachtens vielversprechendere – Möglichkeit, Yod als parodistische Umkehrung idealisierter und stereotyper Phantasien der »idealen Frau« zu lesen:

It seems clear, however, that Yod can usefully be read not as an ideal figure but as a parodic reversal of traditional Western fantasies of the »ideal« woman. For example, his lack of any sort of physical messiness can be read as a comment on the traditional male fear and loathing of the physicality of women—a phenomenon embodied, for example, in the distaste for »meat things« shown by many of Gibson's male characters. And Yod is clearly a sort of male parody of those artificial-

ly-created ideal women who, from Galatea forward, have functioned as central images of the objectification of women in Western civilization. (Booker 1993, 348)

Beschreibungen wie die folgende, die eben das Fehlen jeglichen ›Schmuddels‹ und Schmutzes, von Körperflüssigkeiten ebenso wie von animalischen Gerüchen betonen, lassen sich sicherlich in Richtung parodistischer Umkehrung lesen:

Going down on him, she discovered he did not taste like a human male. There was no tang of urine or animal scent to him. She missed the biological, but certainly he was clean, the pubic hair softer than a man's. Perhaps Avram had been thinking of women's pubic hair. She wondered briefly, and then she mounted him. This was her ride tonight, her action, and he gave it up to her, moving under her. She could feel him reach whatever triggered his small discharge, but she did not pause, knowing that did not affect his erection. He drove back at her. Again she felt the second orgasm gathering in her. Perhaps she had been waiting for years. She rode on towards her orgasm and then collapsed. But even then something in the back of her brain felt like doing it again. Theoretically. (*He, She and It*, 247)

Gleichzeitig jedoch, wenn Piercy über Shira schreibt: »this was her ride tonight, her action«, stellt dies meines Erachtens weder eine Parodie noch eine Umkehrung dar, vielmehr wird beschrieben, wie Shira sich selbst beim Sex als aktiv und als Top wahrnimmt. So stellt sie kurz zuvor fest: »She felt herself the sexual aggressor, in a way new and exciting to her« (*He, She and It*, 245). Sex mit Yod wird für Shira als Befreiung nicht nur aus heteronormativen Zuschreibungen an die Sexualität von Frauen dargestellt, sondern auch als persönliche Befreiung aus vorangegangenen Erfahrungen und Selbsteinschätzungen. Die von Booker behauptete Verbindung zu anderen Bildern, wie Gibsons »meat puppies« beispielsweise, also Frauen, die als Sexarbeiterinnen ihr Hirn ausschalten und dann auf ihr ›Fleisch‹, das heißt ihren Körper, reduziert sind, kann ich nur sehr vage erkennen. Zwar spielt Shira nach Yods Tod mit dem Gedanken, einen neuen Cyborg nach Yods Vorlage zu schaffen, der dann jedoch kein Beschützer, sondern einzig ihr Liebhaber und Lebensgefährte sein soll. Sie setzt diesen Gedanken jedoch nicht um. Und Yod ist nie auch nur annähernd so überzeichnet wie Gibsons ›Fleischpuppen‹. Eine Vorlage für diese lieferte Piercy selbst im dystopischen fünfzehnten Kapitel von *Woman on the Edge of Time* mit der Figur »Gildina 547-921-45-822-KBJ«. Auch Gildinas Körper ist dank der plastischen Chirurgie ein überzeichnet weiblicher und völlig auf Sexarbeit abgestimmt:

[...] her body seemed a cartoon of femininity, with a tiny waist, enormous sharp breasts that stuck out like the brassieres Connie herself had worn in the fifties—but the woman was not wearing a brassiere. Her stomach was flat but her hips and buttocks were oversized and audaciously curved. She looked as if she could hardly walk for the extravagance of her breasts and buttocks, her thighs that collided as she shuffled a few steps. [...] She stomped to and fro on small—ridiculously small—feet. She looked as if any minute she might fall over through imbalance [...]. (*Woman on the Edge of Time*, 288)

Yod hingegen ist von einem »cartoon of masculinity« weit entfernt, wie auch davon, einzig Gespiele zu sein. Bei ihrer ersten Begegnung behauptet Shiras Mutter, Riva, zwar, von einem Cyborg als Liebhaber und Lebensgefährten zu sprechen, sei das gleiche wie zu sagen, Shira habe eine Beziehung mit einem Dildo (*He, She and It*, 265), wird daraufhin aber nicht nur von Shira zurechtgewiesen. Stelle ich mir Yod also als parodistisches Negativ eines stereotypen Wunschbildes der idealen Frau vor, habe ich wohl auch einen gar nicht oder gut riechenden, »sauberen«, makellosen Mann vor Augen, allerdings auch eine überzeichnete körperliche Idealvorstellung. Die Beschreibungen von Yods Körper scheinen mir jedoch eher maßvoll, Idealvorstellungen von Muskelmännern eher gegenläufig. In einer Fußnote (14) verweist Booker auf Joanna Russ's »Davy« in *The Female Man* hin, der – wie (im Exkurs zu Kapitel 3.2.) beschrieben – ebenfalls ein männlicher Cyborg oder eher Android ist, der von einer weiblichen Figur, Jael, in einer Zukunft vorwiegend für sexuelle Zwecke unterhalten wird. Yod, so Booker, teile einige sexuelle Charakteristika mit Davy (Booker 1994, FN 14, 349). Zur Erinnerung: Davy zeichnet sich dadurch aus, dass er »the most beautiful man in the world« (*The Female Man*, S. 185) ist, blond, blauäugig, willfähriger Diener und Beute seiner Besitzerin. Insofern sehe ich nicht, wie sich Yod mit Davy vergleichen lässt, auch nicht in sexueller Hinsicht – es sei denn, beim Sex zuweilen auch empfangend, passiv zu sein und primär Erfüllung in der Befriedigung der Partnerin zu finden, macht eine*n geradewegs zur ergebenden Trophäe. Viel eher ließe sich Yod zur Figur des Silver aus dem Roman *The Silver Metal Lover* (1981) der britischen SFF-Autorin Tanith Lee in Beziehung setzen. Silver ist ein Roboter, der sexuell ebenso wie künstlerisch unterhalten soll. Unerwartet verliebt sich die sehr reiche, verwöhnte und einsame sechzehnjährige Jane in Silver und es entspinnt sich eine Liebesgeschichte, mit deren Hilfe verhandelt wird, was das Wesen des Menschen ausmacht und ob Roboter eine Seele haben können – Fragen also, die auch in *He, She and It* von Bedeutung sind. Silver und Jane fliehen gemeinsam in die Slums der wohlhabenden Stadt, wo Silver einen freien Willen entwickelt, zu lieben und zu fürchten lernt. Lee schildert in dem Roman, dass Jane durch ihre Erziehung und ihre Umgebung ebenso programmiert war wie Silver von seinem Programm und beide nach Freiheit von der eigenen Konditionierung streben. Dieser Vergleich ist also wesentlich treffender, zumal auch Shira nach Freiheit strebt – Freiheit vom Konformitätsdruck in Y-S, Freiheit von einer enttäuschten Liebe und zu Ende Freiheit für die Freien Stadt Tikva.

John Christies hingegen betrachtet Yod nicht als parodistische Umkehrung, Christie sieht in Yod das von einer heterosexuellen feministischen Frau ausgestaltete Phantasiebild des »perfekten Mannes«:

The technique used by Piercy to ask and assess the questions of the cyborg permits a remarkably detailed indulgence in feminist heterosexual fantasy, for Yod, a programmed creation by female and male, and eminently educable by Shira, increasingly figures as the Perfect Man. His aggressive traits are geared to the necessary defense of an embattled community. He does helpful things without being asked; is a preternaturally sensitive and responsive lover; likes conversation rather than silence; does not need constant looking after; is not hung up on female appearance; is a good dancer; does what Shira wants right away, no argument; is reliable, »a virtue without price«; is nonjudgmental, not moody; is faithful; does not sweat; and offs your ex. (Christie 1993, 186)

Anmerkungen wie die, dass Yods Körper weder nach Körperausscheidungen riecht noch schmeckt, scheinen mir daher weniger parodistisch als vielmehr ironisch. Möglich, dass Piercy dabei okzidentale Vorstellungen der idealen Frau ironisieren wollte. Sie weist jedenfalls selbst darauf hin, dass ihr schon vor ihrer Arbeit an *He, She and It* aufgefallen sei, dass Cyborgs seit einiger Zeit im Zentrum des romantischen und sexuellen Interesses von Frauen stünden – was ihr nur vernünftig erscheint: »He can't get you pregnant, doesn't require a great deal of upkeep, is tireless sexually and can repair the plumbing or the computer, and is usually depicted as having a benign personality« (Piercy 1994, 3).

Darüber hinaus ironisiert Piercy nicht nur männliche, sondern gerade auch die Machtphantasien von Frauen in Passagen wie der folgenden:

There were men who spoke of women as instruments to be played upon, [...], but that was ego speaking. However, Yod was really a beautiful instrument of response and reaction. The slightest touch of pressure on his neck, and he understood what she wanted and gave it to her. As before but even more quickly, she came to his tongue. (*He, She and It*, 246 f.)

Sexuelle Eindeutigkeit des Cyborg Yod

Befremdend ist hingegen, dass Yod trotz seines *geschlechtlich* uneindeutigen Verhaltens *sexuell* eindeutig als hetero präsentiert wird. Dass ein* Cyborg in welcher Hinsicht auch immer präferierte Sexualpartner*innen haben sollte, ist wenig plausibel. Hinsichtlich des Alters seiner Partner*innen wird er entsprechend als unvoreingenommen geschildert, so ist die zweiundsiebzigjährige Malkah für ihn keine weniger attraktive Sexpartnerin als deren Enkelin Shira. Da Schönheit keine sinnvolle Kategorie für Yod ist und ihm alle menschlichen Körper mit Makeln behaftet erscheinen, ist das nur schlüssig. Dass er sexuell als auf ein Geschlecht festgelegt dargestellt wird – obwohl er geschlechtsspezifisches Verhalten zunächst nicht versteht und erst erlernen muss – ist hingegen kurios. Es läge nahe, dass ihm eine geschlechtliche Festlegung in sexuellen Fragen ebenso wenig begreiflich ist. Lavigne hebt in ihrer Betrachtung des Cyberpunk hervor, dass es in dem Genre einen gewichtigen Zusammenhang zwischen dem Cyborg und Bisexualität gäbe (Lavigne 2013, 153). So sei es kein Zufall, dass Yod (wie auch andere Figuren in feministischen Cyberpunkromanen) Sexualität erstmals mit der (behauptetermaßen) bisexuellen Malkah erlebe. Entscheidend ist in dieser Hinsicht jedoch, dass Yods Begehren nicht als bisexuelles, schon gar nicht als queeres repräsentiert wird. In punkto Sexualität ist immer klar, dass die Referenz Heterosexualität ist. Selbst die Frage, ob Yod als Cyborg sich nicht mehr hingezogen zu anderen Cyborgs als zu menschlichen Partnerinnen* fühlt, wird als heterosexuelle – und gerade nicht als queere oder cyborgische – gestellt:

»If you met a female cyborg, you wouldn't be interested in me any longer.«

»I doubt attraction between cyborgs could occur. We would both yearn towards the type of being who made us—if these other cyborgs we are postulating also possess the ability to yearn.« (*He, She and It*, 441)

D*er Cyborg – eine Lesbe?

June Deery ist der Meinung, dass Yod sich als der perfekte (heterosexuelle) Liebhaber erweist, weil die Programmierung seiner Sexualität von einer Frau erledigt wurde – und zwar so, wie Frauen sich Liebhaber wünschen. Sie sieht in Yod also quasi einen ›selbstgebackenen‹ Liebhaber:

Part of Yod's programming is to fulfill some feminine desires for an attentive lover and even a knight/protector. Shira discovers that Yod is, in fact, the perfect lover, in part because Malkah programmed him to have a woman's sexuality and needs. (Deery 2000, 94f.)

Entsprechend interpretiert Deery Yod als Kombination aus *He* – das männliche Körpergeschlecht, *She* – die weibliche Sexualität und *It* – die Maschine, und damit Yod letztlich als ein anderes, ein drittes Geschlecht. Eine andere Interpretation wäre, dass Shira eigentlich eine Frau begehrt, Yods weibliche Qualitäten deshalb so ansprechend für sie sind:

In his feminine qualities, in his desire for sharing, reciprocity, and total connection, in his need to touch and to be touched, Shira discovers herself (*her self*)—»You're like a woman« (245)—and exactly what has been lacking in her other erotic encounters with human men. To whose erotics exactly is Shira reacting? Yod's erotics have been programmed by Malkah, she taught him the needs and desires of a woman, and she was his first lover. Does Shira love the other *woman* in Yod? (Mohr 2002, 314)

Dunja Mohr wirft hier also nicht die Frage danach auf, ob es sich hierbei um ein inzesuöses Begehren handelt, sondern vielmehr um ein lesbisches. Es ist jedenfalls auffällig, dass Piercy an mehreren Stellen hervorhebt, dass Shira den Sex mit einem Liebhaber favorisiert, dessen Sexualität als untypisch für einen heterosexuellen Mann und als typisch für eine (heterosexuelle?) Frau charakterisiert wird. Darüber hinaus gibt es meines Erachtens zahlreiche Stellen in *He, She and It*, an denen sich sowohl hinsichtlich der Beziehung zwischen Shira und Yod als auch hinsichtlich des Sex Fragen nach einem lesbischen oder einem queeren Begehren aufdrängen: Viele Stellen in *He, She, and It* lesen sich fast wie *Coming Out*-Literatur, wie Frauen, die beschreiben, wie sie das erste Mal Sex mit einer anderen Frau/Lesbe hatten oder aber ihre erste lesbische/queere Beziehung leben, und beschreiben, inwieweit sich diese Beziehung von ihren heterosexuellen unterscheidet. So beispielsweise die folgende:

He touched her, and then he parted her thighs and then he went down on her. She had always felt a little self-conscious that way. Josh had been clumsy, and she had felt shy, as if she were asking for more than she ought to. Gadi had learned from the stimmies, but they had used it for excitement only. For a moment she felt her own awkwardness, and then she thought she need not be embarrassed with him. He did not grow fatigued. He would simply continue until stopped. She gave herself over to the sensations of being lapped until the urgency and the sense of tipping over grew so strong she was coming. (*He, She and It*, 228 f.)

Gerade oraler Sex und das hemmungslose Genießen desselben ist ein gängiges Sujet lesbischer Coming-Out-Literatur, während Unsicherheiten und Zweifel angesichts des Wunsches nach oraler Befriedigung und mangelnde Kunstfertigkeit wie auch Wille des männlichen Partners eher Thema heterosexuellen Verkehrs sind. Entsprechend ließe sich der Cyborg hier auch als lesbisch – oder besser: als queer – lesen: als Cyborg-Butch. Yod wird jedoch nie anders als mit einem Mann verglichen oder als queer bezeichnet und nie wird auch nur erwogen, dass dies eine Möglichkeit bzw. vielleicht sogar der bessere Vergleich sein könnte. Dunja Mohr argumentiert, dass es Shira ist, die Yod entlang stereotyper Geschlechterrollen kategorisiert, Yod selbst verhalte sich geschlechtlich eher wie ein Cross-Dresser, d*er in verschiedene Rollen hinein- und auch wieder hinausschlüpft (vgl. Mohr 2004, 128). Dem ist insofern beizupflichten, als die Erzählung vorwiegend aus Shiras Perspektive erfolgt. Allerdings berichtet mitunter auch Malkah – und auch sie betrachtet Yod nicht anders. Viel gewichtiger ist jedoch, dass Piercys Erzählung die Beziehung zwischen Shira und Yod ausschließlich heteronormativ rahmt. Dass Yod und Shira sowohl heterosexuelle als auch lesbische Parameter überschreiten, wie Mohr behauptet, sehe ich nirgends im Text repräsentiert. Insofern teile ich auch Anca Vlasopolos Lesweise nicht, der zufolge das sexuelle Verhältnis zwischen Shira und Yod gleich mehrere Grenzen zugleich überschreitet:

Shira is making love not only to a cyborg whose very skin does not feel entirely human, but to a program of erotic satisfaction designed, implanted, and even tested by her grandmother Malkah, Yod's first lover. She is also responding to capabilities created by her own first lover's father, Avram, who also finds her attractive. Thus, Yod is compound of grandmotherly/motherly love (Malkah raised Shira as her daughter), of the taboo attraction of daughter to father-in-law, ultimately of woman's knowing of woman's pleasure.

The erotic encounter breaches several boundaries simultaneously: of self (is Shira not making love to her own womanliness?), of lesbian attraction, of intergenerational hetero- and gyno-sexual attraction, of human/machine erotic coupling. (Vlasopolos 1998, 62)

Es mag zwar interessant (und erheiternd) sein, diese Beziehung so zu lesen, und immerhin ermöglicht der Text dies anscheinend auch für gewillte Leser*innen. Im Text selbst ist jedoch in Bezug auf Shira und Yod nie von lesbischem, queerem oder intergenerationellem Begehren die Rede, keine der Figuren im Text bezeichnet deren Begehren je in dieser Weise und es gibt auch sonst keine Hinweise für diese Lesart. In gewisser Weise könnte es häufig für lesbische Begehren oder verschiedene Konstellationen queerer Weiblichkeiten zutreffen, dass eine Frau bzw. eine weibliche Person ihre eigene Fraulichkeit begehrt. Wäre dies in jedem Fall eine Grenzüberschreitung? Darüber hinaus böten sich durchaus auch noch mehr Lesweisen an: Yod ließe sich auch als lesbischer oder queerer männlicher Cyborg und Shira wahlweise als lesbische, bisexuelle oder queere Frau vorstellen – das queere oder das nicht-heterosexuelle Begehren wäre dann eher auf der Ebene der Sexpraktiken als auf der Ebene der praktizierenden Subjekte verortet. Auch dies wird im Text jedoch nie – auch nicht von einer der Figuren – erwogen. Insofern bietet der Text also Öffnungen für queere Lesarten, der Text selbst stellt diese jedoch nicht explizit her.

Ein letzter Vergleich sei noch erwähnt, der meines Erachtens für eine Cyborgfigur nicht uninteressant ist: Yods Gebahren Shira gegenüber wird an verschiedenen Stellen nicht mit dem von Frauen, sondern mit dem von Katzen verglichen, wie beispielsweise an dieser:

With infinite care, he took her other hand in his and raised it towards his face. For an instant she thought he was going to kiss her hand, but instead, with a gesture such as Hermes [her cat, D. F.] used to make, he bowed his head and rubbed his cheek lightly against her palm. His cheek was smooth as a child's or a woman's face, beardless. It was such an odd and catlike gesture, she smiled as she stepped clear. (*He, She and It*, 204)

Zumindest andeutungsweise wird hier also – ähnlich wie die hetero/homo-Trennung – die Grenze zwischen Tier und Maschine infrage gestellt. Aber eben nur ganz leise und andeutungsweise.

Insofern lässt sich für die Figur Yod festhalten, dass diese die Grenze zwischen Mensch und Maschine problematisiert und durchaus verwischt, in Bezug auf Geschlecht wird Yod jedoch als hybride Cyborg-Figur in Form eines komplementären Binarismus dargestellt. Das heißt, Yod repräsentiert das Modell eines *man-made* und *woman-made* Cyborg, der ›beide‹ Seiten in sich vereint, sich also nicht bequem auf einer allein verorten lässt, diese aber nicht aus den Angeln hebt. Darüber hinaus erweist sich die Einordnung in ›weibliche‹ und ›männliche‹ Charakteristika aus mehreren Gründen als problematisch: »Alle ›positiven‹ Eigenschaften werden als ›weiblich‹ vermittelt, alle negativen als ›männlich‹, bestimmte Attribute werden dadurch als ›Attribute des jeweiligen Geschlechts‹ zementiert« (Wiedlack 2008, 173). In der Zuweisung der Eigenschaften an Geschlechter verbleibt Piercy in traditionellen Zuschreibungen. Weitgehend unhinterfragt bleiben auf diese Weise binäre, heteronormative Geschlechter und die Ausschließlichkeit heterosexuellen Begehrens.

Allerdings habe ich – wie auch die von mir gesichtete Sekundärliteratur, die sich mit Geschlechterrepräsentationen in *He, She and It* befasst – bislang außer Acht gelassen, dass Yod ein jüdischer Cyborg ist,³³ was im Roman unter anderem anhand der Frage thematisiert wird, ob der Cyborg – und der Golem – vollwertige Juden und daher fähig sind, an einem Gottesdienst teilzunehmen (*He, She and It*, 373). Insofern stellt sich die Frage: Wenn Yod als jüdischer Cyborg betrachtet wird, sollte dies nicht Konsequenzen für seine Geschlechterrepräsentation und deren Rezeption haben? Immerhin war für die Rassifizierung von Juden das antisemitische Stereotyp einer schwachen und passiven wie auch effeminierten Männlichkeit konstitutiv (vgl. Boyarin 2009 und Boyarin, Itzkowitz und Pellegrini 2003). Wenn Piercy Yods Verhalten in vielerlei Hinsicht als feminines zeichnet, reproduziert dies dann nicht das Stereotyp des effeminierten jüdischen Mannes? Oder ist Yod vielleicht als *Nice Jewish Boy* zu lesen? Dieses zeitgenössische, vor allen in den USA verbreitete Stereotyp geht auf das aschkenasische Konzept der »Edlkayt« zurück, welche Fleiß und Sorgfalt, Vornehmheit und Feinfühligkeit beinhaltet – Qualitäten, die den talmudischen Gelehrten ausmachen sollen (Boyarin

2009). Und Eigenschaften, die den *Nice Jewish Boy* vermeintlich zu einem idealen Ehepartner und Schwiegersohn machen:

Thoughtful, studious, sensitive, successful, and a caring provider, he is the opposite of threatening. He will always be there with a funny joke, an understanding glance, and the utmost respect for his parents and yours. He is made of better stock than the gentile suitors, and it shows. He is the man, the myth, the legend: the Nice Jewish Boy. (Wolfsun 2017, o. S.)

»Aufmerksam, fleißig, einfühlsam, erfolgreich und ein fürsorglicher Ernährer« – Yod ernährt Shira und ihren Sohn zwar nicht, er ist ihnen jedoch ein Beschützer, ein hingebungsvoller Partner und ein fürsorglicher Elternteil. Er ist Shira tatsächlich ein idealer Partner und eben aufmerksam, fleißig, einfühlsam. Yod repräsentiert meines Erachtens dennoch keinen *Nice Jewish Boy*, denn er ist eines ganz sicher, das dem Stereotyp des *Nice Jewish Boy* zuwiderläuft: gefährlich und bedrohlich. Schließlich ist er als Waffe erschaffen worden und kann diesen Bestandteil seiner Programmierung auch nicht überschreiben. Yods geschlechtliche Repräsentation ist meines Erachtens von einem Ideal geprägt, das in einer Kombination aus ›männlichen‹ und ›weiblichen‹ Verhaltensweisen eine Form ›vollständiger‹ Menschlichkeit sieht.³⁴ Gleichwohl wird Yod, wie beschrieben, als jüdisch rassifiziert.

4.2.2 Nili: Cybersuperdyke

Dem im Labor gezeugten Yod ist eine zweite Cyborgfigur gegenübergestellt: Nili bat Marah Golinken. Der hebräische Vorname Nili ist ein Akronym für »Netzach Yisrael Lo Yishaker«, eine Zeile aus dem ersten Buch Samuel 15:29, je nach Übersetzung »Auch lügt der nicht, der Israels Ruhm ist« (Lutherbibel) beziehungsweise »Er, der ewige Ruhm Israels, kann weder lügen noch bereuen« (Einheitsbibel). Während des Ersten Weltkriegs war NILI eine jüdische Untergrundorganisation in Palästina, welche Großbritannien dabei unterstützte, das mit Deutschland verbündete Osmanische Reich zu stürzen. In *He, She and It* ist Nili die Kundschafter*in und Spion*in aus der *Black Zone*, also der geheimen separatistischen Frauengemeinschaft im unbewohnbaren ehemaligen ›Nahen‹ Osten, in dem die Frauen buchstäblich im Untergrund leben. Im Unterschied zu Yod ist Nili von einer – mit einem Klon künstlich inseminierten – Frau geboren. Auch Nili ist ein Geheimprojekt und ein*e Cyborg, denn in der *Black Zone* manipulieren die Frauen bereits die Eizellen und unterziehen die Säuglinge nach der Geburt noch zusätzlichen Änderungen. Alle Bewohnerinnen der *Black Zone* verfügen daher über ›übermenschliche‹ Kräfte und Fähigkeiten und sind zusätzlich am Körper mit Waffen ausgestattet. Hier geht es also nicht um *Made Men* bzw. *Women*, sondern um ein weiteres wichtiges Thema der SF: den (technologisch) verbesserten Menschen. Nili benennt ihre Herkunft noch genauer: Safed, eine Stadt, die mit gelehrtem Judentum und der Kabbala in Verbindung gebracht wird. Hier schafft Piercy also auch eine Verbindung zwischen Nili und der Figur des Golems.

Eingeführt wird Nili, wie bereits erwähnt, als Kundschafterin und Spionin, die erstmalig die *Black Zone* verlässt, um zu sehen, ob die Welt bereit für die Enthüllung der Frauengemeinschaft ist. Nach Tikva kommt sie als Gefährtin und Geliebte der

Daten-Piratin Riva Shipman – Shiras Mutter. Allerdings kennen Shira und ihre Mutter sich kaum, denn Shira wurde von ihrer Großmutter aufgezogen. Als Shira Nili das erste Mal zu Gesicht bekommt, beschreibt sie diese folgendermaßen:

she wore shorts, laden with bulging pockets, and a short-sleeved safari shirt, both the colour of sand, on a body that made Shira think of muscledoids she had seen in stimmies. Nili's hair was metallic red—not the colour of carrots or marmalade but the colour of blood. She wore it long, clubbed on her back in an elaborate braid strung with beads and wires. Her eyes were a vivid green, as large as Shira's own. Her skin was dark, of uncertain and probably mixed race. (He, She and It, S. 254)

Vorgestellt wird uns also nicht Superman, sondern vielmehr Superdyke: eine gentechnisch manipulierte Amazone aus dem jüdisch-palästinensischen Frauenkollektiv, die im Untergrund lebt und sich mit anderen widerständigen Gemeinschaften gegen die Alleinherrschaft der Multis zu verbünden sucht. Ihre Haare sind nicht metallisch- oder karotten-, sondern blutrot, und sie ist schwer muskelbepackt. Von Riva als ihr »Darling« und »well-made bomb« beschrieben, behauptet Nili nur halb im Scherz, eine Attentäterin zu sein. Nicht erst hier drängt sich der Gedanke an Joanna Russ' Roman *The Female Man* (1975) und die Figur der Jael auf: Die kaltblütige, verwegene, mächtige Attentäterin aus Womanland, die so gar keine Assoziationen an liebevolle und gütige Weiblichkeit mehr aufkommen lässt und die ebenfalls in den Körper eingebaute Waffen trägt. Wie im Exkurs zu Kapitel 3.2. beschrieben, hat bereits Gibson Russ' Figur aufgegriffen und in den Cyberpunk integriert, wenn seine Molly Minions auch eine entscheiden zahmere und (hetero)sexualisierte Variante darstellt. Piercy greift Russ' Figur hier wieder auf und schreibt sie abermals um, holt sie in die SF-Feminismen zurück.

Shira beobachtet Nili kurz nach deren Ankunft in Tikva bei der »Morgengymnastik«:

In the courtyard Nili was driving herself through her morning exercises, a long programme of elaborate stretches, leaps and martial slashes, punches and turns. Sometimes Nili seemed to float in slow motion, turning on one foot with the other elaborately cocked in the air; other times she jumped so fast her body blurred. Shira found the activity unsettling. Nili was in an ecstatic trance as she performed her chops and kicks and lunges. The kittens were mesmerized, crouching, ears flattened. Even the birds of the courtyard shrilled in an exciting racket. Shira realized that Nili moved faster than she ought to be able to—like Yod; that from a standing start Nili could leap farther than professional athletes and higher. (He, She and It, 257)

Nili wird nicht nur an dieser Stelle als eine Art weiblicher *Street Samurai* dargestellt, eine Figur, die im Malestream des Cyberpunk ausschließlich männlich besetzt ist. Die Darstellung erinnert, wie häufig im Cyberpunk, sehr an filmische Bilder, insbesondere an den sogenannten Bullet-Time-Effekt – ein spezielles Verfahren der Zeitlupenfotografie, das in japanischen Zeichentrickserien und in Martial-Arts-Filmen entwickelt wurde und spätestens seit dem Film *The Matrix* (1999) extrem populär ist. Nili bei

ihren Übungen zu beobachten, ist so atemberaubend, dass die Katzen wie gebannt und selbst die Vögel völlig aufgeregt sind. Wie an vielen anderen Stellen im Roman auch, werden nicht allein ihre körperlichen Fähigkeiten mit denen Yods gleichgestellt. So hält auch Vera Neverow fest:

In terms of behavior, there are marked parallels between Yod and Nili. Like Yod whose role is »to protect« (73), Nili is »here to serve« (196). Shira, watching Nili »prowl,« is strongly reminded of »Yod at his touchiest« (196). Shira realizes that »Nili moved faster than she ought to be able to—like Yod« (198). Shira even asks her mother whether Nili is a machine or human: »She was wondering if Nili could be a cyborg« (199). Avram, Yod's maker, says of him, »Yod will be our security ... If we can't have weapons, now we have a one-man army« (73) and Riva, Shira's mother, refers to Nili as »my darling and a very well made bomb«. (Neverow 1994, 23)

Ähnlich wie in Bezug auf Yod werden im Roman also auch Fragen danach aufgeworfen, ob Nili menschlich ist, welche Rolle sie bei der Erschaffung und Erhaltung einer »besseren« Gesellschaft spielen kann und auch ob Nili *He*, *She* oder *It* ist. Doch während beide ähnlich stark, unverletzlich und intelligent sind, erweist sich Nili sozial als anpassungsfähiger.

Interessant ist an der Figur Nili wie auch an der Frauengemeinschaft der *Black Zone*, dass der politische Freiheitskampf verbunden wird mit religiöser Vielfalt: Die Frauen leben im »Nahen« Osten, haben eine jüdische und/oder palästinensische Herkunft und achten ihre jeweiligen Religionen, Riten und Kulturen. Problematisch ist meines Erachtens jedoch die Verbindung des politischen Freiheitskampfes mit nicht-weißer Rassifizierung, welche den Freiheitskampf »authentisch«, »legitim« und »richtig« erscheinen lässt. Insofern in *He*, *She and It*, wie beschrieben, keinerlei politischer Kampf innerhalb der Multis dargestellt wird, sind es auch hier – wie im Cyborg-Manifest – die romantisierten und marginalisierten »Anderen«, die als politische Hoffnungsträger*innen dargestellt werden.

Wie Yod sind auch Nili traditionelle Muster geschlechtsspezifischen Verhaltens wie auch heteronormativer Beziehungen gänzlich unbekannt. Sie ist schließlich in einem separatistischen Frauenkollektiv groß geworden. So ist Nili ebenfalls das Konzept von Schönheit gänzlich fremd, mit Kosmetik weiß sie überhaupt nichts anzufangen: »She picked up a lipstick, smelled it, put it down. Her first response to all the cosmetics and lotions was to smell them.« (*He, She and It*, 345) Die Vorstellung, sich für irgendeine*n – männlich oder weiblich – herauszuputzen, ist für sie völlig abwegig. Zwar wird Nili als Rivas lesbische Geliebte* eingeführt, beschrieben wird im Laufe der Geschichte jedoch nur, dass sie eine Beziehung mit Gadi – Avrams Sohn und Shiras Jugendliebe – eingeht. Zunächst kann sie ihn zwar nicht einmal als männlich identifizieren: Aus einer Frauenenklave kommend, hat Nili kaum Erfahrungen mit Männern und nur ein sehr schematisches Bild von ihnen. Und da Gadi als glamouröser Vertreter der Illusionsindustrie keine stereotype Männlichkeit verkörpert, kann sie sich gleich gar keinen Reim auf seine Erscheinung machen. Bei ihrem ersten Zusammentreffen starrt sie ihn daher interessiert und auch etwas fassungslos an, bevor sie feststellt: »You do look like a

plaything« (*He, She and It*, 301), um dann nachzufragen: »I don't understand what you are [...]. You are male?« (*He, She, and It*, 302). Doch ist es für sie an der Zeit zu erkunden, wie sich Sex und Beziehungen mit Männern gestalten, und so lässt sie sich auf Gadi ein. Für Heike Gerds vermeidet Piercy auf diese Weise die ›Schwäche‹ jener SF-Feminismen, die (utopische) separatistische Frauengesellschaften beschreiben. Denn die implizite Botschaft dieser Darstellungen sei, dass es keine wahre Gleichheit der Geschlechter geben könne, weil die Konflikte zwischen den (beiden) Geschlechtern nicht auflösbar seien (vgl. Gerds 2004, 221). Ich halte diese Analyse mindestens für verkürzt, da die Schilderung separatistischer Frauengesellschaften meines Erachtens in den SF-Feminismen gerade auch die Funktion erfüllt(e), Frauen nicht im Verhältnis zu einem, dem bestimmenden Geschlecht darzustellen, sondern die vielfältigen Möglichkeiten zu erforschen, als Frau beziehungsweise als weiblicher Mensch zu existieren. Die »Brillanz« Piercys Ansatz sieht Gerds in dem Umstand, dass Nili erst als Erwachsene auf Männer trifft, also zu einer Zeit, zu der ihr Selbstbewusstsein und ihr Vertrauen in ihre Fähigkeiten bereits voll ausgebildet sind (vgl. ebd.). Es ließe sich jedoch auch sagen, gerade weil Nili in einer separatistischen Gesellschaft frei von patriarchaler Herrschaft aufgewachsen ist, kann sie ein Selbstbewusstsein ausbilden, das in einer patriarchalen und heteronormativen Zweigeschlechterordnung als männlich oder zumindest als untypisch wahrgenommen wird. So schildert Shira bei ihrer ersten Begegnung mit Nili, dass diese ihr mit einem machtvollen Lächeln in die Augen gesehen habe, das sie an Männer, an »gefährliche Männer« (*He, She and It*, 256) erinnert habe. Und auch Malkah beobachtet an Nili ein arrogantes Verhalten, das sie so von keiner Frau kennt:

She is arrogant in refreshing ways, so convinced that if anyone can do anything physical, so can she. I never had that kind of confidence — few women of my generation did, unless they were professional athletes. Even then, they assumed that the best man could always beat the best woman, whether at running or swimming. Nili has none of those hesitations. (*He, She, and It*, 389)

Folglich wird Nili auch in der Paarkonstellation mit Gadi als untypisch dargestellt. So schildert Shira ihre Wahrnehmung des Paares:

Nili was overwhelmingly physical, reeking, streaked with dirt, a fresh burn on her arm just showing under the pushed-up sleeves, covered with a translucent web of healer to regrow skin. How could Shira be anywhere near her loud physical presence without wandering? Shira imagined that Nili must pick up Gadi like a macho man in the old romances and carry him off. She could see Nili accidentally breaking Gadi's arm simply by squeezing too hard. Yet Nili did not look like a man. She was a busty woman, with broad hips and a tight waist. (*He, She, and It*, 488)

Nili ist die ernsthafte Freiheitskämpferin mit einer Mission, eine Vertreterin freier Informationen und freien Zugangs zu Wissen, Gesandte einer autonomen Frauengemeinschaft, Gadi der Repräsentant der Welt des Glammers, des Kommerzes, des Unechten. Gadis wiederholter Vorschlag, ein Stimmie-Star zu werden, ist für Nili denn auch völlig absurd:

»Don't be ridiculous,« Nili was saying. »Why would I want to pretend things in front of a camera with electrodes and transmitters implanted? Why should I live for other people's excitement?« (*He, She and It*, 350)

»I don't want to be a toy. I have my own goals and the aims of my people. I am well loved. I don't need the love of strangers.« (*He, She and It*, 516)

Was hier stattfindet, ist also eine Umkehrung tradierter Geschlechterrollen: Wir sehen Nili als den Macho, den Bruce-Willis-artigen schwitzenden, verdreckten und im Kampf verletzten Actionheld in politischer Mission und Gadi, die schillernde und gänzlich unbekümmerte Glamour-Queen. Auch wenn Nili eine unkonventionelle Form von Weiblichkeit repräsentiert, um nicht zu sagen, eine Butch und eine Form einer weiblichen Männlichkeit, wird im Roman jedoch klargelegt, dass sie eine »großbusige Frau mit breiten Hüften und schmaler Taille« (»busty woman, with broad hips and a tight waist«) und »natürlich« auch Mutter ist. Bronwen Calvert sieht Nili daher als Cyborg, die eine Reihe von Oppositionen auf sich vereint:

Nili unites a number of oppositions. She is a cyborg who has created herself, a woman living in a women-only society who has borne a child. Indeed, Nili the feminist separatist is portrayed as a caring mother, and thoroughly disrupts Shira's preconceived notions when she speaks lovingly about her daughter (p.389); while Riva rejects the maternal role, declaring, »I'm a warrior, not a mother« (p.260). Nili and Riva are also the only example of a non-heterosexual relationship in the novel [...]. However, while descriptions of Nili as, for example, »overwhelmingly physical« (p.488) might give the impression that she is »mannish«, Piercy is careful to emphasise Nili's female embodiment: »She was a busty woman, with broad hips and a tight waist« (p. 488). This undercuts Lucie Armitt's contention that »[w]here women such as Nili are cybernetically enhanced, the effect is to render them masculinized.« (Calvert 2005, 3f.)

Calvert beschreibt, dass Nili ihres Erachtens zentrale Oppositionen vereint, doch steht auch völlig außer Zweifel, dass es sich bei Nili um eine weibliche Cyborgfigur handelt. Sie verkörpert wohl eine unkonventionelle, stereotype Darstellungen kontrastierende Weiblichkeit, aber dennoch eindeutig eine Frau – auf keinen Fall sei Nili »mannish«. Die Opposition Frau/Mann scheint also keine zu sein, die Nili überwindet, vielmehr handelt es sich auch hier um eine ungewöhnliche Kombination weiblicher und männlicher Attribute. Linda Wight sieht in Nili nicht nur Piercys Ideal eines weiblichen Cyborgs, sondern auch deren Modell einer feministischen Identität verkörpert:

Such freedom from masculinist definitions encourages Piercy to celebrate a range of traits in the female cyborg which, in her characterization of Yod, are divided into »feminine« behaviours, which are valorized, and »masculine« behaviours, which are critiqued. By contrast, none of Nili's characteristics are deemed to be inferior or superior. Combining strength, physicality and a capacity for violence with a concern for connection, community and motherhood, each trait is integral to her cyborg identity. (Wight 2009, 131f.)

Wight liest Nili also als den ›besseren‹, den feministischen Cyborg, jedoch auch als einen eindeutig weiblichen. Und auch meines Erachtens repräsentiert Nili eine weibliche Cyborg-Figur, die traditionelle heteronormative Weiblichkeiten überschreitet: sie ist ein großbusiger, breithüftiger Macho, Mutter, Butch und lesbische Amazone. Sie verbindet eine ungewöhnliche Mixtur weiblicher und männlicher Attribute, jedoch in einer letztlich eindeutig weiblichen Figur, das heißt, sie kann die Bedeutung dessen, was als Frau und weiblich gelesen wird, erweitern, eine binäre Geschlechterordnung jedoch nicht grundsätzlich in Frage stellen. Von Yod unterscheidet sich Nili durch die Betonung ihrer Animalität und Körperlichkeit (vgl. auch Gerds 2004, 221). Sie ist »overwhelmingly physical, reeking, streaked with dirt« (*He, She, and It*, 488), ihre dunkle Haut glänzt vor Schweiß und ihre Sportkleidung stinkt (*He, She, and It*, 262), während Yod als makellos dargestellt wird, nicht schwitzt, immer trockene und warme Hände hat und in dessen Gegenwart Shira sich »messy and biological«, wie ein Tier vorkommt (*He, She, and It*, 324). Letztlich ist sie daher diejenige, die am Ende der Geschichte überlebt und die von Malkah als »richtiger Weg« in puncto Mensch-Maschine-Verschmelzung bezeichnet wird. Und auch hinsichtlich ihrer uneindeutigen – wenn auch problematischen – Rassifizierung wird Nili von Piercy als utopische Cyborgfigur dargestellt.

4.2.3 Gadi: Heterosexualisierte Cyborgtunte

Eine weitere Figur in *He, She, and It*, die ich als Cyborg lese, ist Gadi. Er ist der Sohn des Wissenschaftlers und Cyborg-Erbauers Avram Stein und dessen verstorbener Frau – also gänzlich menschlichen Ursprungs und körperlich auch kaum mehr verändert als andere Menschen, die in den Multi-Enklaven dieser fiktiven Zukunft leben. Das Verhältnis zwischen Avram und Gadi wird als sehr angespanntes beschrieben, so dass Gadi an einer Stelle bemerkt, Avram habe sich mit Yod einen Sohn nach seinem Geschmack geschaffen, nachdem er in den Augen seines Vaters missraten sei, und auch Avram selbst vergleicht Yod und Gadi als sein ›Söhne‹. Gadi war auch Shiras große Jugendliebe, von der sie sich aufgrund dessen ›Untreue‹ schmerzlich getrennt hatte. Gadi selbst ist jedoch nach wie vor der Überzeugung, dass Shira und er füreinander gemacht seien. Im Roman wird Gadi folgendermaßen vorgestellt:

Gadi was dressed much as she [Shira, D. F.] was, in a translucent silk robe—from the mutated worms that were the rage. His was much more beautiful than hers, in colours that shifted as she watched. His face was gaunt but handsome as ever. He had dyed his hair a silver grey, not unlike his eyes. Only young people had grey hair nowadays. Most people looked dreadful that way, but it set off his face, dyed brown. He must look a little bizarre in Tikva, where everybody ran around in shorts or pants; but there he was an emissary of glamour from Vancouver, where the production of stimmies was centered. He was famous. People would expect him to look like a polished artifact. (*He, She, and It*, 13)

Eingeführt wird Gadi fast wie in einem filmischen Schuss/Gegenschuss-Verfahren: Beschrieben wird zunächst Shira vor dem Bildschirm, dann Gadis Bild auf Shiras Bildschirm und – nicht weiter verwunderlich – in einer Parallelisierung zu Shira, wenn

geschrieben steht: »Gadi was dressed much as she was.« Dieses Motiv, dass Gadis Kleidung Shiras gleicht, dabei jedoch immer exquisiter, schillernder, oszillierender, glamouröser ist, taucht im Verlaufe des Romans immer wieder auf. Und auch als Fashionista und als »silver man« wird Gadi von Anbeginn an dargestellt:

Silver eyes, silver hair, silver nails, silver bracelets around his strong sinewy arms, bared to the shoulder. Under the dark skin, every muscle showed precisely as a diagram from an anatomy book: such was the current high style. (*He, She, and It*, 283)

Darüber hinaus wird er nicht nur als poliertes, herausgeputztes Artefakt repräsentiert, sondern auch buchstäblich als solches bezeichnet. Nicht von ungefähr erinnert sein Name Gadi an »gaudy«, was so viel wie knallbunt, schrill, protzig heißt. Diese Charakterisierung entspricht auch seinem Beruf: Gadi gestaltet für Multis *Stimmies* und *Virons*, also Projektionen, die auch gefühlt werden, und künstliche Umgebungen. Das heißt, er gestaltet Illusionen, künstliche Atmosphären und konsumierbare Fantasien. Er selbst beschreibt dies mit einer Portion Selbstironie folgendermaßen: »I make butterflies – pretty ephemeral things that make people happy. There's too little pleasant in this nasty dying world. We all need to remember how to play, how to be children together for a little while.« (*He, She, and It*, 332) Die Zimmer, die er während seines Aufenthalts in Tikva bei seinem Vater Avram bewohnt, hat er entsprechend gestaltet:

They were standing in what Shira could only think of as a velvet jungle. The walls were disguised as a dense wall of foliage in which parrots flew and screeched, in which small furry monkeys chased each other among brilliant and fragile orchids. The chairs were enormous purple and bronze flowers. The scent was sweet, thick, wet. Silk butterflies wavered like banners through the languid air. (*He, She, and It*, 304)

Ein samtener Dschungel, in dem Papageien herumfliegen, flauschige Affen zwischen Orchideen herumtollen, seidene Schmetterlinge wie Fahnen in der lauen Luft wehen, die Luft süß und schwül ist. Gadis Räume stehen also in einem starken Kontrast zu anderen Räumlichkeiten in Tikva, die zumeist als »praktisch« und »natürlich« dargestellt sind. Entsprechend gibt es in Tikva kaum Bedarf für seine Fähigkeiten, doch gestaltet er einen Ort für ein Fest:

They passed through into a world of silver palms tinkling, glittering, dropping an occasional tinsel frond. The floor and the sky were streaked with silver, lit with arcs of light that met at the horizon. In the sky, silver snakes and angelfish swam, releasing glowing bubbles. Under the floor, bright rainbow fish darted. (*He, She, and It*, 329 f.)

Eine Welt aus silbernen Palmen, die klimpern, glitzern, gelegentlich einen Flitterwedel abwerfen. Silber gestreift auch der Boden und der Himmel, in dem silberne Schlangen und Engelsbarsche schwimmen, während unter dem Boden helle Regenbogenfische wieseln. Dabei ist das Fest letztlich nichts als ein fantasievolles Kleidungsstück, das um ihn, der ihm Zentrum steht, herumwirbelt:

The entire party was a fantasy garment swirling around him [Gadi, D. F.] as the centerpiece. His metallic eyelids caught the flashing lights. His eyes were gleaming mercury. He wore reflective black, slashed tunic and slit pants. (*He, She and It*, 335)

Nicht nur Gadi selbst, auch sein Kreationen werden demnach als silbern, schimmernd, glitzernd, als Flitter, Seifenblasen etc. beschrieben. Und jede seiner Arbeiten wird als opulent, glanzvoll, prächtig und bezaubernd, gleichzeitig jedoch auch als schwülstiger, überflüssiger und verschwenderischer Luxus charakterisiert. An Gadi haftet folglich stets die Aura des Überflüssigen, Verschwenderischen, Verspielten und Flirrenden.

Sein Verhalten hingegen ist relativ klar. Er wird wohl als eitle, kokette, verspielte, verletzte, unbekümmerte, extrovertierte, nach Liebe und Anerkennung heischende Queen gezeichnet, gleichzeitig in seinem Verhalten stets als Macho heterosexualisiert. So erklärt sein Vater Avram beispielsweise: »My son's a flaming dandy, but he's monotonously heterosexual« (*He, She and It*, 132).

An anderer Stelle unternimmt Gadi gemeinsam mit Nili, Riva, Shira und Yod eine Reise in den ›Glop‹, weil Riva und Nili dort in Kontakt mit einer politischen Untergrundgruppe treten und den Anführer mit dem sprechenden Namen ›Lazarus‹ treffen wollen. Lazarus spricht Gadi folgendermaßen an:

»And silver man. What do you want?«

»I'm along for the ride. The Glop is who my virons are made for. My grab is Uni-Par, but I also work for you. And besides ...« Gadi gave Lazarus a sly grin.
»Warrior woman is my duffel in the mo. I watch my jack.« (*He, She and It*, 418)

Immer wieder muss im Roman klargestellt werden, dass Gadi trotz seines schillernen Äußeren selbstverständlich eindeutig männlich und auch eindeutig heterosexuell ist. Auch wenn Gadi als vollkommene Glamour-Queen beschrieben wird, wird er postwendend immer in eine binäre heteronormative Ordnung rücküberführt, sein Geschlecht wie auch seine Sexualität in diesem Sinne vereindeutigt. An dieser Stelle klassisch im ›Männergespräch‹ über eine vermeintliche Gespielin, nämlich Nili, in der Gadi als der Macker erscheinen kann, der über die hübsche Kriegerin verfügt, bzw. darauf hinweist (›my duffel in the mo‹), dass sie diejenige ist, mit der er derzeit Sex hat und die er so lange als seinen Besitz betrachtet (›I watch my jack‹). Auf diese Weise wird Gadi allem Schillern und allem Glamour zum Trotz als potenter heterosexueller Mann erzeugt. Gleichzeitig wird Gadi – insbesondere im Verhältnis zu Nili – fortwährend als nicht ernst zu nehmen, verspielt, nach Liebe und Aufmerksamkeit heischend, als zurückgewiesener kleiner Junge, der dies durch seine Berühmtheit und Medienpräsenz zu kompensieren sucht, porträtiert. Wenn in dem Roman von einer parodistischen Umkehrung die Rede sein kann, dann meines Erachtens im Verhältnis von Gadi und Nili.

Damit lässt Piercy hier eine Chance aus, die Daniel Boyarin in der Effeminierung jüdischer (kolonisierter) Männlichkeit sieht: eine alternative männliche Subjektposition zu konstruieren, die gerade nicht kulturelle Archetypen wie den Eisenhans, Ritter, haarige Männer und innere Krieger wiederentdecken muss (Boyarin 2009, 83). Boyarin beschreibt, dass er sich als Kind in vielerlei Hinsicht nicht wie ein Junge, sondern eher als Mädchen erlebt habe. Ihn habe dies jedoch nicht in seiner geschlechtlichen

Identität verstört, denn er habe sich nicht als mädchenhaft gesehen, sondern als jüdisch. Entsprechend fragt Boyarin nach dem kritischen Potenzial einer Kultur und eines kulturellen Gedächtnisses, in dem ›richtige Männer‹ »Sissies«, also ›Weichlinge‹, die zugleich immer als schwul charakterisiert sind, gewesen seien. Die Effeminierung jüdischer Männlichkeit ist Boyarin zufolge mehr als das Produkt eines antisemitischen Stereotyps. Der vormoderne jüdische ›ideale Mann‹, der in Europa eine Art Frau war, als Gegenmodell zur ›Mannhaftigkeit‹ sei auch ein selbstbestimmtes historisches Produkt (aschkenasisch-)jüdischer Kultur gewesen (vgl. Boyarin 2009, 87). Das Stereotyp des effeminierten jüdischen Mannes dürfe daher nicht nur in einer Richtung als Herrschaftsverfahren verstanden werden, es gelte vielmehr, Prozesse komplexer wechselseitiger Spiegelungen zu betrachten. Beginnend beim Talmud und in Opposition zu römischen Idealen von Männlichkeit haben sich viele jüdische Männer, so Boyarin, selbst als feminisiert identifiziert und diese Feminisierung als positiven Aspekt ihrer kulturellen Identität verstanden (Boyarin 2009, 89). Eben diese Tradition will er für die Entwicklung einer kritischen Männlichkeit nutzen, nämlich für die Position der »sissy«, das heißt für ihn die Position der jüdischen männlichen *Femme*³⁵: »I want to use the sissy, the Jewish male femme as a location and a critical practice« (Boyarin 2009, 82). Während die moderne jüdische Orthodoxie von Misogynie und Homophobie gezeichnet sei, habe es in der vormodernen jüdischen Kultur keine »homosexuelle Panik« gegeben. Entsprechend habe diese jüdische Kultur ein breites Spektrum an Verhaltensweisen, die als ›weiblich‹ kodiert sind, bei Männern zugelassen wie auch an Intimität unter Männern. Boyarin betont, dass auch diese Kultur eine patriarchale war und lediglich sexuelle Beziehungen zwischen Frauen und Männern wertschätzte. Allerdings habe es vor der ›Erfindung‹ der Heterosexualität größere Spielräume für erotische und andere Intimitäten unter Männern gegeben (Boyarin 2009, 90). Boyarin plädiert also nicht dafür, nahtlos an eine aschkenasische Kultur an der Schwelle zur Moderne anzuschließen, will jedoch das Potenzial, das er in dieser Kultur und eben in der Position der jüdischen männlichen *Femme* sieht, für Konstruktionen alternativer kritischer Männlichkeiten nutzen. Gadi wäre durchaus als jüdische männliche *Femme* zu lesen – und vor allem auch zu beschreiben, würde er in der Erzählung nicht wieder und wieder (zwangsheterosexualisiert und sein Denken und Verhalten als patriarchal charakterisiert.

Ich lese Gadi daher als eine heterosexualisierte Glamour-Queen, als *Silver Man* und selbstverliebten Medienstar mit schillerndem, ambiguum Äußeren, keineswegs jedoch Verhalten. Cyborg wird er durch seine Beschäftigung mit und letztlich Leben und Wirken (er ist ein »Stimmie-Star«) in virtuellen Realitäten, vor allem jedoch durch eine Form der Effeminierung – im Verhältnis zu Nili, vor allem jedoch in der permanenten Parallelisierung mit Shira, in der stereotypen, letztlich homo- ebenso wie transphoben Gegenüberstellung ›natürliche‹ Weiblichkeit versus Tunte oder Drag Queen – sowie durch Anleihen bei einer Camp-Ästhetik.

4.2.4 Malkah: Listige Cyberwitch im fortgeschrittenen Alter

Die letzte Figur, die mir als Cyborg relevant erscheint, ist Malkah Shipman, Shiras Groß- und Ersatzmutter. Sie ist eine Softwaredesignerin, die entscheidend daran beteiligt ist, Tikva den Status als freie Stadt zu erarbeiten. Da sie auf ihrem Gebiet eine ausgewiesene Expertin ist, bittet Avram Malkah letztlich, ihm bei der Programmierung des Cyborg behilflich zu sein. Dies nur unwillig, denn er hat seine Zweifel, dass die eigenwillige, unkonventionelle und springlebendige Malkah, mit der er in Jugendjahren ein Verhältnis hatte, sich an seinen Auftrag hält. Zu Recht, wie sich später erweist. Malkahs Tätigkeit wird als Herstellung von »misinformation, pseudo-programs, falsified data, the creation of structures that protected Bases by misdirection« (*He, She and It*, 61) beschrieben, kurz: sie designet Chimären. Ihr Fachgebiet liegt folglich im Bereich des Scheins und der virtuellen Realität. Damit weist der Text sie nicht nur als Koryphäe auf ihrem Gebiet aus, sie wird auch als Cyberhexe charakterisiert.

Wie Helen Kuryllo beschreibt, ist es Malkah, die die beiden Erzählstränge – Prager Judenviertel um 1600 und die nahe Zukunft auf dem nordamerikanischen Kontinent miteinander verbindet und auch das Bindeglied zwischen den Figuren in *He, She and It* bildet:

She [Malkah, D. F.] is a connecting force in the novel: Yod's programmer, Avram's friend and colleague, Riva's mother, Shira's grandmother, Ari's great-grandmother, Nili's great aunt, and a one-time resident of Prague. But it is her story and her voice that unite the partialities of the text, transcending the boundaries of time, just as she transcends the limitations of her body when she is fully projected into the Net. She acknowledges the blurred line between myth and reality, between art and science, between magic and technology. She knows it is transgression that is »a real making new.« (Kuryllo 1994, 54)

Nicht nur als Chimärendesignerin, auch als Studierende der Kabbala kann Malkah ebenso wie Haraway keine klare Trennlinie zwischen Mythos und Realität erkennen. Eben diese Positionierung zwischen dem Programmieren und Entwerfen von Pseudoprogrammen und der jüdischen mystischen Tradition achtet sie unterschiedliche Formen des Wissens – spirituelle wie rationale. Die virtuelle Realität, der Cyberspace, ist nicht allein Malkahs Arbeitsplatz, hier führt sie diverse Beziehungen und flirtet ausgiebig. Ihre Beschreibung als Cyborg erfolgt gerade auch durch ihre Verortung im Cyberspace. In der virtuellen Realität kann sie sein, wer sie möchte und vorgibt zu sein. Piercy schließt sich hier also der Beschreibung des Cyberspace als Raum, verschiedene Identitäten zugleich zu erforschen und zu erleben, an. Für Malkah, die trotz ihres fortgeschrittenen Alters als sexuell höchst aktiv – tatsächlich als wesentlich aktiver als Shira – dargestellt wird, ist von Bedeutung, dass sie in der virtuellen Realität nicht aufgrund ihres Alters entsexualisiert wird – weil keine*r ihr tatsächliches Alter kennt. So erklärt sie ihrer Enkelin Shira:

»I have all these flirtations going,« Malkah said. »No one can see me unless I want them to.«
 »so you don't tell them your age?«

»some I tell one thing, some another. Most don't ask. It's the congress of minds, not bodies.«

»so you have mental boyfriends.«

»Girlfriends too. Have you never changed your sex, not even for an evening, Shira? I have a woman friend I court in Foxdale, who thinks I am a man of forty-two. She would kill me if she met me, enemy to enemy, but in the interstices of the Net, we play together.« (*He, She and It*, 100)

Den Cyberspace nutzt Malkah als Spielwiese, auch um dort das Geschlecht zu wechseln und Verhältnisse nicht nur mit Männern, sondern auch mit Frauen zu haben. Auch mit Frauen, die sich definitiv nicht lesbisch identifizieren beziehungsweise die sie offensichtlich als homophob einschätzt. Außerhalb des Netzes ist Yod die einzige Person, auf die sie trotz ihres Alters sexuell attraktiv wirkt:

Of course Yod had no prejudice against a woman because of age. He's not breaking any Oedipal taboos, for he was not born of woman. He was not born at all, and he does not sully his desire with fear or mistrust of women the way men raised by women do. (*He, She and It*, 218)

Dieser Beschreibung scheint mir ein biologistisches Modell von Mutterschaft zugrunde zu liegen. Nichtsdestotrotz: Erzählt wird, dass Yod und Malkah ein Verhältnis hatten, bevor Shira nach Tikva kam, und dass Malkah dieses außerordentlich genossen hat. Während Avram bei seltenen Gelegenheiten noch mit ihr flirtet, spricht er auch davon, dass sie in ihrer Jugend schön *gewesen* sei. Yod hingegen nimmt, wie bereits beschrieben, menschliche Körper nicht als unterschiedlich schön oder attraktiv wahr. Er hat zumindest diesbezüglich kein ästhetisches Empfinden. Gerade auch im Verhältnis zu Shira wird Malkah als außerordentlich sexinteressiert und -erfahren dargestellt. Shira verbindet Sex vor ihrer Beziehung zu Yod ausschließlich mit ihrer Jugendliebe Gadi, mit Yod versucht sie, sich von dieser nicht nur emotionalen, sondern wie sie glaubt auch sexuellen Bindung zu befreien. Für Malkah hingegen hat Sex nichts mit romantischer Liebe zu tun, Sex hat sie zu ihrem Vergnügen. An langfristigen exklusiven Zweierbeziehungen ist sie nicht interessiert. Im Gespräch mit Shira wird die Differenz zwischen den beiden deutlich:

»I never wanted to belong to anybody. I only wanted to borrow them for a while, for the fun of it, the tenderness, some laughs.«

»How many lovers have you had?«

Malkah's eyes skimmed over. She was silent for a moment. »I don't know. I haven't counted them in years. I remember when I was much younger, I would go to sleep when I had insomnia by counting them. And I would never finish because I would be trying to figure out if that one I could barely remember was really my lover or not. I insisted I do it chronologically, so when I realized I had left someone out, I had to go back to the beginning. It always worked to put me to sleep.«

She stared at her grandmother, trying to read in the squat woman with braids wound round her head, a few hairs escaping at the nape and over the ears,

a femme fatale who could not count her lovers. »Malkah, I've only had five. Altogether.«

Malkah laughed and then covered her mouth, looking embarrassed. »I have to say, I had five before I was twenty. I was always curious about the taste of a new man, how he would be. I wanted to bite into him.« (*He, She and It*, 101 f.)

Während Shira nicht einmal in der virtuellen Realität auf die Idee kommt, ein anderes Geschlecht und ein Verhältnis zu einer Frau auszuprobieren und in ihrem gesamten bisherigen Leben auf gerade mal fünf Liebhaber kommt, hat Malkah dies schon vor ihrem zwanzigsten Lebensjahr hinter sich. Auch vor Sex mit dem Cyborg, den sie selbst programmiert und teilweise auch sozialisiert hat, dessen »Geburtshelferin« sie quasi war, schreckt sie nicht zurück. Als Shira dies (viel später) entdeckt, ist sie aufgebracht und empört. Malkah hingegen sieht das ausgesprochen pragmatisch:

Malkah shrugged. »It was merely a matter of adjusting his heuristics. I had to see if I'd been successful. Such programming had never been done before. At least not to my knowledge.«

»I knew, I knew you'd have some pseudoscientific explanation. I'm ashamed of you!«

»Yod was created an adult. And he has no prejudices against age.«

»You programmed him that way.«

»I find human male prejudices against older women rather limiting to human development, Shira.« (*He, She and It*, 477)

Zur Erinnerung: Malkah hat Yod so programmiert, dass er neugierig ist und Verbindungen zu anderen Personen sucht. Diese beiden Qualitäten zahlen sich für sie sexuell später aus. Darüber hinaus flirtet Malkah offen mit Nili, und wenn sie gegen Ende der Geschichte in die *Black Zone* reist, um dort ihren altersschwachen, nahezu erblindeten Körper »verbessern« zu lassen und so ihr Leben zu verlängern, wie auch um die Frauenenklave kennenzulernen, erwägt sie dort ein Verhältnis mit einer der Frauen. Malkah wird also als bi- oder pansexuell gezeichnet. Helen Kuryllo sieht in Malkah daher die utopische Hoffnung auf eine Welt ohne Geschlecht realisiert:

Malkah symbolizes the Utopian hope of a »monstrous world without gender«; she is the »disassembled and reassembled postmodern collective and personal self Haraway calls for« [...]. Not only is she skilled in the art of disguise, creating multiple selves, both male and female, as necessary, she also knows that the power to survive comes from seizing the tools—in this case, the stories. Instead of accepting or bypassing the master narratives, Malkah rewrites them, again and again, acknowledging their protective and political power. (Kuryllo 1994, 55)

Malkah lässt sich nicht von Meistererzählungen wie Ödipuskomplex, Heterosexualität, weiblicher Beschränkung und männlichem Genie irritieren, sie geht ihren eigenen Geschichten nach und erzählt neue, so wie sie neue Programmierungen schafft. Entsprechend ist Kuryllo überzeugt, dass Malkah – im Unterschied zu Haraways Cyborg – sich nicht entscheiden müsste, ob sie Cyborg oder Göttin sein will, sie wäre einfach beides und das zu ihren Bedingungen:

If Haraway's cyborg wouldn't recognize the Garden of Eden, Piercy's Malkah would don a disguise, slip in unnoticed, steal the apples, and slip out again. If Haraway would rather be a cyborg than a goddess, I think Piercy would ask, »Why choose?« (Kuryllo 1994, 55)

4.2.5 Piercys Cyborgversionen

»The imagination is a very powerful liberating tool. If you cannot imagine something different you cannot work towards it« (Piercy 2003, o. S.)

Ähnlich wie auch Haraway im Manifest, stellt Piercy die Bedeutung von Erzählungen für den Weg hin zu alternativen Zukünften heraus – wie auch für die Konstituierung von Subjektivität. Sie verdeutlicht, inwiefern die Geschichten, die zirkulieren, begrenzen, wer wir sein bzw. werden können, wie wir uns selbst erzählen (vgl. Grauer 2000, 55). Piercy geht es zentral auch um die Geschichten, die wir uns über unsere Vergangenheit erzählen:

From these two very different points of origin, from the alternating perspectives of futuristic fantasy and mythologized past, the novel posits traditional narrative as essential to the contemporary construction of identity. It also simultaneously lays the groundwork for a discussion of revisionary storytelling. What Piercy offers in the figure of the cyborg is a radical re-vision of a long-established text, one that reflects a social reality profoundly different from the cultural context of earlier forms of the legend. (Grauer 2000, 46).

So formuliert auch Malkah: »Myth forms reality and we act out of what we think we are. [...] Our minds help create the world we think we inhabit.« (*He, She and It*, 27). Dabei erklärt Piercy in *He, She and It* das Erzählen von Geschichten zu einer jüdischen und weiblichen Tätigkeit:³⁶ »We are people of the book«, sagt Nili und meint damit nicht allein das Erzählen von Geschichten, sondern auch das Teilen von Informationen und Wissen.

»The ability to access information is power,« Nili said with her slight accent in her husky voice. [...] »The ability to read and write belonged to the Church except for heretics and Jews. We are people of the book. We have always considered getting knowledge part of being human.« (*He, She and It*, 262)

Durch die Verbindung von Golem und Cyborg erhält der Cyborg eine Geschichte und eine Herkunft, während Piercy eine alte Geschichte, eine Legende, wie auch eine Zukunftserzählung einer ihres Erachtens notwendigen Revision unterzieht. So können in ihrer Version auch Frauen einen Cyborg bauen, wohingegen sie zuvor von der Schaffung eines Golems ausgeschlossen waren. Der Golem kann in ihrer Weiter- und Neuschreibung der ursprünglichen Legende sprechen, fühlen und lieben.

Doch nicht allein den Golem-Mythos schreibt Piercy um, *He, She and It* betreibt auch eine Revision der SF: Sie markiert den Cyberpunk Gibsonscher Prägung wenn nicht als anti-, dann doch zumindest als unfeministisch, weist auf dessen Leerstellen

und Auslassungen hin. Und – wie Scott – zeigt sie, dass Cyberpunk nicht notwendig körperfeindlich, misogyn und inhärent patriarchal sein muss, sondern auch für feministische Erzählungen genutzt werden kann:

Piercy's use of so much of Gibson's vision of the future as a framework for her own feminist fiction calls attention to the lack of attention to feminist concerns in Gibson's work and in that sense reinforces the critiques of Ross and others. At the same time, Piercy's demonstration that Gibson's vision is not necessarily inimical to feminist thought can be seen as a valuable supplement to Gibson's work. Indeed, Piercy's suggestion that feminists can make productive use of Gibson's ideas rather than simply rejecting them can be read as a literary equivalent of Haraway's argument that women should attempt to use technology for their own purposes rather than simply abandoning it as a masculine preserve. (Booker 1994, o. S.)

Ebenso wie Scotts *Trouble and Her Friends* schreibt Piercy den Cyberpunk feministisch um, was gerade auch bedeutet, aller virtuellen Realität zum Trotz auf Körperlichkeit und Materialität zu insistieren. Dabei knüpft sie sowohl an ihren eigenen frühen, dem Cyberpunk weit vorausgehenden, SF-Roman *Woman on the Edge of Time* wie auch an andere SF-Feminismen an, beispielsweise Russ' *The Female Man*, Tanith Less *Silver Metal Lover* oder die Tradition separatistischer Frauengesellschaften. Der Verleugnung der SF-Feminismen durch den Malestream wie auch der Bedeutung der SF-Feminismen für die Entwicklung des Cyberpunk arbeitet Piercy damit quasi nebenbei entgegen. Dies gilt insbesondere auch für die SF-Feminismen wie für queer*feministische Imaginationen insgesamt so wichtige Figur der Attentäterin wieder aufgreift und – wenn auch in eine andere Richtung als Russ – weiterentwickelt.

Während der Malestream des Cyberpunk gesellschaftlich und politisch relevante Themen häufig eher oberflächlich behandelt, geht Piercy zentralen Fragen nach: Klimawandel, Globalisierung, die ökonomische und politische Bedeutung transnationaler Konzerne sowie Künstliche-Intelligenz-Forschung gerade in ihrer militärischen Ausrichtung. Wie Haraway schildert sie, dass es in den Technowissenschaften stets darum geht, wer diese kontrolliert, wer sie finanziert und wofür sie entworfen und genutzt werden. Insofern Kriege zunehmend von ›intelligenten‹ Waffensystemen geführt werden, geht sie in *He, She and It* den Fragen nach: Wenn Maschinen für sich selbst denken können und ein Bewusstsein entwickeln, ist die Vernichtung einer Maschine mit einer fortgeschrittenen KI dann Mord? Ist es überhaupt ethisch vertretbar, ›bewusste‹ Waffen zu schaffen? Sind fortgeschrittene KIs als von Menschen versklavt zu betrachten? Sollten diese dann befreit werden? Und: Gibt es eine Möglichkeit, diese Waffen gegen jene zu richten, die sie erbaut und programmiert haben?

Bemerkenswert an Piercys Erzählung ist, dass alle männlichen Charaktere am Ende tot oder abwesend sind, während die Frauenfiguren sich persönlich wie auch politisch zusammenschließen. Aus einstmalig aus Eifersucht konkurrierenden Frauen werden gute Freundinnen und Verbündete, Frauen unterschiedlicher geografischer, sozialer und natio-ethno-kultureller Herkunft formen Allianzen gegen die multinationalen Großkonzerne und für ein ›gutes Leben‹. Insofern formen sie Allianzen im Sinne einer Harawayschen Cyborgpolitik: »The alliance achieved among the Black Zone, Tikva and the Glop underlines that successful cyborg politics must celebrate

such differences, and welcome partnerships across different communities. These myriad female cyborgs offer a powerful alternative to the creations of Avram's science.« (Wight 2009, 132)

Zugleich sind alle ›erfolgreichen‹ bzw. überlebenden Cyborgfiguren eindeutig – wenn nicht als Frauenfiguren – dann doch zumindest als weibliche im Unterschied zu männlichen Figuren gezeichnet. Auf der Ebene von Geschlecht finden sich in *He, She and It* also ungewöhnliche, das Repertoire ausweitende Frauenfiguren wie auch, wenn auch weniger gewichtige oder erfolgreiche, männliche Figuren – die binäre Konstruktion einer heteronormativen Geschlechterordnung wird damit jedoch nicht in Frage gestellt.

Cyborgism als Lektüerverfahren beziehungsweise queeres Lesen

Dennoch weist *He, She and It* meines Erachtens zahlreiche Passagen, Figuren und Situationen auf, die uneindeutig sind und zum Teil auch Dualismen ins Wanken bringen. Doch werden diese zumeist wieder einer heteronormativen Ordnung unterstellt. So wird die Heteronorm im Text affirmiert durch die Kleinfamilie: Yod, Shira, Ari, erscheint Heterosexualität als ›normale‹ Form der Sexualität und ist vor allem die einzig repräsentierte Sexualität und Lebensform im Roman. Hier und da findet zwar ein schwules Paar bei einer Tanzveranstaltung Erwähnung oder der queere Flirt im Netz, doch gibt es beispielsweise keinerlei Darstellung von Nili mit ihrer lesbischen Geliebten, keine Umarmung mit Riva, keinen Kuss, ganz zu schweigen von lesbischen oder queeren Sexszenen. So manches Begehren ließe sich in dem Roman auch anders – und nicht zwangsläufig als heterosexuelles – lesen, es wird jedoch nie als etwas anderes benannt. Wenn Malkah im Netz in *Drag* ist und mit einer Frau flirtet, so wird dies ebenso wenig als lesbischer oder queerer Flirt bezeichnet, wie Malkahs Kokettieren mit Nili. Auch Yods und Shiras Verhältnis – und auch Sex – erscheint an manchen Stellen, wenn schon nicht queer, so doch zumindest lesbisch, so dass sich die Frage aufdrängt, ob Shiras Begehren nach dem Cyborg vielleicht ein lesbisches oder queeres ist? Auch dies wird nur zart angedeutet, nie klar und deutlich formuliert.

Und doch bietet *He, She, and It* meines Erachtens einige Repräsentationen von Queerness an. Als Leser*in gilt es daher die Aufmerksamkeit für diese Queerness zu bewahren und sie nicht in der Lektüre zu übergehen, dem Text selbst mit einem heteronormativen Blick zu begegnen. Zum Beispiel wird an vielen Textstellen betont, dass die Kleinfamilie, wie auch immer eine*r nun zum Konzept der Kleinfamilie stehen mag, aus einem Cyborg, Mama und Kind besteht – und gerade nicht aus Vater, Mutter, Kind – und dass sie nur deshalb funktioniert. Wieder und wieder werden wir darauf hingewiesen, dass Shiras heterosexuelle Beziehungen allesamt scheiterten, die Beziehung zu Yod hingegen funktioniert, weil es die Beziehung zu einem Cyborgmann und genau nicht zu einem herkömmlichen Mann ist. Während einige Interpretationen diese Darstellungen heterosexualisieren (vgl. exemplarisch Sautter 1996), ist dies keine zwingende Lesart.

Und auch Nili und Gadi müssen nicht als heterosexuelles Paar verstanden werden. Zwar erkundet Piercy nicht Boyarins Vorschlag der jüdischen männlichen *Femme* als Konstruktion einer kritischen Männlichkeit, Nili und Gadi können dennoch auch als lesbische Amazone mit Boy George-Lover, oder auch als Butch/Queen-Paar gelesen werden – was deutlich origineller wäre. Queeres Lesen bedeutet also nicht nur von Queerem zu lesen, sondern auch selbst queer zu lesen, die Aufmerksamkeit und Be-

reitschaft für Repräsentationen von Queerness zu bewahren, zu sehen, was nicht in Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit aufgeht. In diesem Zusammenhang gewinnt auch Carol Masons Vorschlag eine Lesepraxis des *Cyborgism* zu entwickeln, die das historische und diskursive Zusammenspiel verschiedener Figuren in den Blick nimmt, nochmal an Gewicht.

Dennoch bleibt zu fragen, warum die verschiedenen Cyborgs in *He, She and It* als performative Figuren, die Dualismen gerade auch geschlechtlicher Repräsentation hinter sich lassen, letztlich scheitern. Meines Erachtens liegt dies daran, dass Piercys Referenzen letztlich Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität bleiben, die Gestaltung ihrer Figuren Dualismen durcheinanderbringen, verwirbeln und verwirren, jedoch nicht aus den Angeln heben oder gar eine alternative Ordnung etablieren will und kann – um den Preis, queere und trans* Subjektivitäten zum Verschwinden zu bringen und unterzuordnen. Wie Haraway scheint auch Piercy die Dualismen, die zur Implosion gebracht werden sollen, allzu sehr ins Visier zu nehmen. In einem abschließenden Exkurs werde ich daher eine meines Erachtens entscheidend andere Herangehensweise an die Infragestellung und Auflösung von Dualismen skizzieren.

Exkurs: Octavia Butlers Alien Cyborgs³⁷

Octavia Butler ist eine zentrale Autorin der SF-Feminismen und eine Vorreiterin feministischer afrofuturistischer SF. In ihren Geschichten beschäftigt sie sich häufig mit Kolonialismus, Begegnungen mit Fremdartigen, vielfältigen Geschlechtern und Sexualitäten sowie dem Zusammenleben und gemeinsamen Werden von Verschiedenen. Von zentraler Bedeutung ist hierfür ihre *Xenogenesis*-Trilogie³⁸, in der eine dreigeschlechtliche außerirdische Spezies die wenigen überlebenden Menschen auf einer postapokalyptischen Erde rettet. In diesem kolonialen Setting können die Menschen es sich nicht aussuchen, sie müssen gemeinsam mit der Spezies der Oankali werden, Teile der Nachkommen dieser ungewöhnlichen Paarung bilden sogar eine neue Spezies. In *Xenogenesis* – wie auch in vielen anderen Geschichten – untersucht Butler folglich auch, wie die Kategorie des Menschlichen konstituiert wird. Zentrale Fragen, denen sie nachgeht, sind: Was gilt als menschliche ›Natur‹? Und was macht das menschliche ›Wesen‹ aus? In der Trilogie beschreibt Butler Menschen als intelligent und hierarchisch zugleich. Die Neigung zu hierarchischem Verhalten ist hier jedoch die ältere, tief verwurzelte Eigenschaft, so dass sie nicht durch Intelligenz überwunden werden kann. Die Kombination – Intelligenz und Hierarchie – stellt Butler als inhärent widersprüchliche dar, sie führt in *Xenogenesis* nicht nur zu Gewalt, sondern ist tödlich, tatsächlich mörderisch. Angesichts dieser Charakterisierung wirft sich beim Lesen die Frage auf: ist es nicht erstrebenswert, etwas anderes, verschiedenes, kein ›Mensch‹ zu werden?

Zur gleichen Zeit wie das erste Buch der Trilogie schrieb Butler auch die mit den drei wichtigsten Preisen in der SF gekrönte Erzählung *Bloodchild*. Diese handelt von den komplexen Beziehungen zwischen den menschlichen Flüchtlingen auf einem fremden Planeten mit der Spezies T'lic. Letztere halten die Menschen in einem Reservat, um sie zu schützen, nutzen diese jedoch auch als Wirtskörper für ihren Nach-

wuchs. Die T'lic und die Menschen nutzen sich also wechselseitig, zugleich sind die Menschen den T'lic jedoch untergeordnet. *Bloodchild* schildert das Verhältnis des heranwachsenden Gan zu T'Gatoi, einer einflussreichen Politikerin der T'lic, die ein Arrangement mit Gans Familie hinsichtlich ihrer Nachkommenschaft hat. Als Politikerin hat T'Gatoi viel zur Verbesserung des Verhältnisses zwischen Menschen und T'lic beigetragen, indem sie dafür sorgte, dass die Männer, die den Nachwuchs der T'lic austragen, bei ihren menschlichen Familien bleiben können, und gleichzeitig T'lic und Menschen dazu ermutigt, gemeinsame neue Multispezies-Familien zu bilden. In dieser Geschichte tragen also auch Männer Nachwuchs aus. Und nicht nur das: sie tragen den Nachwuchs von Aliens aus. Patricia Melzer weist in ihrer richtungsweisenden Studie darauf hin, dass in *Bloodchild* die Entgegensetzung von Selbst und Anderem aufgehoben, die Anderen vielmehr Teil des Selbst werden – und das Selbst so zu einem Träger von Differenz wird:

Here, the differences of the dominated other become part of the self—»they« become part of »us,« and the self becomes a carrier of difference. This blurring of boundaries, the growing inability to draw clear distinctions between self and other, is what constitutes the most threatening and fascinating aspect of Butler's alien constructions. (Melzer 2006, 73)

Dieses Verschwimmen der Grenzen sei der bedrohlichste und zugleich der faszinierendste Aspekt von Butlers Konstruktion der Aliens. Die Schwierigkeit, klare Unterscheidungen zwischen Selbst und Anderem zu treffen, ist nicht zuletzt deshalb so bedrohlich, weil die T'lic zwar nicht menschlich und doch ähnlich, vor allem jedoch insektenartig dargestellt sind. Insektenartige oder tentakelbewehrte Ungeheuer entsprechen nun gerade der stereotypen Darstellung von Aliens in der SF. Nicht nur auf den Titelbildern der Pulp-Magazine der 1930er bis 1950er Jahre bedrohten sie häufig eine leicht bekleidete Frau, die von einem männlichen Helden gerettet werden muss. Der menschliche Gan beschreibt T'Gatoi in der Geschichte folgendermaßen:

T'Gatoi whipped her three meters of body off her couch, toward the door, and out at full speed. She had bones—ribs, a long spine, a skull, four sets of limb bones per segment. But when she moved that way, twisting, hurling herself into controlled falls, landing running, she seemed not only boneless, but aquatic—something swimming through the air as though it were water. I loved watching her move. (*Bloodchild*, 9)

Butler gelingt es hier, T'Gatoi als völlig fremd, tierisch, monströs und zugleich als anmutig, attraktiv und liebenswert darzustellen. Gan betrachtet es als Privileg, als »Wirt« ausgewählt zu werden und so die einflussreiche T'Gatoi in der Familie zu haben. Die Kommunikation zwischen Menschen und T'lic, die nicht zuletzt durch die verschiedenen, teilweise wechselseitig unbekannteren kulturellen Konventionen erschwert wird, ist jedoch völlig unzureichend, so dass Gan wie alle Männer sehr schlecht auf die äußerst gefährliche Geburt vorbereitet ist. Tatsächlich sind diese Geburten jedoch auch sehr gefährlich: Werden die Larven nicht rechtzeitig operativ aus dem Körper des »Leihvaters« entfernt, töten sie diesen, indem sie sich durch ihn hindurch fressen. Als bei einem »schwangeren« Mann namens Lomas die Larven unerwartet schlüpfen, sieht

T'Gatoi sich gezwungen, zu operieren und die Larven aus Lomas' Körper zu entfernen. Gan steht ihr notgedrungen zur Seite:

She found the first grub. It was fat and deep red with his blood—both inside and out. It had already eaten its own egg case but apparently had not yet begun to eat its host. At this stage, it would eat any flesh except its mother's. Let alone, it would have gone on excreting the poisons that had both sickened and alerted Lomas. Eventually it would have begun to eat. By the time it ate its way out of Lomas's flesh, Lomas would be dead or dying—and unable to take revenge on the thing that was killing him. There was always a grace period between the time the host sickened and the time the grubs began to eat him. (*Bloodchild*, 15)

Während er T'Gatoi bei diesem ›Not-Kaiserschnitt‹ hilft, kommen Gan Zweifel, ob er tatsächlich ein ›Wirt‹ sein möchte. Seine Wahrnehmung der T'lic wie auch des Verhältnisses zwischen den T'lic und den Menschen verändert sich

I had been told all my life that this was a good and necessary thing Tlic and Teran did together—a kind of birth. I had believed it until now. I knew birth was painful and bloody, no matter what. But this was something else, something worse. And I wasn't ready to see it. Maybe I never would be. Yet I couldn't not see it. Closing my eyes didn't help. (*Bloodchild*, 16 f.)

Bei Gan kommen die unter den Menschen weit verbreiteten Ängste und Ressentiments gegenüber den T'lic hoch. Diese ›Geburt‹, dass Erdlinge die Larven von Aliens austragen, selbst die geliebte T'Gatoi – alles kommt ihm nun falsch und fremd vor. Schließlich droht er – aller Attraktion zum Trotz –, sich selbst oder T'Gatoi zu töten.

In *Bloodchild* wie in den meisten SF-Geschichten bestimmen die Menschen, was das Menschliche ausmacht oder bedroht. Die Reaktion der Menschen auf Differenz offenbart eine grundlegende Angst vor ›dem Anderen‹ – eine Angst, wie Patricia Melzer herausgestellt hat, zu dem zu werden, was von gesellschaftlich akzeptierten Erfahrungen oder Normen ausgeschlossen oder zumindest an die Ränder verwiesen ist (Melzer 2006, 74). Es ist also nicht so sehr eine Angst vor dem Anderen, als vielmehr die Angst, selbst anders zu werden, oder die Angst vor dem Anderen als Teil des Selbst. *Bloodchild* verkehrt das Machtverhältnis zwischen Menschen und Aliens. Das Andere wird zur Norm, welches die Kontrolle über das Andere – Menschen – ausübt. Indem Butler Menschen in die Position des Anderen bringt, unterläuft sie also nicht nur die Ideologie einer menschlichen Einzigartigkeit, sondern vor allem die Vorstellung der Trennbarkeit von Selbst und Anderem. Denn die Trennbarkeit setzt der postkolonialen Filmemacherin und Kulturtheoretikern Trinh Minh-ha zufolge Unterschiede voraus, die zwischen Entitäten getroffen werden, die als absolute und abgeschlossene verstanden werden (Trinh 1989, 90). Nur unter dieser Voraussetzung sei es möglich, eine Vorstellung des ›reinen Ursprungs‹ und des ›wahren Selbst‹ zu hegen.

In der Geschichte tötet Gan letztlich niemanden, er fordert von T'Gatoi jedoch offenzulegen, in welchem Verhältnis Menschen und T'lic stehen.

»I don't want to be a host animal,« I said. »Not even yours.

It took her a long time to answer. »We use almost no host animals these days,« she said. »You know that.«

»You use us.«

»We do. We wait long years for you and teach you and join our families to yours.«

She moved restlessly. »You know you aren't animals to us.«

I stared at her, saying nothing.

»The animals we once used began killing most of our eggs after implantation long before your ancestors arrived,« she said softly. »You know these things, Gan. Because your people arrived, we are relearning what it means to be a healthy, thriving people. And your ancestors, fleeing from their home-world, from their own kind who would have killed or enslaved them—they survived because of us. We saw them as people and gave them the Preserve when they still tried to kill us as worms.« (*Bloodchild*, 24 f.)

Wir erfahren, dass nicht nur die Menschen ihr Überleben den T'lic verdanken, die T'lic sind ihrerseits nur dank der Menschen wieder eine gesunde, wohl gedeihende Spezies. Butler schildert in *Bloodchild* die wechselseitige (furchterregende) Attraktion und Zuneigung zwischen Gan und T'Gatoi wie auch deren große Unterschiede. Diese erfordern komplexe Aushandlungen, wollen beide eine Beziehung führen, die nicht nur den Fortbestand beider Spezies ermöglicht, sondern in der auch beide Partner*innen sind. So endet die Geschichte schließlich nicht mit einem Happy End, wohl aber damit, dass Gan und T'Gatoi sich in den Armen liegen und Gan den Nachwuchs empfängt, der auf die Möglichkeit eines Gemeinsamen Werdens von Menschen und T'lic hindeutet.

Nicht allein in Bezug auf Spezies beziehungsweise Rassifizierung sind Butlers Darstellungen von Eigenem und Fremden interessant. Das Bild des »schwangeren« Mannes und des »schwängernen« Weibchen fordern ebenso unsere Vorstellungen von Geschlecht und Geschlechtskörpern heraus. Und wenn Gan und T'Gatois Beziehung eine heteronormative Logik zu bestätigen scheint, zeigt ein genauerer Blick, dass Gan und T'Gatoi in der Kombination von Mensch und Alien eher ein queeres Paar bilden, das in viele verschiedene Verwandtschaften eingebunden ist. Sexuelle Beziehungen in ungleichen Machtverhältnissen sind öfter Gegenstand von Butlers Erzählungen – oftmals, aber nicht ausschließlich in kolonialen Settings. Lust und Begehren in Verhältnissen der Unterdrückung verlangen hier nach einer Untersuchung der Verbindungen von patriarchalen, heteronormativen, kolonialen und rassistischen Effekten auf Begehren.

Die Spannungen zwischen Selbst und Anderem stehen meist im Zentrum von Butlers Geschichten und die Aushandlungen, die ein anderes Denken von Differenz verlangt, sind nicht nur in *Bloodchild* schmerzhaft und mitunter auch verstörend (vgl. Wolmark 1994, 39). Butler zeichnet jedoch nie das Bild eines toleranten Pluralismus, der die Anerkennung von Differenz predigt, vielmehr untersuchen ihre Geschichten gerade die Schwierigkeiten dieser Verhandlungen, in denen es letztlich auch um Macht geht (Melzer 2006, 80). Die Figuren ihrer Geschichten erlangen Handlungsfähigkeit gerade durch ein Verständnis von Differenz als Teil des Selbst, oder, in Trinh Minh-ha's Worten, als »difference within« (Minh-ha 1986/87). Eine Zukunft gibt es in ihren

Geschichten für all jene, die sich mit Verschiedenen auf durchaus herausfordernde Aushandlungsprozesse einlassen, um gemeinsam zu werden.

Butlers Zukunftsentwürfe stellen sich also gerade der Herausforderung, andere Subjektivierungsweisen wie auch Verschiedenheit jenseits hierarchisierter Dualismen vorzustellen. Das Selbst ist in ihren Geschichten kein kohärentes, abgeschlossenes, mit sich selbst identisches und zwischen Selbst und Anderem verläuft keine klare Trennlinie, vielmehr überschneiden sich diese oder liegen – in Trinh's Worten – nahe beieinander (Trinh 1989, 94).

Anmerkungen

- 1 Die Seitenangaben folgen der 1992 bei Penguin erschienen Ausgabe und werden in Klammern im Text angegeben.
- 2 Vgl. die Darstellung von Bickford 2019 für einen Überblick auf das Gesamtwerk von Marge Piercy.
- 3 Piercy schreibt in ihren Danksagungen zu *He, She and It*, dass sie erst auf den Cyberpunk aufmerksam wurde, nachdem ein*e Studierende sie auf diese Vorwegnahme angesprochen habe. Die Lektüre von Gibsons Romanen, bei denen sie freimütig Anleihe nehme, habe sie sehr genossen. Dies also ein weiteres Beispiel dafür, dass in der SF Ideen und Elemente anderer Autor*innen aufgegriffen und weitergetrieben werden. Und ein weiteres Beispiel dafür, dass der Cyberpunk auch ein Produkt der SF-Feminismen ist.
- 4 So der Titel der Übersetzungen ins Deutsche
- 5 Gerade poststrukturalistisch informierte Autor*innen sehen laut der Literaturwissenschaftlerin Tresa Grauer im Golem eine Figur, mittels der sich die Rolle von Sprache für Identitätskonstruktionen wie auch für fiktionale Welten ausführen lässt (vgl. Grauer 2000, 49).
- 6 Feedback, Information, Lernfähigkeit und Selbstorganisation sind, wie in Kapitel 2 ausgeführt, Kerngedanken der Kybernetik. Norbert Wiener hat bereits 1964 vom Computer bzw. Künstlicher Intelligenz als »the modern counterpart of the Golem of the Rabbi of Prague« (Wiener, 1964, 95) gesprochen.
- 7 *Der Golem, wie er in die Welt kam* (1920) von und mit Paul Wegener gilt als Klassiker des deutschen Stummfilms und erzählt eben jene Prager Golemlegende.
- 8 Helene Wecker schafft in *The Golem and the Jinni* (2013) eine weitere aus feministischer Perspektive höchst interessante Variante: einen weiblichen Golem, erschaffen um ihrem Herren eine Frau zu sein. Dieser verstirbt jedoch kurz nach ihrer »Erweckung«, so dass d* Golem Chava überhaupt keinen Herren hat!
- 9 Ich schreibe aschkenasisch-jüdisch und (aschkenasisch-)jüdisch, um nicht den Eindruck zu erwecken, es gäbe die *eine* jüdische Tradition, die noch dazu aus Europa kommt (vgl. Kaye/Kantrovitz 2007). Die Variation – aschkenasisch-jüdisch oder (aschkenasisch-)jüdisch – weist darauf hin, wie bedeutend die Spezifität im jeweiligen Kontext ist.
- 10 In ihren Memoiren, *Sleeping with Cats* (2002), schafft sie ebenfalls eine Tradition von jüdischen Erzählerinnen: Es sind ihre Großmutter und ihre Mutter, die Geschichten erzählen, mitunter auch Tanten: »Mother was a storyteller, as Grandma was, but even when they told the same stories, the emphasis, the characters, sometimes even the outcomes were different. I have often said that I learned about viewpoint long before I wrote my first novel from listening to the different ways my mother and my grandmother saw the same people, the same events. If it was a family tale, then Aunt Ruth would also have a version.« (*Sleeping with Cats*, 34)
Ihre Großmutter, die auch ihre »religiöse Mentorin« (*Sleeping with Cats*, 5) war, sei die beste Geschichtenerzählerin gewesen. Sie habe über einen reichen Fundus an folkloristischen Erzählungen über die Frauen aus dem litauischen Schtetl verfügt. Auch vom Golem habe sie erstmals von ihrer Großmutter gehört. (Vgl.ebd.)
- 11 Hier soll jedoch weder diskutiert noch beantwortet werden, ob *Frankenstein* das Genre der Science Fiction begründete, ein Vorläufer war oder aber der *Gothic Novel* zuzurechnen ist – oder der SF und der *Gothic Novel*. Vgl. hierzu Lefanu 1988, 23 und 26f.; Attebery 2002, 17; Calvin 2012, 6.
- 12 Helford betont, dass die Sprache, in der Piercy diese anglo-asiatische Mischung der Idealgesichter beschreibt, auf eine weiße Perspektive zurückzuführen sei. Der Begriff »epicanthic fold« beispielsweise setze Augen ohne diese als Norm voraus.
- 13 Vgl. <http://margepiercy.com/portfolio-items/he-she-and-it> (zuletzt aufgerufen: 16.6.2021).
- 14 In einer Kombination von Fredric Jamesons Theorien zur Postmoderne als Form des Spätkapitalismus und Edward Saids Ansatz des Orientalismus.

- 15 Helford (2001) kritisiert in ihrer Interpretation einen Ethnozentrismus Piercys, der japanische Kultur mit Unternehmenskultur gleichsetze. Meines Erachtens kann *He, She and It* so gelesen werden und es wäre sicherlich wünschenswert, dass Piercy die Beschreibungen japanischer oder asiatischer Elemente mit mehr Sorgfalt betrieben hätte. Ich sehe jedoch mehr die Betonung des artifiziellen Hybrids als eine Gleichsetzung von japanisch mit rigiden ruchlosen Multis.
- 16 Dies ist nur eine der Stellen, an denen Piercy quasi sich selbst zitiert, denn schon in *Woman on the Edge of Time* gab es in dem dystopischen 15. Kapitel Frauen, die einzig als Gespielinnen* für Männer da sind und chirurgisch entsprechend deren Weiblichkeitsidealen verändert.
- 17 »Too dark« kann in Verbindung mit »too Jewish« als (Selbst)Rassifizierung gelesen werden, insofern Jüd*innen jedweder Hautfarbe auch rassistisch stigmatisiert werden (vgl. Kaye/Kantrovitz 2007). In ihren Memoiren beschreibt Piercy, dass in dem Stadtteil Detroit's, in dem sie aufwuchs, die Straßenblocks zwischen weißen und Schwarzen Bewohner*innen aufgeteilt waren. Als einzige Jüdin im Viertel sei sie weder weiß noch Schwarz gewesen: »Jews were not whites and were kept out of most neighborhoods in Detroit by covenants, as were the Blacks.« (*Sleeping with Cats*, 43). Ihre Jüdischkeit hat für sie folglich auch eine Form der Rassifizierung bedeutet. Penny Rosenwasser schließlich schreibt, dass »too much« – inklusive »too dark« – letztlich eine Umschreibung von »too Jewish« sei. (Vgl. Rosenwasser 2013, 133).
- 18 Bei Gibson entspricht die *Sprawl* dem Glop.
- 19 Vgl. zu den Schreibweisen der Abwesenheit Schlachter, 2006, 21–48 und Dunker, 2003 Piercy weist selbst deutlich darauf hin: Unter anderem mit der Widmung, die dem Roman vorangestellt ist (»to the memory of Primo Levi. His books were important to me. I miss his presence in the world.«), und den Danksagungen an Gershom Scholem und Moshe Idel («I owe a debt, as does everyone interested in kabbalah or the Golem«), die am Schluss des Buches stehen.
- 20 Als *Saltboxes* werden Gebäude bezeichnet, die im vorderen Teil zwei, mitunter auch drei Stockwerke haben, im hinteren jedoch nur eines. Ein Charakteristikum dieser aus Holz errichteten Fachwerkhäuser ist das steil abfallende Satteldach. Entstanden sind die Saltboxes in Neuengland während der Kolonialzeit. Der hintere, einstöckige Teil wurde später angebaut, es wird davon ausgegangen, dass dies schlicht die günstigste Möglichkeit war, zusätzlichen Raum zu gewinnen.
- 21 Möglicherweise symbolisieren die hebräischen Namen verschiedene geografische oder natioethnokulturelle Herkünfte. Um dies zu erkennen, fehlt mir allerdings das Wissen.
- 22 Ich setze »Nahen« hier in Anführungsstriche um die Perspektive, ob dieser Osten nun als nahe, oder – wie im Englischen – als in der Mitte (Middle East) wahrgenommen wird, zu problematisieren. Aus der Perspektive Israels und Palästinas liegt der Osten vermutlich wiederum woanders.
- 23 Wie auch bereits im 1976 erschienenen *Woman on the Edge of Time*.
- 24 Für den Zusammenhang und die literarischen Ausgestaltungen von Utopie, Diaspora und »jüdischer Frage« vgl. die Arbeit von Caspar Battegay. Hier insbesondere zum jüdischen utopischen Denken und zum Diasporabegriff (Battegay, 2018, 67–111) sowie speziell zur diasporischen Utopie bei Marge Piercy (Battegay, 2018, 309–326). Eine kritische Begriffsbestimmung der Diaspora bietet auch (Mayer, 2005).
- 25 Obwohl sicherlich ein eigenständiger Gegenstandsbereich, soll an dieser Stelle zumindest hingewiesen werden auf die Denkfigur des Black Cyborg, die in den Postcolonial und Black Studies zur Diskussion steht im Anschluss an die theoretischen Ansätze insbesondere von Frantz Fanon sowie auch im Rahmen von Paul Gilroy's Konzept des »Black Atlantic« als eines von Diaspora, Verschleppung, Vernichtung, Sklaverei und Gewalt geprägten Sinnbilds der globalen Moderne. Vgl. zum Begriff des »Black Cyborg« die Arbeiten von

- James 2013 und Maynard 2018. Zu Fanon siehe Kastner 2012 sowie Costa 2012 zum Konzept des Black Atlantic.
- 26 Für die Analyse der Figuren vgl. Fink 2008a.
- 27 Chava mag die *intellektuelle* Tochter des Maharal sein, faktisch ist sie dessen Enkelin. Siehe *He, She and It*, 80.
- 28 Das Menschsein wird in der Literatur darüber hinaus häufig im Verhältnis zum Monster ausgelotet. Diese beiden literarischen Traditionen überschneiden sich häufig, wie etwa bei Mary Shellys *Frankenstein*, nicht jeder geschaffene Mensch wird jedoch auch als Monster dargestellt.
- 29 Tatsächlich eigentlich von zwei Frauen, Malkah spielt dabei ebenfalls eine Rolle.
- 30 Im englischen Original weiblich.
- 31 Das Präfix »cis« für »diesseits« bezeichnet Personen, die sich mit dem ihnen bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren. Eingeführt wurde der Begriff »zisexuell« in Unterscheidung zu der Kategorisierung »transsexuell« Anfang der 1990er Jahre von dem Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch: »Gestattet habe ich mir, die Ausdrücke Zissexualismus, Zisexuelle, Cisgender usw. einzuführen [...], um die geschlechtseuphorische Mehrheit, bei der Körpergeschlecht und Geschlechtsidentität scheinbar natural zusammenfallen, in jenes falbe Licht zu setzen, in dem das Objektiv des Geschlechtsbinarismus, in dem nosomorpher Blick und klinischer Jargon die geschlechtsdysphorische Minderheit, namentlich die sogenannten Transsexuellen, ganz sicher zu erkennen zu können glauben.« (Sigusch, (2015 [2013]), 244) »Cis« markiert also vermeintlich unmarkierte Geschlechtlichkeit.
- 32 Vgl. Kapitel 6 und 7 in Teresa de Lauretis. *The Practice of Love*. Bloomington: Indiana UP, 1994
- 33 Dieser Aspekt wird in der Sekundärliteratur bislang mit wenigen Ausnahmen – nämlich dann, wenn gerade jüdische Literatur oder Identität im Zentrum des Interesses steht (vgl. Bategay 2018 und Grauer 2000) – kaum oder meist gar nicht berücksichtigt. Das gilt auch für meine früheren Publikationen, die sich mit *He, She and It* beschäftigen (vgl. Fink 1997, 2001 und 2008a). Mir scheint diese Auslassung interessant, gerade auch angesichts der Betonung der Notwendigkeit intersektionaler oder interdependenter Perspektiven in (queer*)feministischen wissenschaftlichen wie aktivistischen Kontexten. Ich habe keine Erklärung dafür, mir scheint jedoch, dass in Bezug auf Ethnisierung und Rassifizierung die Dualismen Schwarz-weiß und Orient-Okzident andere rassifizierte und ethnisierte Differenzen überlagern. Eine weitere Herausforderung für die Analyse ist, dass Jüd*innen nicht eindeutig und auch nicht einheitlich rassistisch und ethnisch markiert sind (vgl. exemplarisch Kay/Kantrowitz 2007), sich die wechselseitige Konstituierung von Geschlecht, Sexualität und Rassifizierung folglich schwer für *alle* Juden und Jüdinnen zugleich beschreiben lässt. Über antisemitische Stereotype hingegen lässt sich allerdings sprechen. Die (unzulängliche) Form der Auseinandersetzung mit der Geschichte des Antisemitismus, des Nationalsozialismus, des Faschismus und deren aktuellen Ausprägungen in Deutschland und Österreich und die »Befürchtungen«, sich dem Vorwurf des Antisemitismus auszusetzen, trägt möglicherweise ebenfalls zu diesem »blinden Fleck« bei.
- 34 Vgl. Piercys *Woman on the Edge Time*, in dem die Personen aus der utopischen Gesellschaft in Mattapoiset als androgyn gezeichnet sind. Eine Kombination aus Männlichkeit und Weiblichkeit als androgyn zu beschreiben, ist wohl eine Verkürzung des Konzepts, dennoch zeichnet sich hier eine Richtung ab.
- 35 Die queere Weiblichkeit *Femme* schreibe ich zum Teil kursiv, um sie von der französischen »Frau« – *femme* abzusetzen, wie auch um an die Anfänge einer lesbischen *Femme-Butch*-Kultur in den USA zu erinnern, in denen nicht wie aktuell von *femmes*, sondern von *fems* zu lesen war. Vgl. Fink 2008b
- 36 In ähnlicher Weise erklärte die US-amerikanische SF-Autorin Helene Wecker, die in *The Golem and the Jinni* (2013) nicht nur einen weiblichen, sondern einen herrenlosen weiblichen Golem geschaffen und die vermeintliche Opposition zwischen jüdischen und muslimischen Kulturen aufgelöst hat, im Blog des Jewish Book Council, dass Schreiben das jüdischste sei,

was sie tue. (siehe <https://www.jewishbookcouncil.org/pb-daily/the-most-jewish-thing-i-do>; zuletzt aufgerufen am 6.6.2019).

37 Für die folgenden Ausführungen vgl. Fink 2019

38 Zur Trilogie gehören: *Dawn* (1987; dt. 1991 von Barbara Heidkamp: *Dämmerung*), *Adulthood Rites* (1988; dt. 1991 von Barbara Heidkamp: *Rituale*) und *Imago* (1989; dt. 1991 von Barbara Heidkamp: *Imago*).

5. Horizonte des Möglichen

In dieser Arbeit wurde d* Cyborg als performative Figur beschrieben, die Dualismen als wesentlichen Bestandteil von Herrschaftslogiken und -praktiken dekonstruiert und zum Zusammenbruch bringen will – als Teil eines queer*feministischen, Rassismus, Kolonialismus und Ableismus reflektierenden Projekts. Als Figuration bringt d* Cyborg, so wie zunächst Haraway sie formuliert, in komprimierter Form zur Anschauung, wie die Welt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschaffen war, welche Umbrüche sich im Gefolge von Technowissenschaften ereigne(te)n, mit deren Konsequenzen wir aktuell konfrontiert sind, welche Logik gegenwärtigen Macht- und Herrschaftsverhältnissen zugrunde liegt, aber auch, wie aus feministischer Perspektive die verschiedenen ineinandergreifenden und sich wechselseitig konstituierenden Formen von Herrschaft gefasst werden können sowie was sinnvolle und notwendige politische Strategien queer*feministischer Kämpfe sein können. Von besonderem Interesse war d* Cyborg als Möglichkeitsentwurf vielfältiger, in sich widersprüchlicher strategischer Identitäten, die Vorstellungen ›natürlicher‹, binärer und heteronormativer Geschlechter, Sexualitäten und Rassifizierungen unterlaufen. Das Potenzial d* Cyborg in diesem Sinne wird meines Erachtens vorrangig in den SF-Feminismen entfaltet, die weniger die Welt, so wie sie ist, als vielmehr die Welt, so wie sie sein könnte, adressieren. »Was wäre wenn?« ist eine Frage, die Cyborg-Manifest und SF(-Feminismen) verbindet. Diese spekulative Form des Schreibens kann in Gedankenexperimenten abstrakte Konzeptionen in fiktive Konkretionen umsetzen und stellt auf diese Weise ein wertvolles Experimentierfeld für queer_feministische Diskussionen bereit. SF-Feminismen können auf kreative, *imaginative* Weise zur feministischen Theoriebildung beitragen und ermöglichen es, andere Welten, zu erlesen und affektiv zu *erleben* – und damit auch neue Vorstellungen davon zu entwickeln, wer eine* sein beziehungsweise werden kann. Hierin liegt die *performative Kraft des Erzählens*. Gerade die spezifische Möglichkeitsform der SF, das Noch-Nicht-Geschehene, kann das Noch-Nicht-Bewusste – hinsichtlich Geschlecht, Sexualität und Rassifizierung in der Gegenwart angelegte und auf die Zukunft verweisende – in der Imagination hervorbringen. Von Bedeutung ist, wie die jeweiligen Cyborgs in der SF vorgestellt werden. Die einleitend aufgeworfenen Fragen – Sollen konzeptuell Dualismen überschritten, verwischt, durchkreuzt, vereint, oder veruneindeutigt werden? Wie genau, durch welche Bewegung sollen Dualismen hintergangen werden? Mittels welcher Strategien? Und welche

Effekte haben diese Strategien? – habe ich im Close Reading von Marge Piercys *He, She and It* anhand vier verschiedener, von mir als Cyborg identifizierter Figuren untersucht. Dabei zeigte sich, dass Piercy insbesondere hinsichtlich Geschlecht mit unterschiedlichen Strategien arbeitet. Dabei zeigte sich auch, dass Analysen nicht nur fiktiver Texte aufmerksam und offen für nicht vorhergesehene Unterschiede bleiben müssen, für Formen der Verschiedenheit, die sich nicht in die zumeist untersuchten Kategorien – wie Geschlecht, Sexualität, Rassifizierung, Klasse – einordnen lassen. Weil, wie ich argumentiert habe, der Fokus auf die Dekonstruktion und Unterwanderung von Dualismen paradoxerweise zu deren Reproduktion beitragen kann, habe ich mit Octavia Butler schließlich »einen etwas perverse[n] Wechsel der Perspektive« (CM, 40) vollzogen: Denn Butler konzentriert sich weniger auf Dualismen als vielmehr auf die »difference within« – und holt auf diese – zuweilen durchaus unbehagliche – Weise die verschattete Seite des Dualismus zurück ins Licht.

Resümee

Im Laufe dieser Arbeit wurden vielfältige Vorstellungen von Cyborgs besprochen. Feministische (und) poststrukturalistische (und) postkoloniale Autor*innen haben darauf hingewiesen, dass in der okzidentalen Tradition das Denken in Oppositionen organisiert ist, die immer binär sind. Dass Dualismen eine geschlechtliche und heteronormative Ordnung hervorbringen, zeigt sich unter anderem daran, dass es in vielen Sprachen keine Unterscheidung zwischen dem Wort Mensch und dem Wort Mann gibt, in anderen Mann für das Ganze steht. Heterosexualität bedarf der Negation – der Homosexualität. Darüber hinaus sind Dualismen rassifiziert: Weißsein ist unmarkiert, nicht-weiße Personen hingegen sind markiert. Und gerade weil Weißsein unmarkiert ist, wird es nicht als Rassifizierung wahrgenommen – während alle, die als nicht-weiß markiert sind, zugleich rassifiziert werden, Weiße dagegen nicht, so wie auch Männer nicht als Geschlecht wahrgenommen werden. Auch wenn Dualismen sich zunächst auf ein Selbstverhältnis beziehen, nämlich die Selbstbeherrschung, bilden sie letztlich die Grundlage für Herrschaft über andere – beziehungsweise über alle, die als »Andere« konstituiert werden. Dies sind zuallererst Frauen und Weiblichkeit oder die bzw. das »Fremde«. Dekonstruktive und postkoloniale Ansätze haben weitergehend herausgestellt, dass das jeweils andere als »Anderes« darüber hinaus mit Primitivität, Wildheit und Nicht-Weißsein assoziiert wird. Sich selbst als Subjekt zu konstituieren geht folglich mit einem *Othering* einher, der Abgrenzung von anderen, die dabei zu dem*der (ausgeschlossenen) *Anderen* werden.

Gegen diese Struktur tritt d* Cyborg an, d* als kybernetischer Organismus Dualismen zur Implosion bringt, insofern si*er immer schon Naturtechnik ist. Darüber hinaus entfaltet diese Figur ihre suggestive Wirkkraft sowohl als Metapher wie auch in ihrer Konkretion – denn diese sind Eines. Als kybernetischer Organismus ist d* Cyborg eine historisch spezifische Figur, gebunden an die Entstehung der Kybernetik, den »Wettlauf ins All« und den Kalten Krieg – si*er ist ein Produkt militärischer Forschung. Si*hren ersten Auftritt hatte d* Cyborg in der Weltraumforschung, hier wurde das Konzept des zukünftigen, an die Bedingungen des Weltraums körperlich angepassten Raumfahrers [sic] als Cyborg entwickelt. Die Verbindung aus Organismus und Maschine als erweiterten oder »verbesserten« Menschen (oder anderen Organismus) zu begreifen, geht allerdings an der Logik der Kybernetik vorbei: Organismus und Maschine bilden ein System, das heißt, es handelt sich nicht um zwei Komponen-

ten, die sich getrennt betrachten lassen, ein System ist ein Interaktionszusammenhang und grenzt sich von seiner Umwelt ab, die wiederum aus anderen Interaktionszusammenhängen besteht. Die *Vorstellung* der Verbindung aus Organismus und Maschine wurde durch einen neuen Begriff von Information möglich, der diese sowohl von Bedeutung wie auch von Materie ›befreit‹. Entwickelt wurde dieser für die Nachrichtentechnik, das hier vorherrschende Modell der Kommunikation – das Senden von Signalen von einer Sender*in an eine Empfänger*in, letztlich der Transport von Information – wurde jedoch bald auch in den Sozialwissenschaften aufgegriffen. Neben Information und Kommunikation ist »Steuerung« ein zentraler Begriff der Kybernetik. Systeme halten sich durch Rückkopplung in einem stabilen Zustand, sie steuern sich selbst. Auch dieses Modell ist dem Bereich der Technik entnommen, der Kybernetik ging es allerdings gerade darum, eine Theorie der Kommunikation und der Steuerung zu formulieren, die auf Menschen wie auf Maschinen gleichermaßen anwendbar sein sollte.

Die Kybernetik zweiter Ordnung führte die Beobachter*in als zentralen Bestandteil in das kybernetische Denken ein, die für das ambitionierte Projekt, ein naturwissenschaftliches Modell von Erkenntnis aufzustellen, von zentraler Bedeutung ist. Darüber hinaus wurden Systeme nun als sich selbst organisierende – als autopoietische – Funktionseinheiten verstanden, die selbsterhaltend sind. Damit löste die Kybernetik zweiter Ordnung den Dualismus Schöpfer*in/Geschöpf auf. Nicht zuletzt da Systeme sich in spezifischer Weise von ihrer Umwelt differenzieren, etwa durch Ausprägung spezifischer Unterscheidungsweisen, kann die Kybernetik zweiter Ordnung außerdem eine Vorstellung einer tätigen Materie entwickeln. Gerade die Arbeiten von Humberto Maturana und Francisco Varela stellen eine Verbindung zwischen Biologie und Kybernetik erster Ordnung her, um daraus ihre Version der Kybernetik zweiter Ordnung zu schaffen. Somit beförderten sie die Rede von der Konvergenz zwischen *Computer* und *Life Sciences*, die in Folge unter anderem in Konzepten wie den *Converging Technologies* – die Zusammenarbeit im Bereich der Nano-, Bio- sowie der Informationstechnologie und der Neurowissenschaften mündete. Auch wenn lebende sich von nicht-lebenden Systemen unterscheiden – erstere sind autopoietisch, das sind nicht-lebende Systeme nicht – konnte die Kybernetik erfolgreich eine Theorie der Sprache (Kodierung) und Steuerung für jedwede Form von Systemen etablieren.

Als Haraway in den 1980er Jahren ihr Cyborg-Konzept entwickelte, eignete sie sich bewusst eine technomilitaristische Figur an – tatsächlich betrachtet sie das Cyborg-Manifest als Antikriegsarbeit (Haraway 2008, 5). Und sie wählt auch ganz bewusst das Bild des *kybernetischen* Organismus. Im Unterschied zu den ersten »Entwicklern« Clynes und Kline betrachtet sie Cyborgs jedoch nicht so sehr als zukünftige Existenzweise, sie behauptet vielmehr, dass ›wir‹ alle (auch 1985) schon Cyborgs sind, und dass ›wir‹ uns das gar nicht aussuchen können. Nicht nur in der SF – im Reich der Imagination – gibt es zahlreiche Cyborgs, auch in der modernen Medizin, der Reproduktion, der Produktion – überall wimmelt es von Cyborgs. Daher plädiert Haraway dafür, »d* Cyborg als eine Fiktion anzusehen, an der sich die Beschaffenheit unserer heutigen gesellschaftlichen und körperlichen Realität ablesen lässt« (CM, 34). Das Manifest soll folglich einerseits darauf aufmerksam machen, dass das ›weiße, kapitalistische Patriarchat‹ in eine neue Phase eingetreten ist und eine neue Form angenommen hat. Haraway sieht in der Zeit des Umbruchs jedoch auch neue Handlungsspielräume für sozialistisch-feministische Anliegen. Denn die Figur d* Cyborg ist überhaupt erst

durch die Implosion von drei zentralen Grenzziehungen in der westlichen Wissenschaft möglich geworden: Die Grenzen zwischen Tier und Mensch, Organismus und Maschine sowie die Grenze zwischen Physikalischem und Nicht-Physikalischem. D* Cyborg will Haraway daher »auch als eine imaginäre Ressource« betrachten, »die uns einträgliche Verbindungen eröffnen kann« (ebd.). Darüber hinaus weist die Form des Manifests bereits darauf hin, dass Haraway nicht nur die aktuelle historische Situation darlegen will, sondern es ist auch ein Aufruf, Zukunft zu gestalten – mitzuentwickeln, wer oder was Cyborgs sein werden. Denn angesichts dessen, dass ›wir‹ uns nicht aussuchen können, ob wir Cyborgs sein wollen oder nicht, sollte dieses Bild auf keinen Fall einfach anderen überlassen werden.

Tatsächlich verwendet Haraway den Begriff »Cyborg« im Manifest sehr vielfältig. Zur Klärung werde ich im Folgenden rekapitulieren, in welchen Gestalten Cyborg im Manifest auftritt:

- D* Cyborg ist zuallererst eine *Figur*, die als kybernetischer Organismus immer schon Naturkultur (oder Naturtechnik) repräsentiert. Vermeintlich Kontradiktorisches vereint d* Cyborg folglich in einem Spannungsverhältnis in sich, so dass si*er die Ambiguität zwischen literaler und figurativer Bedeutung andauernd aufrechterhält. Und dies nicht nur konzeptuell, sondern im Bild des Hybriden, der Kopplung aus Organismus und Maschine auch symbolisch – was meines Erachtens eine der herausragenden Qualitäten des Konzepts ist. Das theoretische und politische Unterfangen, Dualismen nicht allein zu dekonstruieren, sondern ins Wanken zu bringen, setzt d* Cyborg auch als performatives Bild um. Insofern ist es möglich, Cyborg nicht nur analytisch, sondern auch imaginativ zu begreifen. Darüber hinaus steht die Figur im Zentrum des »ironischen, politischen Mythos«.
- *Chimäre* – und zwar in jedweder Hinsicht: D* Cyborg ist ein Mischwesen, zusammengesetzt nicht aus Löwe, Ziege und Drache, sondern aus Organismus und Maschine. Zwar werden in der Produktion, Reproduktion und der Imagination Kriege um diese Grenze ausgefochten, dennoch ist diese eine optische Täuschung. In beiderlei Sinne, als Mischwesen wie auch als Verweis auf das Trugbild stabiler Grenzziehungen, gewinnt d* Cyborg aktuell angesichts erstarkender (neo)faschistischer und rechtspopulistischer Bewegungen tatsächlich sogar noch an Sprengkraft.
- Als *Figuration* ist Cyborg eine »komprimierte Karte einer umstrittenen Welt«, die bewohnt werden kann. Aus einer feministischen und historisch-materialistischen Perspektive befindet sich die Welt im ausgehenden 20. Jahrhundert im Umbruch. Auslöser hierfür sind vor allem Entwicklungen in den Technowissenschaften und dem Spätkapitalismus. Diese Welt ist umstritten, weil es auch andere Darstellungen von Welt gibt, also verschiedene Darstellungen miteinander konkurrieren.
- D* Cyborg ist auch eine *Worlding Operation*, sie schafft Welt in einer bestimmten Art und Weise. Haraway nutzt die Verbform – »worlding« und nicht »world« –, weil auch Welt nicht nur einmal geschaffen wird, sondern unentwegt (neu) entsteht. Die Geschichte des Kolonialismus hat gezeigt, dass Welten allerdings nicht auf einem ›leeren Blatt‹ geschaffen werden. Wichtig ist zu verstehen, wie Welten gemacht und un-gemacht werden (können), damit es möglich ist, einzu-

- greifen und *bestimmte* Formen des Lebens zu fördern. Eben dies sollten sich feministische, multikulturelle, antirassistische, technowissenschaftliche Projekte zur Aufgabe machen.
- *Kommunikationssystem*: Haraway zeigt anhand der Kommunikationswissenschaften und der modernen Biologie, dass infolge des Einflusses der Kybernetik die gesamte Welt in ein Kodierungsproblem übersetzt wird. Kommunikationswissenschaften und moderne Biologie forschen beide nach einer universellen Sprache, in der jede heterogene Entität zerlegt und neu kombiniert werden kann. Alle und alles, Planeten wie Menschen wie Tiere wie Pflanzen wie Maschinen werden als Kommunikationssystem beschrieben. Während so jede Heterogenität potenziell der Zerlegung und Neukombination ausgesetzt ist, bietet diese Gleichsetzung zugleich beträchtliche Möglichkeiten, Dualismen zu erschüttern: Anstatt sich auf das Trennende, Unterscheidende zu konzentrieren, rückt die Gleichsetzung das Gemeinsame, Verbindende in den Blick.
 - Damit ist d* Cyborg *Komplizi*in* statt Objekt vernichtender Kritik bzw. kritischer ›Vernichtung‹: Linke, öko- und radikalfeministische Kritiken haben den Herrschaftscharakter der Technik betont und ihr ›Natur‹ und einen organischen Körper entgegengehalten. Insofern gingen diese Analysen von Dualismen aus, wie wir sie aus aristotelischer Zeit kennen. Die »Informatik der Herrschaft« kann so jedoch weder hinlänglich analysiert noch herausgefordert werden. Das Cyborg-Manifest will über Kritik hinaus technowissenschaftliche Diskurse für feministische Ansätze nutzbar machen, jedoch nicht im Sinne einer Technikeuphorie, sondern in Geiste einer kritischen Auseinandersetzung. Denn es gilt stets zu bedenken, dass d* Cyborg ein Produkt militärischer Forschung ist, entworfen für den ›Krieg der Sterne‹.
 - *Arbeiter*in im integrierten Schaltkreis*: Nicht umsonst ist der Titel von Haraways Text eine Anspielung auf das Kommunistische Manifest. D* Cyborg ist auch Arbeiter*in in der »Hausarbeitsökonomie«, für die unter anderem die Dezentralisierung, Prekarisierung und Dequalifizierung von Arbeit und der Zusammenbruch des Wohlfahrtsstaates kennzeichnend sind. Altbekannte rassistische, sexistische und teilweise auch klassistische Arbeitsteilungen arrangiert die New Economy neu. Cyborg soll die Gesamtheit der Personen, die dieses System aufrechterhalten – von der Reinigungskraft bis zur Designer*in und Wissenschaftler*in – bezeichnen. Es geht darum, eine neue Arbeiter*innenbewegung aufzubauen, die alle Kategorien gegenwärtiger Arbeit umfasst. Und es geht darum, die globalisierte Arbeitsteilung zu verändern.
 - Gerade vor dem Hintergrund von Rassismus, Klassismus und Heterosexismus auch in feministischen Bewegungen und Theorien und der schmerzhaften Erkenntnis der eigenen Täteri*nnenschaft in patriarchalen Herrschaftsverhältnissen – insbesondere der Herrschaft von Frauen über Frauen –, konzipiert Haraway d* Cyborg als eine Figur, die verschiedenen Herrschaftsformen in ihrer wechselseitigen Konstituierung Rechnung tragen soll. D* Cyborg soll gerade der Vorstellung der Trennbarkeit und Einheitlichkeit der Kategorien entgegenwirken. In Auseinandersetzung mit der Arbeit Chela Sandovals wird die Positionierung der *Woman of Color* zu einem herausragendem Beispiel für d* Cyborg als partielle, parteiliche und strategische Identität. Eine *Woman of Color*, so argumentiert Haraway anhand der Beispiele Schwarzer Frauen und Chicanas, lässt

sich keiner Kategorie zuordnen – weder kann eine Woman of Color als Vertreterin eines Geschlechts, noch kann sie als Vertreterin einer ethnisierten oder rassifizierten Gruppe sprechen; beide Kategorien sind so bestimmt, dass eine Woman of Color in diesen unsichtbar gemacht wird.¹ Das Konzept der Women of Color beruht also nicht auf ›natürlicher‹ oder naturalisierter Differenz, es stellt vielmehr für viele Frauen unterschiedlichster kultureller, ethnisierter, rassifizierter und nationaler Herkünfte angesichts ihrer Rassismuserfahrungen eine persönliche und eine politische Notwendigkeit dar, sich miteinander in einer, eben dieser strategischen Position zu verbünden.

- Sandovals Thematisierung der Woman of Color und ihr Konzept des »oppositionellen Bewusstseins« sowie Trinh T. Minh-has Figur d* *inappropriate/d other* bilden die Grundlage für Haraways Entwurf d* Cyborg als *Figuration des Weder-Noch und Beides-Zugleich*. Diese Figuration beschreibt sowohl eine Subjektposition als auch politische Strategie: Cyborgs passen nicht in die Systematik der Herrschaft, lassen sich in Dualismen weder bezwingen noch einfangen, sind aber auch nicht ›reine‹ Differenz. Sie besetzen vielmehr einen Platz, der kein Dazwischen ist, sondern ein Weder-Noch und Beides-Zugleich. Als politische Strategie basiert die Figuration des Weder-Noch und Beides-Zugleich auf bewussten Koalitionen, Affinität und politischer Verwandtschaft.
- D* Cyborg ist keine *autopoietische*, sondern eine *sympoietische* Figur, sie ist stets im Werden und zwar stets im *Zusammenwerden*, das heißt im Austausch mit anderen Akteur*innen, seien diese menschlich, tierisch, pflanzlich, mikrobiell oder maschinisch. Sympoiesis bezeichnet nicht das Zusammenspiel einzelner Teile zu einem großen Ganzen, sondern das gemeinsame Werden der Einzelnen, die intrinsische Verwobenheit mit anderen Entitäten.
- Cyborg ist eine *Erzählung*. Die Figur erzählt eine Geschichte, und sie erzählt diese Geschichte in ungewohnter Weise neu. Deshalb lässt sich d* Cyborg auch nicht fixieren, auch als Erzählung ist si*er unaufhörlich im Werden und nimmt dabei immer neue Gestalten an. D* Cyborg geht davon aus, dass Realität sowohl *imaginär* als auch *materiell* ist, ein Wandel der Realität dementsprechend nur erzielt werden kann, wenn sowohl auf der materiellen als auch auf der imaginären Ebene gearbeitet wird. Technologien sind sowohl materielle Realität als auch kulturelle Fiktion.

In dieser Auflistung wird abermals deutlich, dass das Cyborg-Manifest die Kritik an den Technowissenschaften mit einer feministischen Kritik an Identitätslogiken verbindet, wie sie gerade von Schwarzen, postkolonialen (und) Autorinnen of Color formuliert wurde – kritische Zugänge aus zwei Bereichen, die bis dahin nicht zusammengedacht worden waren. Und Haraway fragt danach, wie es möglich ist, die universalistischen Kategorien Mensch und Maschine zu verlassen und zur Situiertheit der menschlichen wie der nicht-menschlichen Akteur*innen vorzudringen. Dieser Umstand wurde in der Rezeption des Cyborg-Manifestes selten berücksichtigt, meines Erachtens ist dies jedoch einer der wirklich herausragenden Aspekte nicht nur des Manifests, sondern Haraways Arbeit insgesamt. Bereits 1985 – also lange bevor die Debatte um Intersektionalität sich einer breiteren (weißen) feministischen Aufmerksamkeit erfreute – formuliert Haraway im Manifest die politische wie auch theoretische Notwendigkeit, *verschiedene* Herrschaftsformen in ihrer wechselseitigen Konstituie-

rung zu bedenken – und zwar so, wie Schwarze und Chicana-Feministi*nnen dies formulieren. Entsprechend zählen Arbeiten von Audre Lorde, Chela Sandoval und Cherríe Moraga zu den wichtigsten theoretischen Einflüssen auf das Cyborg-Konzept. Als problematisch erweist sich jedoch, dass Haraway *Women of Color* im Manifest als prototypische Cyborgs darstellt – und gerade nicht als Cyborg-Pionierinnen oder –Theoretikerinnen verhandelt. *Woman of Color* erscheint im Manifest so als das ›revolutionäre Subjekt‹ per se – als blieben die Praktiken und Perspektiven der Unterdrückten von denen des unterdrückenden Systems unbeeinflusst. Auf diese Weise werden *Women of Color* zu den romantisierten Unterdrückten, auf die weiße Feminist*innen blicken, weil sie die vermeintlich ›richtige‹ feministische Politik betreiben: Überdies wird im Manifest über *Women* of Color* gesprochen, so dass diese letztlich auf mehreren Ebenen vereinnahmt werden. Ich schlage daher vor, sich – vor allem als weiße Feminist*in – für das eigene Schreiben die von Trinh Minh-ha entwickelte Haltung des *Speaking Nearby*, das Sprechen nahe an etwas oder an welchen entlang, zu erarbeiten. *Speaking Nearby* könnte auch die Auseinandersetzung mit Weißsein als Rassifizierung prononcieren und so dazu beitragen, dass die Unterschiede zwischen verschiedenen *Women* of Color* ebenso wie die Gemeinsamkeiten und Überschneidungen zwischen weißen* und Feministi*nnen of Color, schließlich aber auch die Brüchigkeit der Identifikationen als weiße oder *Woman* of Color* deutlich werden können. In jedem Fall jedoch muss d* Cyborg auch weiterhin als Figur gedacht werden, die in verschiedene, sich wechselseitig konstituierende Herrschaftsverhältnisse verstrickt ist. Das bedeutet auch, dass d* Cyborg nicht – wie häufig der Fall – als weiße Figur konzipiert werden kann, sondern dass gezielt nach Konzepten und Geschichten von d* Cyborg als unterschiedlich rassifizierte gesucht werden muss. Auch wenn dies möglicherweise bedeutet, an dem Anspruch abermals, dafür aber anders, zu scheitern.

Von großer Bedeutung für das Cyborg-Konzept sind die Refigurationen, die Neugestaltungen von Figuren und Erzählungen, sowie das Schreiben als Neu-Erzählen. Was Refiguration bedeuten und was mit dieser Praktik erreicht werden kann, zeigt sich gerade an der Figur d* Cyborg selbst. Vom sich selbst schöpfenden Raumfahrer im Krieg der Sterne über die Kopplung von lebenden und nicht-lebenden Systemen bis hin zur feministischen, antirassistischen Figur – Vorstellungen davon, wer oder was d* Cyborg sein kann, haben sich entscheidend gewandelt, weil die Figur, von Haraway und vielen anderen, allen voran vielen SF-Autor*innen, nicht den Technowissenschaften überlassen, sondern in einen anderen Kontext gestellt und mit anderen Bedeutungen und Geschichten versehen wurde. Die Refiguration d* Cyborg funktioniert wie im Beispiel von Ursula Le Guins »Tragetaschentheorie« – der »Carrier Bag Theory of Fiction«. Le Guin will verändern, welche Geschichten wir wem und zu welchem Zweck über die menschliche Evolution und ›Natur‹ erzählen: anstelle von Waffen und Werkzeugen erklärt sie Tragetaschen zum entscheidenden Motor der Evolution. In Anlehnung an diese Theorie bestimmt Haraway Technologien und Wissenschaften als »kulturelle Tragetasche« neu. Neue Geschichten in den Technowissenschaften zu schreiben bedeutet, die Voraussetzungen und Bedingungen dieser Geschichten neu zu konfigurieren: Welche* tauchen als Handelnde auf, wie ist die Handlung strukturiert, welche Arten von Handlungen zählen dazu, welche und wie viele Ebenen von Bedeutung können in Erscheinung treten?

Schreiben, das sich auch sprachlich der Logik des Einen widersetzt, um Dualismen unaufhörlich zum Stolpern zu bringen, ist eine weitere bedeutende Cyborgtech-

nologie. Eine poetische Sprache, die darum bemüht ist, zu reformulieren, zu erfinden und unerschöpflich mit Bedeutungen zu spielen – auch, um sich einer Schließung von Bedeutung zu widersetzen.

Es gibt jedoch auch einige, meiner Ansicht nach richtungsweisende Aspekte d* Cyborg, die im Manifest unerforscht bleiben:

- Cyborg als nicht-binäre geschlechtliche Existenzweise
- Cyborg als *queere* Figur
- Cyborg als Figur einer Crip Future
- SF-Autor*innen als Cyborg-Theoretiker*innen beziehungsweise deren Gedankenexperimente der *SF als Cyborgtheorie*
- Das Potenzial des *Noch-Nicht-Geschehenen* wie auch des *Noch-Nicht-Bewussten* für d* Cyborg
- Alternativen zur Gegenwart (in der SF)
- Das Potenzial der imaginativen Auffassungskraft

Gerade für die Vertiefung der performativen Kraft des Erzählens habe ich Beispiele aus der SF aufgegriffen. Was genau SF ist und wofür die Abkürzung steht, ist – wie deutlich geworden ist – eine unabgeschlossene Diskussion. Soll diese SF nicht allein als formaler und ästhetischer, sondern auch als sozialer und politischer Modus des Schreibens betrachtet werden, ist es hilfreich, diese als historisch geworden und veränderbar zu betrachten. Hier ist gerade die Frage nach dem S in der SF, also wofür dieses steht – ob nun für *Science* oder für *speculative* – und was mit *Science*, also Wissenschaft, in dem Zusammenhang gemeint ist und welche Wissenschaften hier als ›zulässig‹ gedacht werden, von Bedeutung dafür ist, welche Werke als SF gelten. So ist kaum erstaunlich, dass Frauen, feministischen, Schwarzen und Autor*innen of Color häufig abgesprochen wurde (und bis heute immer wieder abgesprochen wird), SF zu schreiben. Umgekehrt forder(te)n manche feministische (und) Autor*innen of Color gerade den Wissenschaftsbegriff des Malestream der SF heraus. Als Überbegriff für die verschiedenen Formen der Phantastik wird häufig der Begriff der Speculative Fiction verwendet. Die für die Geschichte wie auch die Definition der SF bedeutende Herausgeberin und Autorin Judith Merrill bestimmte Speculative Fiction bereits in den 1960er Jahren – wenn auch gerade nicht als Überbegriff – als spezifischen Modus, dessen Ziel und Zweck es sei, in literarischen Gedankenexperimenten zu forschen, herauszufinden, in Erfahrung zu bringen.

Mein Interesse galt in dieser Arbeit jedoch keiner weiteren Definition der SF, sondern der SF als Form des Schreibens, in der die dargestellte Welt im Prozess des Lesens überhaupt erst geschaffen wird – das heißt als Form, in der nichts vorab gegeben ist – weder in welcher Welt die Handlung stattfindet, noch welche und wie viele Geschlechter es dort gibt, noch in welchem Verhältnis diese zueinander stehen, noch wie Reproduktion und Sorgearbeit organisiert ist, noch irgendein anderes ›immer schon‹ fixiertes Vorverständnis. Darüber hinaus halte ich SF für gesellschaftstheoretisch relevant, weil hier Alternativen zur Gegenwart und Vorstellungen von Zukunft entwickelt werden – über die zu verfügen für gesellschaftliche Gruppierungen, politische Bewegungen wie auch für jede*n Einzelne*n von Bedeutung ist. Denn nur mit möglichst klaren Vorstellungen von den vielen Möglichkeiten, die die Zukunft bringen

kann, wird nicht einer beliebigen entgegengegangen, sondern lassen sich bestimmte gezielt anstreben.

Um SF als ästhetischer Form gerecht zu werden, ist es jedoch notwendig, sich damit auseinanderzusetzen, wie diese beschaffen ist und in welcher Tradition sie steht. So beharrt Delany darauf, dass SF keine Literatur ist, sondern historisch gerade das konstitutive Außen eines modernen Verständnisses von Literatur bildete. Er schlägt daher vor, SF als Modus des Schreibens und Art des Lesens zu verstehen. Für diese ist von Bedeutung, dass Sprache hier wortwörtlich ausgelegt wird. Entsprechend werden Sätze in der SF anders gelesen als beispielsweise im bürgerlichen Roman. Sätze, die in ›profaner‹ Literatur keinen Sinn ergeben, beschreiben in der SF ein Ereignis, das nicht geschehen ist und doch im Rahmen des physikalisch Erklärbaren interpretiert werden muss. Sie markieren den Unterschied zwischen der empirischen Welt, die uns umgibt, und der fiktiven Welt des SF-Romans. Entsprechend müssen (und können!) Leser*innen sich die Welt der Erzählung in der Lektüre zunächst – lustvoll – Satz für Satz erschließen. Worte und Ausdrücke, die in der semantischen Ordnung der Leser*innen entweder nicht sinnvoll sind oder nicht vorkommen, fordern diese dazu auf, Erwartungshaltungen und bekannte Muster aufzubrechen.

Für die SF ist weiterhin kennzeichnend, dass sie von Ereignissen erzählt, die nicht geschehen sind – also auch Ereignissen, die geschehen könnten oder noch geschehen werden. Sie erzählt von einer Potenzialität. Damit unterscheidet sich die SF fundamental von anderen Modi des Schreibens, denn im Unterschied zum Begriff des Möglichen, will jener der Potenzialität einen außergewöhnlichen Modus des Nichtseins repräsentieren, wie Muñoz (2009) in Auseinandersetzung mit Blochs (1985 [1959]) Utopiebegriff herausstellt. Als etwas, das gegenwärtig ist, in der Gegenwart aber noch nicht tatsächlich existiert, weist Potenzialität auf einen Horizont des Möglichen – und bietet so die Voraussetzung dafür, Veränderung überhaupt denken zu können. Muñoz knüpft hier insbesondere an Blochs Begriff des »Noch-Nicht-Bewussten« an, der etwas in der Gegenwart angelegtes und auf die Zukunft verweisendes beschreibt, welches auf die Möglichkeit von Alternativen – gerade zu Kapitalismus und Heteronormativität – verweist. Für Repräsentationen von Geschlecht, Sexualität und Rassifizierung kommt dem »Noch-Nicht-Bewussten« besondere Bedeutung zu, es steht hier für den Entwurf vielfältigen geschlechtlichen Existenzweisen, die gelebt, verkörpert, erfahren werden, häufig aber noch nicht erfasst werden können. SF kann ein Weg sein, diese greifbar und erfahrbar zu machen und den queeren Horizont in der Gegenwart zu erkennen zu geben. Entsprechend hat die kritische Beschäftigung mit SF diese von Anbeginn an als *kreative* Form der Gesellschaftskritik verstanden, für die nicht zuletzt die Exposition der gesellschaftlichen Verfasstheit wie auch die Relativierung der Gegenwart wichtige Werkzeuge darstellen. Die Gedankenexperimente der SF stellen eine spekulative Form des Theoretisierens in Form von Erzählkunst dar. Politische Konzepte und Anliegen verbinden sich hier mit der Kreativität der Imagination – und in eben dieser Verbindung, als kreativer und visionärer Ausdruck, kann SF potenziell eine breite Leser*innenschaft verführen, berühren und in andere Welten verstricken. Für d* Cyborg ist SF darüber hinaus von Bedeutung, weil sie den Affekt auslösen kann, etwas völlig Unbekanntes, sobald es benannt wurde, bekannt und vertraut erscheinen zu lassen – einfach weil verständlich ist, wie es funktioniert. Und weil SF inhaltlich häufig mit dem Unvertrauten beschäftigt ist, kann sie potenziell den Dualismus von Fremden und Vertrauten auch *formal* verrücken.

In dieser Arbeit wurde SF als Modus des Schreibens dargestellt, den feministische, lesbische, schwule, queere, Schwarze und ofColor Autor*innen, Herausgeber*innen, Kritiker*innen und Fans von Beginn an in bedeutender Weise mitgestalteten. Gerade auch als Cyborg-Theoretiker*innen haben sich nicht nur weiße Autoren betätigt. Der Beitrag von Schwarzen und Autor*innen of Color zur SF wird systematischer erst seit rund 20 Jahren erforscht, es ist jedoch bereits deutlich geworden, dass es diesen immer schon gab. Und dass die Wahrnehmung der Präsenz dieser Autor*innen auch mit der Bestimmung der SF selbst zusammenhängt. Ebenso schreiben Frauen SF, seit es SF gibt – selbst in den Pulpes der 1930er Jahre waren bereits viele Autorinnen vertreten, die in der Malestream-Geschichtsschreibung der SF unterschlagen wurden und bis heute immer wieder werden. Aufgrund der häufigen Verwendung von Pseudonymen sowie der mitunter ausschließlich postalischen Kontakte zwischen Herausgeber*innen und Autor*innen lässt sich letztlich nicht sagen, wie viele Frauen, Schwarze (und) Autor*innen of Color historisch SF publiziert haben – oder aktuell in Zeiten elektronischer Kommunikation publizieren. Die Darstellung der SF als weiß und männlich – sei es in kritischer Absicht oder implizit – ist jedoch schlicht unrichtig. Begann die systematischere Forschung zu Beiträgen Schwarzer und Autor*innen of Color erst gut dreißig Jahre nach der ersten Welle des Afrofuturismus und gut fünfzig Jahre nach der Formierung der Bürgerrechtsbewegung in den USA in den 2000er Jahren, werden die Beiträge von Frauen seit der Entstehung der SF-Feminismen, also seit Beginn der Frauen- und Lesbenbewegung in den späten 1970er Jahren erkundet. Für die Entwicklung der SF(-Feminismen) waren und sind nicht allein Autor*innen und Verlage, sondern auch Herausgeber*innen, Diskussionen, Tagungen, Conventions, wie gerade die WisCon, Auszeichnungen, Magazine und nicht zuletzt Leser*innen und Fans von großer Bedeutung.

SF-Feminismen ermöglichen es, andere Welten zu erlesen und zu erleben, Welten ohne Herrschaft, ohne Patriarchat, Kapitalismus, Rassismus, Kolonialismus, Zweigeschlechtlichkeit ... und diese alternativen Welten können geteilt und besprochen werden – darin liegt ihr enormes Potenzial. Schreiben ist hier eine Praxis der Freiheit – und darin liegt zu einem Teil auch das Vergnügen an deren Lektüre. Umgekehrt fördern das Lesen und die Diskussion der SF-Feminismen wiederum die Bildung einer feministischen Community: SF-Feminismen sind also eine »sympoietische Praktik«. Die Gedankenexperimente der SF-Feminismen greifen Debatten und Konzepte feministischer Theorien auf und erforschen diese in ihren imaginären Entwürfen. So können sie theoretische Diskussionen auf kreative, imaginative Weise im Detail erforschen, kritisieren, ergänzen, in neue Richtungen lenken. SF-Geschichten können darüber hinaus beim Lesen erfahrbar machen, *wie eine andere Welt gelebt, gefühlt, erfahren wird*. Die fiktive Welt sickert in das Unbewusste ein und wird Teil der Erfahrungen von Welt. Ein wesentlicher Vorteil der SF gegenüber der Theorie ist, dass sie leichter zugänglich ist. SF-Erzählungen erreichen andere und wesentlich mehr Leser*innen als theoretische Texte oder politische Schriften. Inhaltliche Schwerpunkte der SF-Feminismen überschneiden sich größtenteils mit den Diskussionen in feministischen Bewegungen, besondere Bedeutung kommt jedoch der Beschäftigung mit Geschlechtern, Sexualitäten, Liebes- und Beziehungsformen, Begehren, Reproduktion und alternativen Gesellschaftsformen zu. Vom Malestream der SF unterschieden sie sich inhaltlich vor allem durch die differenzierte Exploration von Körpern und Materialität. Darüber hinaus liegt ein wesentlicher Beitrag der SF zu den Feminismen in der

Arbeit an Sprache. Deren buchstäbliche Verwendung verleiht ihr wieder einen Gebrauchswert, beispielsweise im Finden angemessener, nicht sexistischer, klassistischer, ableistischer oder rassistischer Bezeichnungen. Sie zeigen, dass auch andere gesellschaftliche Vorstellungen einer Personengruppe oder eines Sachverhalts möglich sind.

Auch die im Cyborg-Manifest ausgeklammerten Vorstellungen von d* Cyborg als nicht-binärer geschlechtlicher Existenzweise, als queerer und als rassifizierter Figur wurden und werden vorzugsweise in den SF-Feminismen entwickelt. Marge Piercy *He, She and It* stellt hierfür ein herausragendes Beispiel dar. Darüber hinaus führt Piercy vor, was Remythologisierung, Geschichten und das Neuschreiben von Figuren – für den Golem und für d* Cyborg – bedeuten kann. In *He, She and It* wird nicht die eine, sondern es werden *verschiedene* Weisen, als Cyborg zu existieren, beschrieben. Jede dieser Figuren wird als multiple und in sich widersprüchliche wie auch strittige dargestellt. Die geschlechtliche Existenzweise der Cyborgs erkundet Piercy in der Beschreibung von deren (Selbst)Repräsentation, Verhalten, Fühlen, in Auseinandersetzung mit Geschlechternormen und -stereotypen sowie gerade auch im Verhältnis zu anderen (Cyborg-)Figuren. Um Geschlechter jenseits einer dualistischen Struktur, also jenseits von Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität, darzustellen, verfolgt sie sehr unterschiedliche Strategien: Im Close Reading ließen sich diese nachvollziehen und analysieren, welche Darstellungsweise welche Effekte hat, wie es gelingen kann, alternative Geschlechter und Sexualitäten zu beschreiben und welche Strategien hierbei warum scheitern. Darüber hinaus erwies sich hier die Bedeutung des Reading, des Lesens, für das Erkennen alternativer geschlechtlicher Existenzweisen. Es bedarf nicht nur der Darstellung nicht-binärer, queerer Cyborg-Figuren, sondern es bedarf auch eines queeren Lesens und/oder eines Lektüreverfahrens des Cyborgism (vgl. Mason 1995). Und schließlich zeigte das Close Reading von *He, She and It*, dass die Bedeutung des jüdischen Kontextes dieses Romans – außer in den wenigen vorliegenden Betrachtungen, die eben diesen zum Thema haben – bislang keinerlei Beachtung geschenkt wurde. Dem Anspruch, verschiedene Formen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen in ihrer wechselseitigen Konstituierung zu untersuchen, wie dieser in den letzten Jahren in feministischen Diskussionen verstärkt eingefordert wurde, werden diese Analysen folglich nur teilweise, letztlich jedoch ungenügend gerecht. Das Beispiel der Jüdischkeit, die sich weder in Religion, noch in Ethnisierung oder Rassifizierung, noch in Kultur, noch in individueller Identifikation erschöpft, zugleich aber großen Einfluss auf Geschlecht, Sexualität und Rassifizierung hat, zeigt, dass Analysen der verschiedenen Herrschaftsformen in ihrer wechselseitigen Konstituierung Gefahr laufen, den Blick zu schematisch auf bestimmte Herrschaftsformen – wie Geschlecht, Sexualität, Rassifizierung, Klasse – zu richten. Hier ist Offenheit und Aufmerksamkeit für verschiedene, gerade auch gesellschaftlich häufig ausgeblendete Formen von Macht und Herrschaft wie auch der Identifikation dringend geboten. Und hierfür kann ein Close Reading, das sich zusätzlich Anregungen bei Trinhs »Speaking Nearby« holt, ein vorzügliches Werkzeug darstellen.

Was die Zukunft anbelangt ...

Für die weiterführende Forschung scheint mir – nicht zuletzt angesichts von Techniken wie *Genome Editing* und Gendesign, angesichts eines Abbaus des Wohlfahrtsstaates und dem Erstarken (neo)faschistischer rund rechtspopulistischer Bewegungen – eine Frage besonders dringlich: Wie lässt sich die Figur d* Cyborg ebenso wie das spekulative Potenzial der SF nutzen, um nicht – wie in den Phantasien des (Post- und) Transhumanismus – technologisch ›verbesserte‹ Menschen, sondern vielmehr technologisch unterstützte inklusive Gemeinschaften zu erkunden? Wie lässt sich d* Cyborg einsetzen, um nicht-normative Körper und mentale sowie neuronale Verfasstheiten zu denken? Und wie lässt sich über angemessene Kontexte für verschiedenste Körper spekulieren? Welche Welten wären geeignet, verschiedensten Körpern gemeinsam ein ihnen angemessenes Leben zu ermöglichen? Letztlich: Wie kann Technologie ›uns‹ dabei unterstützen, tatsächlich inklusive Gemeinschaften aufzubauen – für alle Körper und für alle mentalen und neuronalen Verfasstheiten? Das heißt, meines Erachtens ist es gerade angesichts aktueller technologischer und gesellschaftlicher Entwicklungen von Bedeutung, an der Verknüpfung d* Cyborg mit Queer, Crip und Disability Studies weiterzuarbeiten. Mika Mursteins »Gedankensammlung zu Anti/Ableismus« (2018) ist ein wichtiger Schritt in diese Richtung. Darüber hinaus halte ich die von Mia Mingus (2010 und 2011) formulierten Begriffe der »Access Intimacy« und der »Crip Solidarity« hilfreich, um in Richtung einer Crip Future für d* Cyborg zu denken.

Darüber hinaus lässt sich in der SF beobachten, dass gerade Schwarze und postkoloniale feministische, queere Autor*innen in der letzten Dekade mit interessanten und brillanten Werken überzeugen (vgl. Fink 2019). Die *Broken-Earth*-Trilogie (*The Fifth Season*, 2015, dt. 2018 von Susanne Gerold, *Zerrissene Erde*; *The Obelisk Gate*; 2016; *The Stone Sky*, 2017) der Schwarzen SF-Autorin N. K. Jemisin untersucht, wie sich strukturelle Gewalt in minorisierte Gruppen – individuell wie kollektiv – einnistet. Jemisin beschreibt, wie diese dennoch, selbst in einer scheinbar untergehenden Welt, weiterleben, und dass ihr Leben trotzdem nicht allein aus Kampf besteht. 2018 gewann Jemisin für diese Trilogie als erste Autor*in überhaupt zum dritten Mal in Folge einen der wichtigsten SF-Preise, den von den Leser*innen (und nicht einer Jury) verliehenen Hugo Award – obwohl in den vergangenen Jahren von den *Sad* und den *Rabid Puppies* (vgl. Kapitel 4.1.5.) wiederholt Versuche unternommen wurden, Werke von Frauen, Queers und Autor*innen of Color zu verhindern. In ihrer Dankesrede hält Jemisin daher fest, dass in der SF »endlich, wenn auch widerwillig, eingestanden wird, dass die Träume Marginalisierter von Bedeutung sind und dass alle eine Zukunft haben« (Jemisin 2018).

Insofern seien abschließend die in den letzten Jahren entstehenden feministischen queeren postkolonialen Cyborgs, die zu erforschen ein weiteres wichtiges und lohnendes Forschungsfeld darstellt, zumindest kurz erwähnt. Diese fordern auf höchst spannende und ästhetisch anspruchsvolle Weise okzidentale und koloniale Betrachtungen von Technologie heraus. Etwa wenn Larissa Lai chinesisch-kanadische lesbische Protagonistin in *When Fox is a Thousand* zentrale Szenen des für den SF-Film bestimmen-

den *Blade Runner* immer wieder ansieht und dabei dessen Orientalismus, stellvertretend für den gesamten Cyberpunk, offenlegt – und letztlich den Orientalismus ›westlicher‹ Gesellschaften. Nalo Hopkinson schafft in *Midnight Robber* nicht nur höchst interessante Cyborgfiguren; die queere afro-karibisch-kanadische Autor*in untersucht, wie wir Technologie denken. Viele Geschichten über Technologien wie auch die Begriffe und Paradigmen, die wir für sie verwenden, beziehen sich auf die griechische und römische Mythologie und Sprache, so Hopkinson in einem Interview (2000b). Damit gestalteten wir jedoch nicht nur die Bezeichnungen, sondern auch die Art der Technologie, die wir schaffen. Hopkinson platziert als ›Andere‹ Markierte im Zentrum ihrer Geschichten und erzählt von deren Leben und Anliegen. Von dort aus – der zentralisierten ›Peripherie‹ quasi – fragt sie danach, welche Art Technologie afrikanische Diaspora-Kulturen schaffen und welche Geschichten diese über ihre Technologien erzählen würden. Ihre Cyborg-Welt basiert also auf dem Wissen und den Techniken jener, die in ›westlichen‹ Denktraditionen als ›Andere‹, als primitiv und definitiv nicht technologisch versiert dargestellt werden. Ihre Cyborg-Welt läuft daher nicht Gefahr, die dominante Weltordnung zu reproduzieren, wie von Chela Sandoval in ihrer Replik auf das Cyborg-Manifest befürchtet:

If cyborg consciousness is to be considered as anything other than that which replicates the dominant global world order, then cyborg consciousness must be developed out of a set of technologies that together comprise the methodology of the oppressed, a methodology that can provide the guides for survival and resistance under first world transnational cultural conditions (Sandoval 1995, 408).

Die Verbindung einer Kritik an den Technowissenschaften mit queer_feministischen postkolonialen Theorien erhält hier eine völlig neue Gewichtung und eine neue Perspektive. Ein Kommunikationsgerät, das sieht und hört, heißt in *Midnight Robber* »four-eye,« buchstäblich Seher*in. Die künstliche Intelligenz, die alle Menschen eines planetarischen Systems beschützt, wird zu »Granny Nanny«, nach der Arbeiterin und Magierin, die in Jamaika eine Anführerin der *Maroons* – entfloherer Versklavter – war. Auch wenn Granny Nanny alles sieht, sagt sie nicht alles weiter, nur wenn die Sicherheit einer Person gefährdet ist. Granny Nannys Überwachung sei, so Hopkinson, daher eher fürsorglich, was manchmal eine gute Sache und manchmal eben erdrückend sei. Geschrieben ist der Roman in einem von ihr erfundenen Creole. Damit verortet sie ihre Geschichte wie auch deren Protagonist*innen auch sprachlich außerhalb Europas und des ›Westens‹. Darüber hinaus verweist sie auf diese Weise abermals auf die Geschichte der Sklaverei: Die Creole-Sprachen entstanden im europäischen Sklavenhandel, sie wurden von afrikanischen Versklavten entwickelt, die gezwungen wurden, ihre eigene Sprache aufzugeben. Creole ist also als »part enforced compliance, part defiance, and whole lot of creativity« zu verstehen (Hopkinson und Nelson 2002, 102).² Hopkinsons Cyborgs verschmelzen Mensch und Maschine ebenso wie Mensch und Tier – eine Form d* Cyborg, die noch viel zu wenig beleuchtet wurde. An der folgenden Stelle beispielsweise beschreibt die Schwarze (gender)queere Protagonistin Tan-Tan, die zu dem Zeitpunkt noch ein Kind ist, ihre erste Begegnung mit Chichibud, eine* tierische Alien Cyborg, die in Anlehnung an eine mythologischen Figur entworfen ist, von der in Trinidad und Tobago erzählt wird:

The creature was only about as tall as she. It smelt like leaves. Its head was shaped funny; long and narrow like a bird's. It was ugly for so! Its eyes were on either side of its head, not in front of its face like people eyes. It had two arms like them, with hands. Each hand had four fingers with swollen fingertips. Slung across its leathery chest was a gourd on a strap. It carried a slingshot in one hand and had a pouch round its waist. It wore no clothing, but Tan-Tan couldn't see genitalia, just something looking like a pocket of flesh at its crotch. A long knife in a holder was strapped onto one muscular thigh. But it was the creature's legs that amazed Tan-Tan the most. They looked like goat feet; thin and bent backwards in the middle. Its feet had four long toes with thick, hard nails. »Eshu,« she muttered, »a-what that?« (*Midnight Robber*, 92)

So führt Hopkinson in *Midnight Robber* in einzigartiger Weise vor, wie Dualismen unterlaufen werden können. Und sie zeigt, dass das Cyborguniversum nicht nur ein »endgültiges Koordinatensystem der Kontrolle« und »die endgültige Abstraktion« bedeuten kann oder muss, sondern auch »gelebte soziale und körperliche Wirklichkeiten, in der keine*r mehr die Verbundenheit und Nähe zu Tieren und Maschinen zu fürchten braucht und niemand mehr vor dauerhaft partiellen Identitäten und widersprüchlichen Positionen zurückschrecken muss« (CM, 40). Und schließlich rückt Hopkinsons »etwas perverser Wechsel der Perspektive« (ebd.) die verschattete Seite des Dualismus ins Zentrum des Universums.

Anmerkungen

- 1 Dass Schwarze Frauen in den USA aus der Kategorie der Schwarzen (Amerikaner*innen) herausfallen, zeigte sich in jüngster Vergangenheit beispielsweise im Rahmen der *Black-Lives-Matter*-Bewegung. Diese wurde ins Leben gerufen angesichts des Freispruchs eines Mitglieds einer ›Nachbarschaftswache‹, der einen unbewaffneten Schwarzen Schüler in Florida erschossen hatte, wie er behauptet ›in Notwehr‹. *Black Lives Matter* wurde – maßgeblich von Frauen – ins Leben gerufen, um der willkürlichen wie strukturellen Gewalt und dem systemischen Rassismus gegenüber Schwarzen (Amerikaner*innen) entgegenzutreten. Thematisiert werden vor allem die Tötungen Schwarzer durch ›Gesetzhüter*innen‹, Racial Profiling, Polizeigewalt und deren strafrechtliche Folgenlosigkeit. Allerdings – so wurde verschiedentlich kritisiert – wird sowohl von *Black Lives Matter* als auch von der breiten Öffentlichkeit vor allem die Tötung männlicher Schwarzer Amerikaner*innen wahrgenommen, weibliche Opfer kommen kaum vor. Der unter anderem von Kimberlé Crenshaw gegründete Thinktank African American Policy Forum initiierte daher den Hashtag #*Say Her Name* als »movement that calls attention to police violence against Black women, girls and femmes, and demands that their stories be integrated into calls for justice, policy responses to police violence, and media representations of police brutality« (<http://aapf.org/about-the-campaign>; zuletzt aufgerufen: 26.7.2019), das einen intersektionalen Ansatz verfolgt. (Vgl. <https://blacklivesmatter.com> sowie den Report des African American Policy Forums und des Center for Intersectionality and Social Policy Studies: http://static1.squarespace.com/static/53f20d90e4bob80451158d8c/t/560c068ee4boaf26f72741df/1443628686535/AAPF_SMN_Brief_Full_singles-min.pdf; alle zuletzt aufgerufen: 26.7.2019)
- 2 Dass der Roman in einem eigenen Creole geschrieben ist, macht seine Übersetzung enorm schwierig. Hopkinson verweist im Gespräch mit Alondra Nelson interessanterweise darauf, dass der Roman sich möglicherweise gut ins Jiddische übersetzen ließe. (Hopkinson und Nelson 2002, 103)

Literatur

- Achtelik, Kirsten (2017): »Gentechnik gegen Erbkrankheiten. Don't believe the hype.« *die tageszeitung* am 3.8.2017, online: <https://taz.de/Gentechnik-gegen-Erbkrankheiten!/5432390> (zuletzt aufgerufen: 4.6.2021)
- Adams, Willi Paul, Hrsg. (1977): *Die Vereinigten Staaten von Amerika*. Fischer Weltgeschichte, Band 30. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag
- Ahern, Steven (2019): »A Feel for the Text.« In: ders. (Hg.): *Affect Theory and Literary Critical Practice*. Cham, Schweiz: Palgrave Macmillan, 1–21
- Anolik, Ruth Bienstock (2000): »Reviving the Golem: Cultural Negotiations in Ozick's *The Puttermesser Papers* and Piercy's *He, She and It*.« In: *Studies in American Jewish Literature*, Vol. 19, 37–48
- Anzaldúa, Gloria (1987): *Borderlands/La Frontera-The New Mestiza*. San Francisco: Aunt Lute Books
- Attebery, Brian (2002): *Decoding Gender in Science Fiction*. London, New York: Routledge
- Atwood, Margaret (1987 [1985]): *The Handmaid's Tale*. London: Virago;
dt. 1989 von Helga Pfetsch: *Der Report der Magd*. Frankfurt/Main: Fischer
- (2011): *In Other Worlds. SF and the Human Imagination*. New York u. a.: Doubleday
- Bandau, Anja (2001): »Ist die Mestiza auch Cyborg? Utopische Konzepte im Chicano/a-Diskurs.« In: Anja Bandau, Andrea Kinsky-Ehritt (Hg.): *Verkörperungen. Über die allmähliche Verfertigung der Geschlechter*. Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung 1–2/2001, 67–74
- Barr, Marleen S. (Hg.) (1987): *Alien to Femininity. Speculative Fiction and Feminist Theory*. New York u.a.: Greenwood Press
- (1987): *Future Females. A Critical Anthology*. Bowling Green, Ohio: Bowling Green State University Popular Press
- (2000): *Future Females: The Next Generation*. New York: Rowman & Littlefield
- Barthes, Roland: (2010 [1957]): *Mythen des Alltags. Vollständige Ausgabe*; dt. von Horst Brühmann, Berlin: Suhrkamp
- Battegay, Caspar (2018): *Geschichte der Möglichkeit. Utopie, Diaspora und die »jüdische Frage«*. Göttingen: Wallstein Verlag
- Becker-Schmidt, Regina (1994): »Computer Sapiens. Problemaufriß und sechs feministische Thesen zum Verhältnis von Wissenschaft, Technik und gesellschaftlicher Entwicklung.« Vortragsmanuskript
- Bergemann, Ulrike (2004): »Von Schiffen und Schotten: Der Auftritt der Kybernetik in der Medienwissenschaft.« *MEDIENwissenschaft Rezensionen*, Heft 1. Marburg: Schüren, 28–40; online: <https://archiv.ub.uni-marburg.de/ep/0002/article/view/1858/1768> (zuletzt aufgerufen: 13.7.2019)
- Bickford, Donna M. (2019): *Understanding Marge Piercy*. Columbia, South Carolina: The University of South Carolina Press
- Bloch, Ernst (1985 [1959]): *Das Prinzip Hoffnung. Kapitel 1–32* (Werkausgabe Band 5). Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Booker, M. Keith (1994): »Woman on the Edge of a Genre. The Feminist Dystopias of Marge Piercy.« *Science Fiction Studies* No. 64, Volume 21, Part 3, 337–350; online: www.depauw.edu/sfs/backissues/64/booker.htm (zuletzt aufgerufen: 25.5.2021)
- Boone, Joseph Allen (1998): *Libidinal Currents: Sexuality And The Shaping of Modernism*. Chicago: University of Chicago Press
- Bould, Mark (2009): »Introduction. Rough Guide to a Lonely Planet, from Nemo to Neo.« In: Mark Bould und China Miéville (Hg.): *Red Planets. Marxism and Science Fiction*. Middletown, Conn.: Wesleyan University Press, 1–26

- Bould, Mark und Sheryl Vint (2008): »there is no such thing as science fiction.« In: James Gunn, Marleen Barr und Matthew Candelaria (Hg.): *Reading Science Fiction*. New York: Palgrave, 43–54
- Boyarin, Daniel (2009): »Unheroic Conduct: The Rise of Heterosexuality and Jewish Masculinity.« In: Björn Krondorfer (Hg.): *Men and Masculinities in Christianity and Judaism: A Critical Reader*. London: SCM, 79–95
- Boyarin, Daniel, Daniel Itzkovitz und Ann Pellegrini (2003): »Strange Bedfellows: An Introduction.« In: dies. (Hg.): *Queer Theory and the Jewish Question*. New York: Columbia University Press, 1–18
- Braun, Kathrin (1998): »Mensch, Tier, Schimäre: Grenzaufösungen durch Technologie.« In: Gudrun-Axeli Knapp (Hg.): *Kurskorrekturen: Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*. Frankfurt/Main: Campus, 153–177
- Bühler, Benjamin (2004): *Lebende Körper: biologisches und anthropologisches Wissen bei Rilke, Döblin und Jünger*. Würzburg: Königshausen & Neumann
- Bukatman, Scott (1993): *Terminal Identity. The Virtual Subject in Postmodern Science Fiction*. Duke University Press
- Buran, Sümeýra (2014): *TechnoFeminist Science Fiction*. New York: Addleton Academic Publishers
- Butler, Judith (1993): *Bodies that Matter. On the Discursive Limits of ›sex‹*. New York: Routledge
- Butler, Octavia (1996): *Bloodchild and Other Stories*. New York, Seven Stories Press
- Cadigan, Pat (1989): »Pretty Box Crossover.« In: dies.: *Patterns*. New York: TOR, 127–138
- Cadora, Karen (1995): »Feminist Cyberpunk.« In: *Science Fiction Studies*, Vol. 22, No. 3, 357–372
- Calvert, Bronwen (2005): »Cyborg Utopia in Marge Piercy's Body of Glass.« In: *Foundation: The International Review of Science Fiction*, Vol. 34, No. 95, 52–61; online: www.academia.edu/538594/Cyborg_Utopia_in_Marge_Piercys_Body_of_Glass (zuletzt aufgerufen: 25.5.2021)
- Calvin, Ritch (2012): »Feminist Science Fiction.« In: Lars Schmeink (Hg.): *A Virtual Introduction to Science Fiction*, 1–14; online: <http://virtual-sf.com/wp-content/uploads/2013/07/Calvin.pdf>, (zuletzt aufgerufen: 25.5.2021)
- (2016): »Introduction: The SF Aesthetics of Judith Merrill.« In: ders. (Hg.): *The Merrill Theory of Lit'ry Criticism: Judith Merrill's Nonfiction*. Seattle: Aqueduct Press (E-Book)
- Castro Varela, María do Mar und Alisha M.B. Heinemann (2016): *Ambivalente Erbschaften. Verlernen erlernen! Zwischenräume #10*, Hg. von trafo.K. Wien: Büro trafo.K
- Castro Varela, María do Mar und Nikita Dhawan (2005): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: transcript
- Cataneo, Emily (2017): »An Interview with Marge Piercy.« *Blog des Jewish Women's Archive*; online: <https://jwa.org/blog/interview-with-marge-piercy> (zuletzt aufgerufen: 5.6.2021)
- Clarke, Adele und Donna Haraway (Hg.) (2018): *Making Kin Not Population: Reconceiving Generations*. Chicago: Prickly Paradigm Press
- Christie, John R. R. (1993): »A Tragedy for Cyborgs.« In: *Configurations* Vol. 1, No. 1, 171–196
- Cixous, Hélène; (1981 [1975]): »Sorties«. Engl. von Ann Liddle. In: Elaine Marks und Isabelle De Courtivron (Hg.): *New French Feminisms*. New York: Schocken Books, 90–96
- Clynes, Manfred E. und Nathan S. Kline (1995 [1960]): »Cyborgs and Space.« In: Gray/Figueroa-Sarriera/Mentor (Hg.) (1995), 29–33
- Clynes, Manfred E. (1995 [1970]): »Cyborg II. Sentic Space Travel.« In: Gray/Figueroa-Sarriera/Mentor (Hg.) (1995), 35–42 (geschrieben 1970 auf Einladung der Zeitschrift *Astronautics*, jedoch nicht erschienen)
- Cortiel, Jeanne (1999): *Demand My Writing. Joanna Russ/Feminism/Science Fiction*. Liverpool: Liverpool University Press
- (2005): »Joanna Russ: *The Female Man*«. In: David Seed (Hg.): *A Companion to Science Fiction*, Malden, MA u. a.: Blackwell Publishing, 500–511

- Costa, Sergio (2012): »Essentialismuskritik, transnationaler Antirassismus, Körperpolitik. Paul Gilroy und der Black Atlantic.« In: Julia Reuter und Alexandra Karentzos (Hg.): *Schlüsselwerke der Postcolonial Studies*. Wiesbaden: VS Verlag, 153–163
- Csicery-Ronay, Istvan, Jr. (1991): »Cyberpunk and Neuromanticism.« In: Larry McCaffery (Hg.): *Storming the Reality Studio*. Durham: Duke University Press, 183–93
- (2008): *The Seven Beauties of Science Fiction*. Middleton: Wesleyan University Press
- Culler, Jonathan (2010): »The Closeness of Close Reading.« In: *ADE Bulletin*, 149, 2010, 20–25
- Currier, Dianne (2003): »Feminist technological futures: Deleuze and body/technology assemblages.« In: *Feminist Theory* 3, 321–338
- Daniel, Antje und Christine Klapeer (2019): »Wider den Utopieverdruss. Queer_feministische Überlegungen zum Stand der Debatte.« In: *Femina Politica* 1/2019, 9–31
- Deery, June (1994): »Ectopic and Utopic Reproduction: He, She and It.« In: *Utopian Studies*, Vol. 5, No. 2, 36–49
- (2000): »The Biopolitics of Cyberspace: Piercy Hacks Gibson.« In: Marleen S. Barr (Hg.) (2000), 87–108
- Delany, Samuel (1967): »Aye, and Gomorrah...« In: Harlan Ellison (Hg.): *Dangerous Visions*. New York: Berkley, 534–544
- (1976): *Triton. An Ambiguous Heterotopia*. New York: Bantam Books; dt. 1981 von Bodo Baumann: *Triton*. Bergisch Gladbach: Lübbe
- (2009 [1978]): *The Jewel-Hinged Jaw. Notes on the Language of Science Fiction*. Revised Edition. Middletown, Conn.: Wesleyan University Press
- (2012 [1984]): *Starboard Wine. More Notes on the Language of Science Fiction*. Revised Edition. Middletown, Conn.: Wesleyan University Press
- (1994): *Silent Interviews. On Language, Race, Sex, Science Fiction, and Some Comics. A Collection of Written Interviews*. Hanover, London: Wesleyan University Press published by University Press of New England
- (2000 [1998]): »Racism and Science Fiction«. In: Sheree R. Thomas (Hg.): *Dark Matter. A Century of Speculative Fiction from the African Diaspora*. New York: Warner Books, 383–397
- de Lauretis, Teresa (1980): »Signs of Wa/onder«. In: Teresa de Lauretis, Andreas Huyssen, Kathleen Woodward (Hg.): *The Technological Imagination: Theories and Fiction*. Madison, WIS: Coda Press, 159–174
- (1984): *Alice Doesn't. Feminism – Semiotics – Cinema*. London: McMillan
- (1987): »The Technology of Gender«. In: dies.: *Technologies of Gender. Essays on Theory, Film, and Fiction*. Bloomington and Indianapolis: Indiana University Press, 1–30
- (2007 [1990]): »Eccentric Subjects«. In: dies.: *Figures of Resistance. Essays in Feminist Theory*. Urbana: University of Chicago Press, 151–182
- (1994): »The Lure of the Mannish Lesbian: The Fantasy of Castration and the Signification of Desire«. In: dies.: *The Practice of Love. Lesbian Sexuality and Perverse Desire*. Bloomington: Indiana University Press, 203–253
- Despret, Vinciane und Donna Haraway (2011): »Stay Where the Trouble Is«. Vinciane Despret und Donna Haraway im Gespräch mit Karin Harasser und Katrin Solhdju. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaften* 4 (2011), 1, 92–102
- Dick, Philip K. (1987 [1981]): *The Collected Stories of Philip K. Dick*. Los Angeles u. a.: Underwood/Miller (E-Book)
- Dietze, Gabriele, Claudia Brunner und Edith Wenzel (2009): *Kritik des Okzidentalismus*. Bielefeld: transcript
- Dixon, Steve (2004): »Metal Performance. Humanizing Robots, Returning to Nature, and Camping About.« In: *The Drama Review*, Vol. 48, No. 4, 15–46
- DuBois, Andrew (2003): »Close Reading—An Introduction«. In: Frank Lentricchia und Andrew DuBois (Hg.): *Close Reading: The Reader*. Durham: Duke University Press, 1–40
- Duchamp, L. Timmel (2004): *The Grand Conversation. Essays*. Seattle: Aqueduct Press (E-Book)

- Duncker, Patricia (1992): *Sisters & Strangers. An Introduction to Contemporary Feminist Fiction*. Oxford u. a.: Blackwell
- Dunker, Axel (2003): *Die anwesende Abwesenheit. Literatur im Schatten von Auschwitz*. München: Wilhelm Fink
- Eagleton, Terry (1983): *Literary Theory. An Introduction*. Oxford: Basil Blackwell
- Einstein, Sarah (2010): »The Future Imperfect.« *Redstone Science Fiction*, June 2010 #1, 14–16.
- Ernst, Waltraud (1999): *Diskurspiratinnen. Wie feministische Erkenntnisprozesse die Wirklichkeit verändern*. Wien: Milena
- Fausto-Sterling, Anne (1993): »The Five Sexes. Why Men and Women Are Not Enough.« In: *The Sciences*, March/April 1993, 20–25
- (2000): »The Five Sexes, Revisited.« In: *The Sciences*, July/August 2000, 18–23
- Featherstone, Mike und Roger Burrows (1995): *Cyberspace/Cyberbodies/Cyberpunk. Cultures of Technological Embodiment*. London u. a.: Sage
- Felski, Rita (2006 [1996]): »Fin de siècle, Fin de sexe: Transsexualität, Postmodernismus, and the Death of History.« In: Susan Stryker und Stephen Wittle (Hg.): *The Transgender Studies Reader*. Routledge, 565–573
- (2008): *Uses of Literature*. Oxford: Blackwell Publishing
- Feminist Science Fiction and Fantasy Book Discussion Group (2002): »Diskussionsarchiv He, She and It«; online: http://bdg.feministsf.net/archives/bdg_hesheandit.txt (zuletzt aufgerufen: 14.5.2019)
- Fink, Dagmar (1997): »Grenzgängerin zwischen Oppositionen. Die Cyborg in feministischen Science Fictions.« In: *Stoff: Frauen Zeitung*, Nr. 3, April 1997, 9–13
- (1999a): »It's a She Thing.« Die Cyborg als feministische Erzählfigur.« In: Michaela Schweighart (Hg.): *Zeitsprünge. Sieben Essays über mögliche Welten*. Wien: Passagen, 99–114
- (1999b): »Trouble in Wonderland: Kontextualisierungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien.« Johanna Riegler, Christina Lammer, Barbara Ossege, Marcella Stecher (Hg.): *Puppe-Monster-Tod*. Wien: Turia und Kant, 99–113
- (2001): »Writing the Cyborg: Refigurationen von Geschlecht in der feministischen Science Fiction.« In: Karin Giselbrecht und Michaela Hafner (Hg.): *Data | Body | Sex | Machine. Technoscience und Sciencefiction aus feministischer Sicht*. Wien: Turia und Kant, 73–95
- (2002): »Racing the Cyborg.« In: Verein FluMiNuT (Hg.): *Wissen_schaf(f)t Widerstand. Dokumentation des 27. Kongresses von Frauen in Naturwissenschaft und Technik*. Wien: Milena Verlag, 57–63
- (2008a): »Lese ich Cyborg, lese ich queer?« In: Anna Babka und Susanne Hochreiter (Hg.): *Queer Reading in den Philologien. Modelle und Anwendungen*. Göttingen: V&R unipress/Vienna University Press, 157–170
- (2008b): »Rot wie eine Kirsche, pink wie Fuchsia: Femme in Melissa Scotts queer-feministischer Science Fiction.« Barbara Holland-Cunz et al. (Hg.): *Gen(der)zukunft. Zur Transformation feministischer Visionen in der Science-Fiction*. Königstein: Ulrike Helmer, 169–187
- (2014): »Einfach überirdisch: Geschlechterkonzeptionen in queer_feministischer Science Fiction.« In: *Powision. Neue Räume für neue Politik*. Heft 15, 44–45
- (2015): »Wir sind die Borg! Cyborgs queer gelesen.« In: *LuXemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis* 3/2015, 64–69; online: https://www.zeitschrift-luxemburg.de/lux/wp-content/uploads/2015/12/LUX_1503_E-Paper.pdf (zuletzt aufgerufen: 3.6.2021)
- (2016): »Ein Fisch im flaschengrünen tiefen All? Oder: wie Feministi*nnen die transhumane Figur d* Cyborg kaperten und zu compost verarbeiteten.« In: *Fiff-Kommunikation. Zeitschrift für Informatik und Gesellschaft* 3/2016, 32–37; online:

- <https://www.fiff.de/publikationen/fiff-kommunikation/fk-2016/fk-2016-3/fk-2016-3-content/fk-3-16-p32.pdf> (zuletzt aufgerufen: 3.6.2021)
- (2019): »Welche Geschichten Zukunft schaffen. Zwei (afrofuturistische und) feministische Spekulative Fiktionen.« In: *Femina Politica* 1/2019, 32–45
- Fink, Dagmar und Susanne Lummerding (2004): »Strange Days for Race and Gender. Transgressionsversprechen und Kohärenzphantasmen im Kontext des Cyberspace.« In: Susanne von Falkenhausen, Silke Förschler, Ingeborg Reichle, Bettina Uppenkamp (Hg.): *Medien der Kunst: Geschlecht, Metapher, Code. Beiträge der 7. Kunsthistorikerinnen-Tagung in Berlin 2002*. Marburg: Jonas Verlag, 164–174
- Fink, Dagmar und Anne Scheidhauer (1998): »Verheißungsvolle Irritationen: Eine feministische Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Cyborg Fictions.« In: *Psychologie und Gesellschaftskritik* Nr. 85, Heft 01/1998, 19–42
- Firestone, Shulamith (1972 [1970]): *The Dialectic of Sex. The Case for Feminist Revolution*. 2. Auflage, New York: Bantam Books
- Fitting, Peter (1991): »The Lessons of Cyberpunk.« In: Constance Penley und Andrew Ross (Hg.): *Technoculture*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 295–315
- (1994): »Beyond the Wasteland. A Feminist in Cyberspace.« In: *Utopian Studies*, Vol. 5, No. 2, 4–15
- Flanagan, Mary und Austin Booth (2002): *Reload: rethinking women + cyberculture*. Cambridge, Mass.: MIT Press
- Fluck, Winfried (1997): *Das kulturelle Imaginäre. Eine Funktionsgeschichte des amerikanischen Romans 1790–1900*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- (2000): »The Search for Distance: Negation and Negativity in the Literary Theory of Wolfgang Iser.« In: *New Literary History* 31:1, 175–210
- (2002): »The Role of the Reader and the Changing Functions of Literature: Reception Aesthetics, Literary Anthropology, Funktionsgeschichte.« In: *European Journal of English Studies*, 6:3, 253–271
- (2011): »Lesen als Transfer. Funktionsgeschichte und ästhetische Erfahrung.« In: Günter Butzer und Hubert Zapf (Hg.): *Theorien der Literatur. Grundlagen und Perspektiven. Bd. 5*. Tübingen: Francke, 7–31
- Foerster, Heinz von und Pörksen, Bernhard (1998): »Wir sehen nicht, daß wir nicht sehen.« Der Philosoph und Physiker Heinz von Foerster über die Entwicklung der Kybernetik, die Computermetapher des Geistes und die Versuche, das Gehirn zu verstehen. In: *Telepolis*; online: www.heise.de/tp/r4/artikel/6/6240/1.html (zuletzt aufgerufen: 21.1.2021)
- Frankenberg, Ruth (1993): *White Women, Race Matters: The Social Construction of Whiteness*. Minneapolis: University of Minnesota Press,
- Freedman, Carl (2000): *Critical Theory and Science Fiction*. Middletown: Wesleyan University Press
- Gane, Nicholas (2006): »When We Never Have Been Human, What Is to Be Done?: Interview With Donna Haraway.« In: *Theory, Culture and Society*, Vol. 23 (7–8), 135–158
- Gerds, Heike (2004): *Living Beyond the Gender Trap: Concepts of Gender and Sexual Expression Envisioned by Marge Piercy, Cherrie Moraga and Leslie Feinberg*. Aachen: Shaker Verlag
- Gibson, William (1984): *Neuromancer*. New York: Ace Books;
- dt. 1987 von Reinhard Heinz: *Neuromancer*. München: Heyne
- (1986): *Burning Chrome*. London: HarperCollins (E-Book);
- dt. 1988 von Reinhard Heinz: *Cyberspace. Science Fiction einer neuen Generation*. München: Heyne
- Gilman, Sander (2000 [1991]): »Are Jews White?« In: Les Back and John Solomos (Hg.): *Theories of Race and Racism*. London, New York: Routledge, 229–237
- (1999): »By a nose: on the construction of ›foreign bodies.« In: *Social Epistemology*, Vol. 13, No. 1, 49–58

- Griffith, Nicola (1993): *Ammonite*. New York: Del Rey; dt. 1997 von Ingrid Herrmann: *Ammonit*. München: Heyne
- Gómez- Peña, Guillermo (1996a): »The Virtual Barrio @ The Other Frontier (or the Chicano Interneta)«. In: Lynn Hershman Leeson (Hg.): *Clicking In. Hot Links to a Digital Culture*. Seattle: Bay Press, 173–182
- (1996b) *The New World Border: Prophecies, Poems & Loqueras for the End of the World*. San Francisco: City Lights
- Gomoll, Jeanne (1986–87): »An Open Letter to Joanna Russ.« In: *Aurora*, Vol. 10 (1), 7–10; online: www.reocities.com/Athens/8720/letter.htm (zuletzt aufgerufen: 16.5.2021)
- Goonan, Kathleen Ann (2016): »Challenging the Narrative, Or, Women Take Back Science Fiction«. In: Lisa Yaszek und Patrick B. Sharp (Hg.): *Sisters of Tomorrow. The First Women of Science Fiction*. Wesleyan University Press, 343–362
- Gordon, Joan (1991): »Yin and Yang Duke It Out.« In: McCaffery (Hg.) (1991), 196–202
- Gray, Chris Hables und Manfred E. Clynes (1995): »An Interview with Manfred E. Clynes«. In: Gray/Figueroa-Sarriera/Mentor (Hg.) (1995), 43–53
- Gray, Chris Hables, Heide Figueroa-Sarriera und Steven Mentor (Hg.) (1995): *The Cyborg Handbook*. New York/London: Routledge
- Grauer, Tresa L. (2000): »The Changing Same«. *Narratives of Contemporary Jewish Identity*. In: Lawrence Jay Silberstein (Hg.): *Mapping Jewish Identity*. New York: New York University, 37–64
- Gray, Chris Hables (1999): »Manfred Clynes and the Cyborg«; online: <http://chrishablesgray.org/CyborgCitizen/clynes.html> (zuletzt aufgerufen: 20.2.2009)
- Grebowicz, Margret und Helen Merrick (2013): *Beyond the Cyborg. Adventures with Donna Haraway*. New York: Columbia UP
- Griesser, Doris (2017): »Lungenkrebs bei Frauen: Suche nach DNA-Unterschieden.« In: *Der Standard*, 3.8.2017, online: <http://derstandard.at/2000062111407-626/Lungenkrebs-bei-Frauen-Suche-nach-DNA-Unterschieden> (zuletzt aufgerufen: 3.6.2021)
- Gržinić, Marina (2001 [1999]): »Die Grenzen des Anderen verschieben. Ein Interview von Marina Gržinić mit Trinh T. Minh-ha.« In: *Trinh T. Minh-ha*. Ausstellungskatalog. Wien: Secession, 2001, 49
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2003): »Repräsentation, Subalternität und postkoloniale Kritik«. In: Hito Steyerl und Encarnación Gutiérrez Rodríguez (Hg.): *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*. Münster: Unrast, 17–37
- Hall, Stuart (1990): »Cultural Identity and Diaspora.« In: Jonathan Rutherford (Hg.): *Identity. Community, Culture, Difference*. London: Lawrence & Wishart, 222–237
- (1992). »Cultural Studies and its Theoretical Legacies.« In: Cary Nelson, Paula Treichler und Lawrence Grossberg (Hg.): *Cultural Studies*. New York: Routledge, 277–294
- (1997a): »The Work of Representation.« In: ders.: *Representation. Cultural Representations and Signifying Practices*. London, Thousand Oaks: Sage, 13–74
- (1997b): »The Spectacle of the Other.« In: ders.: *Representation. Cultural Representations and Signifying Practices*. London, Thousand Oaks: Sage, 223–290
- Haraway, Donna (1995 [1985]): »Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften«, dt. von Fred Wolf. In: dies.: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/M.: Campus, 33–72
- (2004 [1985]): »A Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980s.« In: *The Haraway Reader*. London, New York: Routledge, 7–45
- (1986): »Primateology Is Politics by Other Means.« In: Ruth Bleier (Hg.): *Feminist Approaches to Science*. New York: Pergamon, 77–118
- (1989): *Primate Visions. Gender, Race and Nature in the World of Modern Science*. London, N.Y.: Routledge

- (1991): *Simians, Cyborgs, and Women. The Reinvention of Nature*. New York, London: Routledge
- (1991a): »A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist Feminism in the Late Twentieth Century«. In: dies. (1991), 149–181
- (1991b): »The Actors are Cyborg, Nature is Coyote, and the Geography is Elsewhere: Postscript to »Cyborgs at Large.« In: Constance Penley und Andrew Ross (Hg.): *Technoculture*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 21–26
- (1992a): »The Promises of Monsters: A Regenerative Politics for Inappropriate/d Others.« In: Cary Nelson, Paula Treichler und Lawrence Grossberg (Hg.): *Cultural Studies*. New York: Routledge, 295–337
- (1992b): »Ecce Homo, Ain't (Ar'n't) I a Woman, and Inappropriate/d Others: The Human in a Post-Humanist Landscape.« In: Judith Butler und Joan Scott (Hg.): *Feminists Theorize the Political*. London, New York: Routledge, 86–100
- (1994): »A Game of Cat's Cradle: Science Studies, Feminist Theory, Cultural Studies.« In: *Configurations* 2, No. 1 (Winter 1994), 59–71
- (1995a): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Hg. und eingeleitet von Carmen Hammer und Immanuel Stieß, Mitherausgeber*innen Barbara Ege, Dagmar Fink, Katharina Pühl, Anne Scheidhauer und Fred Wolf; dt. von Dagmar Fink; Carmen Hammer, Helga Kelle, Anne Scheidhauer, Immanuel Stieß und Fred Wolf Frankfurt/M., New York: Campus
- (1995b): *Monströse Versprechen. Coyote-Geschichten zu Feminismus und Technowissenschaften*, dt. von Michael Haupt. Hamburg, Berlin: Argument
- (1995c): »Cyborgs and Symbionts: Living Together in the New World Order«. In: Gray/Figueroa-Sarriera/Mentor (Hg.) (1995), XI–XX
- (1997a): *Modest_Witness@Second_Millennium.FemaleMan@_Meets_OncoMouse@™: Feminism and Technoscience*. N.Y., London: Routledge
- (1997b): »Wie gleich einem Blatt.« dt. von Dagmar Fink und Susanne Lummerding. In: Gerfried Stocker und Christine Schöpf (Hg.): *ars electronica festival '97: FleshFactor. Informationsmaschine Mensch*. Wien, New York: Springer Verlag, 46–69
- (2003): *The Companion Species Manifesto: Dogs, People, and Significant Otherness*. Chicago: Prickly Paradigm Press
- (2004): *The Haraway Reader*. London, New York: Routledge
- (2007): *When Species Meet*. Minneapolis: University of Minnesota Press
- (2008): »Foreword. Companion Species, Mis-recognition, and Queer Worlding«. In: Noreen Giffney und Myra Hird (Hg.): *Queering the Non/Human*. Aldershot/Burlington: Ashgate, xxiii–xxvi
- (2011): »SF: Science Fiction, Speculative Fabulation, String Figures, So Far. Pilgrim Award Acceptance Comments.« online: <http://people.ucsc.edu/~haraway/Files/PilgrimAcceptanceHaraway.pdf> (zuletzt aufgerufen: 8.8.2021)
- (2012): »Awash in Urine: DES and Premarin® in Multispecies Response-ability:« In: *Women's Studies Quarterly* 40: 1 & 2, 301–316
- (2013): »Sowing Worlds: A Seed Bag for Terraforming with Earth Others«. In: Grebowicz und Merrick (Hg.) (2013), 137–146
- (2015): »Anthropocene, Capitalocene, Plantationocene, Chthulucene: Making Kin.« In: *Environmental Humanities*, Vol. 6, 2015, 159–165
- (2016): *Staying with the Trouble. Making Kin in the Chthulucene*. Durham, NC: Duke UP
- Haraway, Donna und Thyrsa Nichols Goodeve (2000): *How Like a Leaf. An Interview with Thyrsa Nichols Goodeve*. London/New York: Routledge
- Haraway, Donna und Martha Kenney (2015): »Anthropocene, Capitalocene, Chthulhocene. Donna Haraway in conversation with Martha Kenney.« In: Heather Davis und Etienne Turpin

- (Hg.): *Art in the Anthropocene. Encounters Among Aesthetics, Politics, Environments and Epistemologies*. London: Open Humanities Press, 229–244
- Haraway, Donna und Cary Wolfe (2016): »Companions in Conversation.« In: Donna Haraway: *Manifestly Haraway*. University of Minnesota Press, 199–296
- Harrasser, Karin (2011 [2006]): »Donna Haraway: Natur-Kulturen und die Faktizität der Figurati- on.« In: Stephan Moebius und Dirk Quadflieg (Hg.): *Kultur. Theorien der Gegenwart*. 2. erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- (2015): »Die Cyborg.« In: Alban Frei und Hannes Mangold (Hg.): *Das Personal der Postmoderne. Inventur einer Epoche*. Bielefeld: transcript, 91–103
- Harvey, David und Donna Haraway (1995): »Nature, politics, and possibilities: a debate and discussion with David Harvey and Donna Haraway.« In: *Environment and Planning D: Society and Space*, Vol. 13, 507–527
- Hayles, N. Katherine (1990): »Designs on the body: Norbert Wiener, cybernetics, and the play of metaphor.« In: *History of the Human Sciences* Vol. 3 No. 2, 211–228
- (1998.): »How We Became Posthuman: Humanistic Implications of Recent Research into Cognitive Science and Artificial Life.« Audioaufnahme und Präsentation eines Vortrags am Kavli Institute for Theoretical Physics, Santa Barbara, Kalifornien; online: <http://online.itp.ucsb.edu/online/colloq/hayles1> (zuletzt aufgerufen: 19.2.2021)
- (1999): *How We Became Posthuman: Virtual Bodies in Cybernetics, Literature, and Informatics*. Chicago: University of Chicago Press
- (2010): »How we read: Close, hyper, machine.« In: *ADE Bulletin*, 150, 62–79
- Heer, Jeet (2015): »2015 Hugo Awards and the History of Science Fiction Culture Wars.« In: *The New Republic*, Dezember 2015; online: <https://newrepublic.com/article/121554/2015-hugo-awards-and-history-science-fiction-culture-wars> (zuletzt aufgerufen: 12.4.2021)
- Helford, Elyce Rae (2001): »The Future of Political Community: Race, Ethnicity, and Class Privilege in Novels by Piercy, Gomez, and Misha.« In: *Utopian Studies*, Vol. 12, No. 2, 124–142
- Herrmann, Steffen K. (2014): »Anerkennung und Abhängigkeit. Zur Bindungskraft gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse nach Hegel.« In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Band 62, Heft 2, 279–296
- Hicks, Heather (2002): »Striking Cyborgs: Reworking the ›Human‹ in Marge Piercy's He, She, and It.« In: Mary Flanagan und Austin Booth (Hg.): *Reload: Rethinking Women and Cyberculture*. Cambridge, MA: MIT Press, 85–106
- Hollinger, Veronica (1990): »Feminist Science Fiction: Breaking Up the Subject.« In: *Extrapolation* Vol. 31, Nr. 3, 229–239
- (1991): »Cybernetic Deconstructions: Cyberpunk and Postmodernism.« In: Larry McCaffery (Hg.): *Storming the Reality Studio*. Durham: Duke University Press, 203–218
- (1999): »Re-reading Queerly: Science Fiction, Feminism, and the Defamiliarization of Gender.« In: *Science Fiction Studies*, Vol. 26, No. 77, Part 1, 23–40
- (2003): »Feminist Theory and Science Fiction.« In: Edward James und Farah Mendelsohn (Hg.): *The Cambridge Companion to Science Fiction*. Cambridge: Cambridge University Press, 125–139
- (2009): »Posthumanism and Cyborg Theory.« In: Mark Bould, Andrew M. Butler, Adam Roberts und Sherryl Vint (Hg.): *The Routledge Companion to Science Fiction*. London, New York: Routledge, 267–278
- (2014): »Genre vs. Mode.« In: Rob Latham (Hg.): *The Oxford Companion to Science Fiction*. Oxford, New York: Oxford University Press, 139–151
- Homans, Margaret (1994): »Women of Color Writers and Feminist Theory.« In: *New Literary History* 25, 73–94
- Hopkinson, Nalo (2000): *Midnight Robber*. New York, Boston: Grand Central Publishing
- (2000b): »A Conversation with Nalo Hopkinson.« online: www.sfsite.com/03b/nh77.htm (zuletzt aufgerufen: 27.5.2021)

- Hopkinson, Nalo und Alondra Nelson (2002): »Making the Impossible Possible«. An Interview with Nalo Hopkinson.« In: *Social Text* 71, Vol. 20, 97–113
- Huckenbeck Kirsten (2001): »Living in a (perfect?) box oder: Das Universum der Balkenträger aus der Perspektive des Bretterverschlags.« In: Alex Demirovic (Hg.): *Komplexität und Emanzipation. Kritische Gesellschaftstheorie und die Herausforderung der Systemtheorie Niklas Luhmanns*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 315–346
- Irigaray, Luce (1979 [1977]): *Das Geschlecht, das nicht eins ist*; dt. von Monika Metzger et al. Berlin: Merve
- Iser, Wolfgang (1994 [1976]): *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. 4. Auflage. München: Wilhelm Fink Verlag
- (1989): »Representation: A Performative Act.« In ders.: *Prospecting: From Reader Response to Literary Anthropology*. Baltimore: Johns Hopkins University Press, 236–48
- (1991): *Das Fiktive und das Imaginäre*. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- James, Joy and João Costa Vargas (2012): »Refusing Blackness-as-Victimization: Trayvon Martin and the Black Cyborgs.« In: George Yancy and Janine Jones (Hg.): *Pursuing Trayvon Martin: Historical Contexts and Contemporary Manifestations of Racial Dynamics*. Lanham: Lexington Books, 193–204
- James, Joy (2013): »Concerning Violence: Frantz Fanon's Rebel Intellectual in Search of a Black Cyborg.« In: *South Atlantic Quarterly* 112/1, 57–70
- Jameson, Fredric (1982): »Progress versus Utopia; Or, Can We Imagine the Future?« In: *Science Fiction Studies*, Vol. 9, No. 2, 147–158
- (2005): *Archaeologies of the Future: The Desire Called Utopia and other Science Fictions*. London: Verso Press
- Jemisin, N. K. (2018): *Hugo Award Best Novel acceptance speech*. Mitschnitt online: www.youtube.com/watch?v=8lFybhRxoVM; Transkription: www.barnesandnoble.com/blog/sci-fi-fantasy/read-n-k-jemisins-historic-hugo-speech (beide zuletzt aufgerufen: 26.2.2019)
- Jones, Cassandra (2013): *FutureBodies: Octavia Butler as a Post-Colonial Cyborg Theorist*. Bowling Green State University Ph.D. Dissertation. Online: <https://etd.ohiolink.edu> (zuletzt aufgerufen: 3.7.2019)
- Jay, Nancy (1981): »Gender and Dichotomy«. In: *Feminist Studies*, Vol. 7, No. 1, 38–56
- Johnston, Nancy (2008): »Happy That It's Here': An Interview with Nalo Hopkinson.« In: Wendy Gay Pearson et al. (Hg.): *Queer Universes, Sexualities in Science Fiction*. Liverpool: Liverpool UP, 200–215
- Jones, Gwyneth (1999): *Deconstructing the Starships: Science, Fiction and Reality*. Liverpool: Liverpool University Press
- (2009): »Feminist SF.« In: Mark Bould, Andrew M. Butler, Adam Roberts und Sherryl Vint (Hg.): *The Routledge Companion to Science Fiction*. London, New York: Routledge, 484–488
- Kafer, Alison (2013): »The Cyborg and the Crip: Critical Encounters«. In dies: *Feminist, Queer, Crip*. Bloomington: Indiana University Press, 103–128
- Kakoudaki, Despina (2000): »Pinup and Cyborg: Exaggerated Gender and Artificial Intelligence.« Barr, Marleen S. (Hg.) (2000), 165–195
- Karlsböck, Tanja und Armin Eidherr (2014): »Der Golem.« In: *Handbuch Jüdische Kulturgeschichte*; online: <http://hbjk.sbg.ac.at/kapitel/der-golem>, Version 1, 2.7.2014 (zuletzt aufgerufen: 30.5.2021)
- Kastner, Jens (2012): »Klassifizierende Blicke, manichäische Welt. Frantz Fanon: »Schwarze Haut, weiße Masken« und »Die Verdammten dieser Erde.«« In: Julia Reuter und Alexandra Karentzos (Hg.): *Schlüsselwerke der Postcolonial Studies*. Wiesbaden: VS Verlag, 85–96
- Kaye/Kantrowitz, Melanie (2007): *The Colors of Jews. Racial Politics and Radical Diasporism*. Bloomington: Indiana University Press

- Keidel, Wolf Dieter (1961): »Grenzen der Übertragbarkeit der Regelungslehre auf biologische Probleme«. In: *Die Naturwissenschaften*, Heft 8 (Jg. 48), 264–276
- Keinhorst, Annette (1985): *Utopien von Frauen in der zeitgenössischen Literatur der USA*. Frankfurt/Main: Peter Lang
- Keller, Evelyn Fox (1995): *Refiguring Life. Metaphors of Twentieth Century Biology*. New York: Columbia University Press
- Kelso, Sylvia (1994): »The Silver Metal Imagination: Blueprints for changing technology in women's SF.« Vortragsmanuskript, 11 S. [Veröffentlicht in: Kerrie Erler und Joanne Driscoll (Hg.), *Conference Proceedings from Australian Women's Studies Association Conference, Geelong, December 4–6, 1994*. Geelong: Australian Women's Research Centre, März 1996; Printpublikation nicht verfügbar]
- Kincaid, Paul (2014): »What Does Not Exist«. In: *Los Angeles Review of Books*; online: <https://lareviewofbooks.org/article/exist/#!> (zuletzt aufgerufen: 20.5.2021)
- Klinger, Cornelia (2005): »Feministische Theorie zwischen Lektüre und Kritik des philosophischen Kanons.« In: *Genus. Geschlechterforschung – Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Stuttgart: Kröner, 329–364
- Kolko, Beth E., Lisa Nakamura, und Gilbert B. Rodman (2000): »Race in Cyberspace. An Introduction«. In: dies. (Hg.): *Race in Cyberspace*. London, New York: Routledge, 1–13
- Kuryllo, Helen A. (1994): »Cyborgs, Sorcery, and the Struggle for Utopia.« In: *Utopian Studies*, Vol. 5, No. 2, 50–55
- Lai, Larissa (2004): *When Fox is a Thousand*. Vancouver: Arsenal Pulp
- Langer, Jessica (2011): *Postcolonialism and Science Fiction*. New York: Palgrave Macmillan
- Lavigne, Carlen (2013): *Cyberpunk Women, Feminism and Science Fiction*. Jefferson, N.C., London: McFarland
- Law, John (2007): »Actor Network Theory and Material Semiotics«; online: www.heterogeneities.net/publications/Law2007ANTandMaterialSemiotics.pdf (zuletzt aufgerufen: 2.3.2017)
- Leckie, Ann (2013): *Ancillary Justice*. New York: Orbit; dt. 2015 von Bernhard Kempen: *Die Maschinen*. München: Heyne
- Lee, Tanith (1981): *The Silver Metal Lover*. Garden City, New York: Nelson Doubleday; dt. 1984 von Waltraud Götting: *Liebhaber in Silber*. Bergisch Gladbach: Bastei Lübbe
- Le Guin, Ursula K. (1969): *The Left Hand of Darkness*. New York: Ace Books; dt. [1981] 2014 von Gisela Stege: *Die linke Hand der Dunkelheit*. München: Heyne
- (2001 [1974]) *The Dispossessed. An Ambiguous Heterotopia*. New York: Harper Collins; dt. zuletzt 2017 von Karen Nölle: *Freie Geister*. Frankfurt/Main: Fischer Tor
- (1989 [1976]): »Is Gender Necessary? Redux.« In dies. (1989a), 135–147
- (1989a): *The Language of the Night. Essays on Fantasy and Science Fiction*. London: The Women's Press
- (1989b): *Dancing at the Edge of the World. Thoughts on Words, Women, Places*. New York: Grove Press
- Lefanu, Sarah (1988): *In the Chinks of the World Machine. Feminism and Science Fiction*. London: The Women's Press
- Lettvin, Jerome, Humberto Maturana, Waren McCulloch und Walter Pitts (1968 [1959]): »What The Frog's Eye Tells The Frog's Brain.« In: William Corning und Martin Balaban (Hg.): *The Mind: Biological Approaches to its Functions*. New York: Interscience, 233–258
- Levene, Rebecca und Lavie Tidhar (Hg.) (2015): *Jews vs Aliens*. London: Jurassic (E-Book)
- Lewis, Sophie (2017): »Cthulhu plays no role for me.« In: *Viewpoint Magazine*, 8. Mai 2017, online: www.viewpointmag.com/2017/05/08/cthulhu-plays-no-role-for-me/#container (zuletzt aufgerufen: 3.10.2017)
- Lightspeed: Women Destroy Science Fiction*. Sonderausgabe, Nr. 49, Juni 2014, hg. von Christie Yant (E-Book)

- Lightspeed: Queers Destroy Science Fiction*. Sonderausgabe, Nr. 61, Juni 2015, hg. Seanan McGuire (E-Book)
- Lightspeed: People of Color Destroy Science Fiction*. Sonderausgabe, Nr. 73, Juni 2016, hg. von Nalo Hopkinson und Kristine Ong Muslim (E-Book)
- Lorde, Audre (1984): *Sister Outsider. Essays and Speeches*. Freedom, CA: Crossing Press
- Lummerding, Susanne (1994): »Weibliche« Ästhetik? Möglichkeiten und Grenzen der Subversion von Codes. Wien: Passagen
- Lutterer, Wolfram (2000): *Auf den Spuren ökologischen Bewusstseins: Eine Analyse des Gesamtwerks von Gregory Bateson*. Books on Demand
- Macaulay, William R. und Angel J. Gordo-López (1995): »From Cognitive Psychologies to Mythologies. Advancing Cyborg Textualities for a Narrative of Resistance.« In: Gray/Figueroa-Sarriera/Mentor (Hg.) (1995), 433–444
- Maihofer, Andrea (2009): »Dialektik der Aufklärung. Das Entstehen der modernen Gleichheitsidee, des Diskurses der qualitativem Geschlechterdifferenz und der Rassentheorien.« In: *Zeitschrift für Menschenrechte* (zfmr) 1, 20–36
- (1995): *Geschlecht als Existenzweise*. Frankfurt/Main: Ulrike Helmer
- (1994): »Geschlecht als Existenzweise. Einige kritische Anmerkungen zu aktuellen Versuchen zu einem neuen Verständnis von ›Geschlecht.« In: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hg.): *Geschlechterverhältnisse und Politik*. Suhrkamp, Frankfurt/Main, 168–185
- Mandelo, Brit (2011): *Queering SFF: The Female Man by Joanna Russ (+ Bonus Story, »When it Changed«)*. 15.3.2011; online: www.tor.com/2011/03/15/queering-sff-the-female-man-by-joanna-russ-bonus-story-qwhen-it-changedq (zuletzt aufgerufen: 23.4.2019)
- Marchart, Oliver (2018): *Cultural Studies*, 2., aktualisierte Auflage. München: UVK-Verlag
- Marks, Elaine und Isabelle De Courtrivon (Hg.) (1981): *New French Feminisms*. New York: Schocken Books
- Martín-Lucas, Belén (2017): »Posthumanist Feminism and Interspecies Affect in Nalo Hopkinson's *Midnight Robber*.« In: *Atlantis* 38, No. 2, 2017, 105–115
- Mason, Carol (1995): »Terminating Bodies. Toward a Cyborg History of Abortion.« In: Judith Halberstam und Ira Livingston (Hg.): *Posthuman Bodies*. Bloomington/Indianapolis: Indiana UP, 225–243
- Maturana, Humberto und Francisco Varela (1987): *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens*; dt. von Kurt Ludewig. Bern, München: Goldmann Taschenbuch
- Maturana, Humberto (2000): *Die Biologie der Realität*; dt. von Wolfram Karl Köck und Gerda Verden-Zöllner. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Mayer, Ruth (2005): *Diaspora. Eine kritische Begriffsbestimmung*. Bielefeld: transcript
- Maynard, Robyn (2018): »Reading Black Resistance through Afrofuturism: Notes on post-Apocalyptic Blackness and Black Rebel Cyborgs in Canada.« *TOPIA: Canadian Journal of Cultural Studies* 39, 29–47
- McCaffery, Larry (Hg.) (1991): *Storming the Reality Studio. A Casebook of Cyberpunk and Postmodern Fiction*. Durham und London: Duke University Press
- McCaffrey, Anne (1992 [1969]): *The Ship Who Sang*. London: Corgi/Bantam Books; dt. 1973 von Birgit Ress-Bohusch: *Ein Raumschiff namens Helva*. München: Heyne
- Melzer, Patricia (2006): *Alien Constructions. Science Fiction and Feminist Thought*. Austin: Texas University Press
- Mendlesohn, Farah (2003): »Introduction: Reading Science Fiction.« In: Edward James und Farah Mendlesohn (Hg.): *The Cambridge Companion to Science Fiction*. Cambridge: Cambridge University Press, 1–12
- Merrick, Helen (2011 [2009]): *The Secret Feminist Cabal: A Cultural History of Science Fiction Feminisms*. Seattle: Aqueduct Press (E-Book)

- Merrick, Helen und Lisa Tuttle (2018): »Feminism.« In: *The Encyclopedia of Science Fiction*; online: www.sf-encyclopedia.com/entry/feminism (zuletzt aufgerufen: 3.7.2018)
- Merril, Judith (2016 [1959–1969]): *The Merrill Theory of Literary Criticism: Judith Merrill's Nonfiction*. Hg. und eingeleitet von Ritch Calvin. Seattle: Aqueduct Press (E-Book)
- Mertlitsch, Kirstin (2016): *Sisters – Cyborgs – Drags. Das Denken in Begriffspersonen der Gender Studies*. Bielefeld: transcript
- Mingus, Mia (2010): »Wherever You Are Is Where I Want To Be: Crip Solidarity.« In: Weblog *Leaving Evidence*, 3. Mai 2010; online: <https://leavingevidence.wordpress.com/2010/05/03/where-ever-you-are-is-where-i-want-to-be-crip-solidarity> (zuletzt aufgerufen: 28.7.2019)
- (2011): »Access Intimacy: The Missing Link.« In: Weblog *Leaving Evidence*, 5. Mai 2011; online: <https://leavingevidence.wordpress.com/2011/05/05/access-intimacy-the-missing-link> (zuletzt aufgerufen: 30.5.2021)
- Mohr, Dunja (2002): »We're All Cyborgs: Cyberfeminism and the Cyborg as the Transgressive Metaphor of the Future in Marge Piercy's *Body of Glass*.« In: Ursula Pasero und Anja Gottburgsen (Hg.): *Wie Natürlich ist Geschlecht?: Gender und die Konstruktion von Natur und Technik*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 306–318
- (2004): »Cyborg and Cy(hu)man: The Fine Line of Difference.« In: Helene von Oldenburg und Andrea Sick (Hg.): *Virtual Minds: Congress of Fictitious Figures*. Bremen: thealit, 120–134
- (2005): *Worlds Apart? Dualism and Transgression in Contemporary Female Dystopias*. Jefferson, NC, McFarland
- (2007): »Transgressive Utopian Dystopias: The Postmodern Reappearance of Utopia in the Disguise of Dystopia.« In: *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik*, 55/1, 5–24
- Moore, C. L. (Catherine Lucille) (1975 [1934]): »The Black God's Kiss.« In: Lester Del Rey (Hg.): *The Best of C. L. Moore*. Garden City, New York: Ballantine, 89–113
- (1975 [1944]): »No Woman Born.« In: Lester Del Rey (Hg.): *The Best of C. L. Moore*. Garden City, New York: Ballantine, 200–242
- Moore, Nancy Jane (2007): »The Resurgence of Feminist Science Fiction.« *Ambling Along the Aqueduct – Blog der Aqueduct Press*, 2.5.2007; online: <http://aqueductpress.blogspot.com/2007/05/resurgence-of-feminist-science-fiction.html> (zuletzt aufgerufen: 25.5.2021)
- Moraga, Cherríe (1983): »A Long Line of Vendidás.« In: dies: *Loving in the War Years: lo que nunca pasó por sus labios*. Boston, MA: South End Press, 90–144
- Morrison, Toni (1992): *Playing in the Dark: Whiteness and the Literary Imagination*. Cambridge, Mass. Harvard University Press
- Moser, Sibylle (2003a): »Geschlecht als Konstruktion. Eine Annäherung aus der Sicht des Radikalen Konstruktivismus und der soziologischen Systemtheorie.« In: *produktive differenzen. forum für differenz- und genderforschung*; online: http://differenzen.univie.ac.at/texte_systemtheorie.php (zuletzt aufgerufen: 10.4.2009)
- (2003b): »Glossar Konstruktivistische Medientheorie. Digitales Glossar zu Konstruktivismus und Systemtheorie.« In: *produktive differenzen. forum für differenz- und genderforschung*. <http://differenzen.univie.ac.at/glossar.php> (zuletzt aufgerufen: 10.4.2009)
- Moya Paula M. L. (2000): »Postmodernism, »Realism,« and the Politics of Identity. Cherríe Moraga and Chicana Feminism.« In: Paula Moya und Michael R. Hames-García (Hg.): *Reclaiming Identity. Realist Theory and the Predicament of Postmodernism*. Berkeley: University of California Press, 67–101
- (2001): »Chicana Feminism and Postmodernist Theory.« In: *Signs*, Vol. 26, No. 2, 441–483
- (2015): *The Social Imperative: Race, Close Reading, and Contemporary Literary Criticism*. Stanford, Cal.: Stanford University Press
- Moylan, Tom (2000): *Scraps of the Untainted Sky: Science Fiction, Utopia, Dystopia*. Boulder und Oxford: Westview Press

- Muñoz, José Esteban (2009): *Cruising Utopia. The Then and There of Queer Futurity*. New York: New York University Press
- Murstein, Mika (2018): *I'm a Queerfeminist Cyborg, That's Okay. Gedankensammlung zu Anti/Ableismus*. Münster: edition assemblage
- Nakamura, Lisa (2003): »Prospects for a Materialist Informatics: An Interview with Donna Haraway.« In: *electronic book review: technocapitalism*. <http://electronicbookreview.com/essay/prospects-for-a-materialist-informatics-an-interview-with-donna-haraway> (zuletzt aufgerufen: 19.7.2019)
- Nelson, Alondra (2000): »Afrofuturism: Past-Future Visions.« In: *Color Lines*, Spring 2000, 34–37
- Nelson, Cary, Paula A. Treichler und Lawrence Grossberg (1992): »Cultural Studies: An Introduction.« In: dies. (Hg.): *Cultural Studies*. New York: Routledge, 1–17
- Neverow, Vera (1994): »The Politics of Incorporation and Embodiment: *Woman on the Edge of Time* and *He, She and It* as Feminist Epistemologies of Resistance.« In: *Utopian Studies*, Vol. 5, No. 2, 16–35
- Nicholls, Peter (2015): »Cyberpunk.« In: *The Encyclopedia of Science Fiction*; online: www.sf-encyclopedia.com/entry/cyberpunk (zuletzt aufgerufen: 30.5.2021)
- Nicholls, Peter und Cornel Robu (2015): »Sense of Wonder.« In: *The Encyclopedia of Science Fiction*; online: www.sf-encyclopedia.com/entry/sense_of_wonder (zuletzt aufgerufen: 30.5.2021)
- Nixon, Nicola (1992): »Cyberpunk: Preparing the Ground for Revolution or Keeping the Boys Satisfied?« In: *Science Fiction Studies* 57, Volume 19, Part 2, 219–35; online: www.depauw.edu/sfs/backissues/57/nixon57art.htm (zuletzt aufgerufen: 30.5.2021)
- North, Joseph (2017): *Literary Criticism: A Concise Political History*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Olson, Gary (1996): »Writing, Literacy and Technology: Toward a Cyborg Writing.« In: *JAC: A Journal of Composition Theory*, Vol. 16, No. 1, 1–26
- Oleszczuk, Anna (2017): »Sad and Rabid Puppies: Politicization of the Hugo Award Nomination Procedure.« In: *New Horizons in English Studies* 2/2017, 127–135
- Ortega, Mariana (2006): »Being Lovingly, Knowingly Ignorant: White Feminism and Women of Color.« In: *Hypatia*, Vol. 21, No. 3, 56–74
- Oziewicz Marek (2016): »Speculative Fiction.« In: *Oxford Research Encyclopedia of Literature*, Oxford University Press; online: <http://literature.oxfordre.com/view/10.1093/acrefore/9780190201098.001.0001/acrefore-9780190201098-e-78?rsk=VTElw&result=1> (zuletzt aufgerufen: 25.5.2021)
- Pearson, Wendy Gay, Veronica Hollinger und Joan Gordon (Hg.) (2008): *Queer Universes. Sexualities in Science Fiction*. Liverpool: Liverpool University Press
- Penley, Constance, Andrew Ross (1991): »Cyborgs at Large: Interview with Donna Haraway.« In: Constance Penley und Andrew Ross (Hg.): *Technoculture*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 1–20
- Perry, Heather R. (2005): »Brave Old World. Recycling der Kriegskrüppel während des Ersten Weltkrieges«; dt. von Christian Kanig. In: Barbara Orland (Hg.): *Artifizielle Körper, Lebendige Technik*. Zürich: Chronos, 147–158
- Pias, Claus (2002): »Die kybernetische Illusion.« Claudia Liebrand und Irmela Schneider (Hg.): *Medien in Medien*. Köln: DuMont, 51–66; online: www.uni-due.de/~bj0063/texte/illusion.pdf, (zuletzt aufgerufen: 27.5.2021)
- (2004a): »Zeit der Kybernetik – Eine Einstimmung.« In: Claus Pias (Hg.): *Kybernetik. The Macy conferences 1946–1953. Band II - Essays und Dokumente*. Zürich: diaphanes, 9–41
- Pickering, Andrew (1995): »Cyborg history and the World War II Regime.« In: *Perspectives on Science* 3, 1–48
- (2005): »A Gallery of Monsters: Cybernetics and Self-Organisation, 1940–1970.« In: Stefano Franchi und Güven Güzeldere (Hg.): *Mechanical Bodies, Computational Minds: Artificial Intelligence from Automata to Cyborgs*. Cambridge, MA: MIT Press, 229–245

- Piercy, Marge (1976): *Woman on the Edge of Time*. New York: Knopf;
dt. 2015 Karsta Frank auf der Grundlage der Übersetzung von Norbert Werne und Hertha Zidek: *Frau am Abgrund der Zeit*. Hamburg: Argument Social Fantasies
- (1989): »The Dark Thread in the Weave.« In: David Rosenberg (Hg.): *Testimony: Contemporary Writers Make the Holocaust Personal*. New York: Random House, 171–191
- (1991): *He, She and It*. New York: Alfred Knopf, 1992 unter dem Titel *Body of Glass*. London u. a.: Penguin (Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe);
dt. 1999 von Heidi Zerning: *Er, Sie und Es*. Hamburg: Argument Edition Ariadne
- (1994): »Telling Stories About Stories.« In: *Utopian Studies*, Vol. 5, Nr. 2, 1–3
- (2002): *Sleeping with Cats. A Memoir*. HarperCollins (E-Book)
- (2003): »Utopian Feminist Visions.« Transcription of a Video by O. Ressler, recorded at Cape Cod, USA, 24 min; online: <https://transversal.at/transversal/0805/piercy/en> (letzter Zugriff: 16.5.2021)
- (2015 [2003]): »Why Speculate on the Future?« In: dies.: *My Life, My Body*. Oakland, CA: PM Press, 75–84
- Plant, Sadie (1995): »The Future Looms: Weaving Women and Cybernetics.« In: Mike Featherstone und Roger Burrows (Hg.): *Cyberspace/Cyberbodies/Cyberpunk. Cultures of Technological Embodiment*. London, Thousand Oaks: Sage, 45–64
- Proust, Marcel; (2013 [1913]): *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Band 1: Auf dem Weg zu Swann*; dt. von Bernd-Jürgen Fischer. Stuttgart: Reclam (E-Book)
- Puar, Jasbir (2012): »I would rather be a cyborg than a goddess«: Becoming-Intersectional in Assemblage Theory.« In: *philoSOPHIA*, Vol. 2, No. 1, 49–66
- Rathje, Dirk (1999): »Systemtheoretische Ansätze in den Natur- und Geisteswissenschaften. Eine Übersicht«; online: www.tu-harburg.de/rzt/rzt/it/Studium/Dynamik/systems.ps (zuletzt aufgerufen: 10.4.2009)
- Reeve, Donna (2012): »Cyborgs, cripples and iCrip. Reflections on the Contribution of Haraway to Disability Studies.« Dan Goodley, Bill Hughes und Lennard Davis (Hg.): *Disability and Social Theory*. London: Palgrave, 91–111
- Rich, Adrienne (1982): *Der Traum einer gemeinsamen Sprache. Gedichte 1974–1977*; dt. von Verena Stefan und Gabriele Meixner. München: Frauenoffensive
- Rieder, John (2008): *Colonialism and the Emergence of Science Fiction*. Middletown, CT: Wesleyan University Press
- (2010): »On Defining SF, or Not: Genre Theory, SF, and History.« In: *Science Fiction Studies*, Vol. 37, No. 2, 191–209
- Rennert, David (2017): »So funktioniert die Gen-Schere CRISPR/Cas9.« In: *Der Standard: Forschung, Das Magazin*, Nr. 2 (Juni 2017); online: <http://derstandard.at/2000059819501/So-funktioniert-die-Gen-Schere-CRISPRcas9/> (zuletzt aufgerufen: 03-06-2021)
- Romano, Aja (2018): »The Hugo Awards just made history, and defied alt-right extremists in the process.« In: *Vox* (21.8.2018), online: www.vox.com/2018/8/21/17763260/n-k-jemisin-hugo-awards-broken-earth-sad-puppies (zuletzt aufgerufen: 20.2.2019)
- Rosenblueth, Arturo, Norbert Wiener und Julian Bigelow (1943): »Behavior, Purpose and Teleology.« In: *Philosophy of Science* 10, 18–24
- Rosenwasser, Penny (2013): *Hope into Practice. Jewish Women Choosing Justice Despite Our Fears*. USA: Eigenverlag
- Russ, Joanna (2007 [1972]): »The Image of Women in Science Fiction.« In: dies.: *The Country You Have Never Seen. Essays and Reviews*. Liverpool University Press: Liverpool, 205–218
- (1985 [1975]): *The Female Man*. London: The Women's Press; dt. (1979) von Werner Fuchs: *Planet der Frauen*. München: Knaur
- (1984): »The Clichés From Outer Space.« In: *Women's Studies International Forum*, Vol. 7, No. 2, 121–124

- (1983): *How to Suppress Women's Writing*. Austin: University of Texas Press
- (1995): *To Write Like a Woman. Essays in Feminism and Science Fiction*. Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press
- Said, Edward (1978): *Orientalism*. New York: Routledge & Kegan Paul
- Sanders, Leonard Patrick (2008): *Postmodern Orientalism. William Gibson, Cyberpunk and Japan*. PhD. Thesis, Massey University, Albany, Neuseeland; online: <http://mro.massey.ac.nz/bitstream/handle/10179/816/02whole.pdf?sequence=1&isAllowed=y> (zuletzt aufgerufen: 23.5.2021)
- Sandoval, Chela (1991): »U.S. Third World Feminism: The Theory and Method of Oppositional Consciousness in the Postmodern World.« In: *Genders* 10, Spring, 1–24
- (1995): »New Sciences. Cyborg Feminism and the Methodology of the Oppressed.« In: Gray/Figueroa-Sarriera/Mentor (Hg.) (1995), 407–421
- (2000): *Methodology of the Oppressed*. Minneapolis: University of Minnesota Press
- Sautter, Diane (1996): »Erotic and Existential Paradoxes of the Golem: Marge Piercy's *He, She and It*.« In: *Journal of the Fantastic in the Arts*, Vol. 7, No 2/3, 255–268
- Schaffer, Johanna (2008): *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*. Bielefeld: transcript
- Schlachter, Birgit (2006): *Schreibweisen der Abwesenheit. Jüdisch-französische Literatur nach der Shoah*. Köln: Böhlau Verlag.
- Schmitz, Sigrid (2006): »Entweder – Oder? Zum Umgang mit binären Kategorien.« In: Smilla Ebeling und Sigrid Schmitz (Hg.): *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften*. Wiesbaden: VS Verlag, 331–346
- (2016): »Cyborgs, situiertes Wissen und das Chthulucene. Donna Haraway und dreißig Jahre politischer (Natur-)wissenschaft.« In: *Soziopolis. Gesellschaft beobachten*. 12.7.2016; online: www.sozipolis.de/erinnern/klassiker/artikel/cyborgs-situiertes-wissen-und-das-chthulucene (zuletzt aufgerufen: 5.6.2021)
- Schneider, Joseph (2005): *Donna Haraway: Live Theory*. New York, London: Continuum
- Schueller, Malini Johar (2005): »Analogy and (White) Feminist Theory: Thinking Race and the Color of the Cyborg Body.« In: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, Vol. 31, No. 1, 63–92
- Shawl, Nisi (2016): »A Crash Course in the History of Black Science Fiction.« In: *Fantastic Stories of the Imagination*, No. 233, März/April 2016 (E-Book)
- Scott, Joan W. (1989): »Cyborgian Socialists?« In: Elizabeth Weed (Hg.): *Coming to Terms: Feminism, Theory, Politics*. New York: Routledge, 215–217
- Scott, Melissa (1994): *Trouble and Her Friends*. New York: TOR
- (1995): *Shadow Man*. New York: TOR
- Schrattenholzer, Elisabeth (2015): *Macht macht Sprache – Sprache schafft Wirklichkeit. Für ein Fundament ohne Fundamentalismus*. Berlin, Wien: LIT-Verlag
- Sedgwick, Eve Kosofsky (1994): *Tendencies*. New York, London: Routledge
- Serpell, Namwali (2017): »The Zambian ›Afronaut‹ Who Wanted to Join the Space Race.« In: *The New Yorker*, online: www.newyorker.com/culture/culture-desk/the-zambian-afronaut-who-wanted-to-join-the-space-race (zuletzt aufgerufen: 13.6.2019)
- Senft, Theresa (2001): »Reading Notes on Donna Haraway's ›Cyborg Manifesto‹«; online: www.terrisenft.net/wp-content/uploads/2017/02/Senft_Notes-Haraway_Cyborg.pdf (zuletzt aufgerufen: 8.6.2021)
- Sigusch, Volkmar (2015 [2013]): *Sexualitäten: Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. 2., durchgesehene Auflage. Frankfurt am Main: Campus
- Singer, Mona (2003): »Revision der Standpunkttheorie: »starting from marginal lives««. In: Petra Gehring, Cornelia Klinger, Gudrun Axeli Knapp (Hg.): *Geschlechterverhältnisse in der Wissenschaft: Ansätze und Strategien feministischer Erkenntniskritik*. CD-Rom. Hannover: Projekt VINGS (Virtual International Gender Studies)

- Sofoulis, Zoë (2002): »Cyberquake: Haraway's Manifesto.« In: Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung (Hg.): *Bulletin Nr. 24: Cyberfeminismus. Feministische Visionen mit Netz und ohne Boden?* Berlin, 54–72
- Spencer, Katleen L. (1983): »The Red Sun Is High, the Blue Low«: Towards a Stylistic Description of Science Fiction.« In: *Science Fiction Studies*, Vol. 10, No. 1, 35–49
- Spiegel, Simon (2007) *Die Konstitution des Wunderbaren. Zu einer Poetik des Science-Fiction-Films*. Marburg: Schüren
- (2016): »Fremder Klassiker: Zu Darko Suvins «Metamorphoses of Science Fiction».« In: *Zeitschrift für Fantastikforschung* 2/2016, 96–107; online: www.utopia2016.ch/1488-2/#comment-139 (zuletzt aufgerufen: 24.5.2021)
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): »Can the Subaltern Speak?« In: Cary Nelson und Larry Grossberg (Hg.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. Urbana, IL: University of Illinois Press, 271–313
- (1990): *The Postcolonial Critic. Interviews, Strategies, Dialogues*. Hg. von Sarah Harasym. London, New York: Routledge
- Springer, Claudia (1993): »Sex, Memories, and Angry Women«.
In: *South Atlantic Quarterly*, Vol. 92, No. 4. Durham, NC: Duke University Press, 713–734
- Stabile, Carole (1996): »Die Cyborg-Politik der Kompromisse«; dt. von Anja Tippner. In: *Texte zur Kunst*, 6. Jg., No. 21, 61–67
- Stableford, Brian M, John Clute and Peter Nicholls (2017): »Definitions of SF.« In: John Clute, David Langford, Peter Nicholls und Graham Sleight (Hg.): *The Encyclopedia of Science Fiction*; online: www.sf-encyclopedia.com/entry/definitions_of_sf (zuletzt aufgerufen: 13.2.2021)
- Sterling, Bruce (2010 [1986]): »Preface«.
In: William Gibson: *Burning Chrome*. London: HarperCollins (E-Book)
- (2016 [1986]): *Mirrorshades. The Cyberpunk Anthology*. New York: Ace Books (E-Book)
- Stone, Allucquère Rosanne (1991): »Will the Real Body Please Stand Up? Boundary Stories about Virtual Cultures.« In: Michael Benedikt (Hg.): *Cyberspace: First Steps*. Cambridge, MA: MIT Press, 82–118
- Summerhawk, Barbara (1998): »He, She or It: The Cyborg De-Constructs Gender in Post Modern Science Fiction«; online: <http://davidmswitzer.com/slonczewski/summerhawk.html> (zuletzt aufgerufen: 24.5.2021)
- Suvin, Darko (1979): »Preface« und »Estrangement and Cognition«.
In: ders.: *Metamorphoses of Science Fiction. On the Poetics and History of a Literary Genre*. New Haven, London: Yale UP, VI–XVIII und 3–15
- (2014 [1979]): »Estrangement and Cognition«.
In: *Strange Horizons* 24, November 2014; online: <http://strangehorizons.com/non-fiction/articles/estrangement-and-cognition> (zuletzt aufgerufen: 11.4.2019)
- (1991 [1989]): »On Gibson and Cyberpunk SF.« In: Larry McCaffery (Hg.): *Storming the Reality Studio*. Durham: Duke University Press, 349–365
- Thomas Sheree R. (Hg.) (2000): *Dark Matter. A Century of Speculative Fiction from the African Diaspora*. New York: Warner Books
- (2004) *Dark Matter. Reading the Bones*. New York: Warner Books,
- Tiptree, James, Jr (1975 [1973]): »The Girl Who Was Plugged In.« In: ders.: *Warm Worlds and Otherwise*. New York: Balantine, wiederveröffentlicht in *Her Smoke Rose Up Forever*. London: Gollancz 2014 [2004] (E-Book);
dt. 1981 v. René Mahlow: »Das ein- und ausgeschaltete Mädchen.« *Warme Welten und andere*. München: Heyne, 42–88
- Tomas, David (1995): »Feedback and Cybernetics: Reimagining the Body in the Age of Cybernetics«.
In: Mike Featherstone und Roger Burrows (Hg.): *Cyberspace/Cyberbodies/Cyberpunk. Cultures of Technological Embodiment*. London, Thousand Oaks: Sage, 21–44

- Trinh T. Minh-ha (1986/87): »Difference: A Special Third World Women Issue.« In: *Discourse*. 8, 11–38
- (1989): *Woman, Native, Other. Writing Postcolonialty and Feminism*. Davis: University of California Press
- (2017 [2011]): *Elsewhere, Within Here. Immigration, Flucht und das Grenzereignis*; dt. von Dagmar Fink, Susanne Lummerding, Kathrina Menke, Johanna Schaffer, Matthias Schmidt und Katja Widerspahn, Hg. von Anna Babka und Matthias Schmidt. Wien, Berlin: Turia + Kant
- Trinh T. Minh-ha/Seession; (2001): *Trinh T. Minh-ha*; dt. von Aileen Derieg, Dagmar Fink, Johanna Schaffer und Katja Widerspahn. Wien: Seession
- Tucker, Jeffrey (2010): »African American Science Fiction«. In: Gene Andrew Jarrett (Hg.): *A Companion to African American Literature*. Oxford: Blackwell Publishing, 360–375
- Vlasopolos, Anca (1998): »Technology as Eros's Dart: Cyborgs as Perfect (Male?) Lovers.« In: *Foundation. The International Review of Science Fiction*, No. 73, 59–66
- Vint, Sherryl (2014): *Science Fiction. A Guide to the Perplexed*. London u. a.: Bloomsbury
- (2005): »Becoming Other: Animals, Kinship, and Butler's ›Clay's Ark.« In: *Science Fiction Studies*, Vol. 32, No. 2, 281–300
- (2007): »Cyberpunk: Return of the Repressed Body.« In: dies: *Bodies of Tomorrow. Technology, Subjectivity, Science Fiction*. Toronto: University of Toronto Press, 102–123
- Walker, Lisa M. (1993): »How to Recognize a Lesbian? The Cultural Politics of Looking Like What You Are.« In: *Signs*, Vol. 18, No. 4, 866–890
- Wallace, Amy (2015): »Sci-Fi's Hugo Awards and the Battle for Pop Culture's Soul«. In: *Wired* (30.10.2015); online: www.wired.com/2015/10/hugo-awards-controversy (zuletzt aufgerufen: 27.2.2019)
- Wecker, Helene (2013): *The Golem and the Jinn*. London, New York: Harper Collins (E-Book); dt. 2013 von Annette Grube *Der Golem und der Dschinn*. Hamburg: Hoffmann & Campe
- Weier, Sebastian (2015): *Cyborg Black Studies. Tracing the Impact of Technological Change on the Constitution of Blackness*. Dissertation, Universität Bremen; online: <https://elib.suub.uni-bremen.de/peid/Do0104897.html> (zuletzt aufgerufen: 3.7.2019)
- Westermann, Bianca (2012): *Anthropomorphe Maschinen : Grenzgänge zwischen Biologie und Technik seit dem 18. Jahrhundert*. München: Wilhelm Fink
- Wiedenroth-Coulibaly, Eleonore (2007): »Zwanzig Jahre Schwarzer Widerstand in bewegten Räumen. Was sich im Kleinen abspielt und aus dem Verborgenen erwächst.« In: Kien Nghi Ha, Nicola Lauré al-Samarai und Sheila Mysorekar (Hg.): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kultur-politik und Widerstand in Deutschland*. Münster: Unrast, 401–422
- Weber, Jutta (1998): »Feminismus und Konstruktivismus. Zur Netzwerktheorie bei Donna Haraway«. In: *Das Argument* 227, 699–712
- Weeks, Kathi (2013): »The Critical Manifesto: Marx and Engels, Haraway, and Utopian Politics.« In: *Utopian Studies*, Vol. 24, No. 2, 216–231
- Wenzel, Peter (2004): »New Criticism.« In: Ansgar Nünning (Hg.): *Grundbegriffe der Literaturtheorie*, Stuttgart und Weimar: Metzler, 191–195
- Whitaker, Randall (2003): *Encyclopaedia Autopoietica. An Annotated Lexical Compendium on Autopoiesis and Enaction*. RELEASE Version 1.0.1; online: www.enolagaia.com/EA.html (zuletzt aufgerufen: 16.11.2017)
- Wiedlack, Maria Katharina (2008): »Respondenz zum Beitrag von Dagmar Fink.« In: Anna Babka und Susanne Hochreiter (Hg.): *Queer Reading in den Philologien. Modelle und Anwendungen*. Göttingen: V&R unipress/Vienna University Press, S. 171–177
- Wiemer, Annegret (1992): »Utopia and Science Fiction. A Contribution to their Generic Description.« In: *Canadian Review of Comparative Literature*, Nr. 19/1–2, 171–200
- Wiener, Norbert (1992 [1948]): *Kybernetik. Regelung und Nachrichtenübertragung im Lebewesen und in der Maschine*; dt. von E. H. Serr unter Mitarbeit von E. Henzel Wien: Econ

- Wiener, Norbert (2002 [1948]): »Kybernetik«. In: Bernhard Dotzler (Hg.): *norbert wiener. futurum exactum. ausgewählte schriften zur kybernetik und kommunikationstheorie*. Wien: Springer Verlag, 13–29
- Wight, Linda (2009): *Talking About Men. Conversations about Masculinities in Recent ›Gender-Bending‹ Science Fiction*. PhD Thesis, James Cook University, Australien, online: <http://researchonline.jcu.edu.au/11566> (zuletzt aufgerufen: 14.5.2021)
- Wilkerson, Abby (1997): »Ending at the Skin: Sexuality and Race in Feminist Theorizing«. In: *Hypatia*, Vol. 12, No. 3, Third Wave Feminisms, 164–173
- Wittig, Monique (1980 [1969]): *Die Verschwörung der Balkis (Les Guérillères)*; dt. ohne Angabe. München: Frauenoffensive
- Wolfsun, Joshua (2017): »The Mainstream Misogyny of the Nice Jewish Boy.« In: *The Lilith Blog*; online: www.lilith.org/blog/2017/01/the-mainstream-misogyny-of-the-nice-jewish-boy (zuletzt aufgerufen: 4.6.2019)
- Wolmark, Jenny (1994): *Aliens and Others. Science Fiction, Feminism and Postmodernism*. New York, London: Harvester Wheatsheaf
- (1999) (Hg.): *Cybersexualities: A Reader on Feminist Theory, Cyborgs, and Cyberspace*. Edinburgh: Edinburgh University Press
- Womack, Ytasha (2013): *Afrofuturism*. Chicago: Lawrence Hill Books
- Yaszek, Lisa (2008): *Galactic Suburbia. Recovering Women's Science Fiction*. Columbus: Ohio State UP

Nachschlagewerke

- The Cambridge Companion to Science Fiction*. Hg. von Edward James und Farah Mendlesohn. Cambridge u. a.: Cambridge University Press, 2003
- A Companion to Science Fiction*. Hg. von David Seed. Malden, MA u. a.: Blackwell Publishing, 2005
- Grundbegriffe der Literaturtheorie*. Hg. von Ansgar Nünning. Stuttgart und Weimar: Metzler, 2004
- The Encyclopedia of Science Fiction*; 3. Auflage, 2011–2017. Hg. von John Clute, David Langford, Peter Nicholls und Graham Sleight. London: Gollancz; online: www.sf-encyclopedia.com (wird laufend überarbeitet; zuletzt aufgerufen: 13.2.2019)
- The Oxford Handbook of Science Fiction*. Hg. von Rob Latham. Oxford, New York: Oxford University Press, 2014
- Oxford Research Encyclopedia of Literature*. Oxford University Press, USA, 2016; online: <http://literature.oxfordre.com> (zuletzt aufgerufen: 25.4.2018)
- The Routledge Companion to Science Fiction*. Hg. von Mark Bould, Andrew M. Butler, Adam Roberts und Sherryl Vint. London, New York: Routledge, 2009
- Fischer Weltgeschichte. Band 30: Die Vereinigten Staaten von Amerika*. Hg. von Willi Paul Adams. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch, 1977

Filme

- Donna Haraway: Story Telling for Earthly Survival*, Regie: Fabrizio Terranova. Belgien/Frankreich/Spanien 2016, digital, Farbe, Ton, 81 Minuten
- Worlds of Ursula K. Le Guin*, Regie: Arwen Curry. USA/Kanada 2018, digital, Farbe, Ton, 65 Minuten

Danke!

Dieses Buch ist das Ergebnis eines sehr sehr langen Prozesses, der viel Schweiß, Tränen und Geld gekostet hat. Gleichzeitig habe ich in all den Jahren viel Unterstützung erhalten und sind in dieses Buch zahllose Beiträge von sowie Diskussionen mit Kolleg*innen und Freund*innen eingegangen. Sie alle an dieser Stelle zu erwähnen wäre richtig und wichtig, vielleicht kann ich das nicht mehr angemessen rekonstruieren. Ich bitte also um Nachsicht, sollte ich eine* vergessen haben.

Ein erster wichtiger Anstoß für dieses Buch war meine Zeit als Junior Fellow am Institut für die Wissenschaft vom Menschen (IWM) in Wien, in der ich beginnen konnte, über eine Dissertation nachzudenken. Vielen herzlichen Dank dafür an Cornelia Klinger und auch für die Unterstützung in den folgenden Jahren! Das Fellowship war enorm wichtig für mich und hat entscheidend dazu beigetragen, mich überhaupt in die Position zu denken, eine Dissertation zu schreiben. Darüber hinaus war der Arbeitskreis feministische Theorie am IWM ein sehr inspirierender und beflügelnder Arbeitskontext, in dem ich viele Kolleg*innen und auch Freund*innen kennengelernt habe. Eine davon ist Annette Schlichter, die meine Arbeit in all den Jahren immer wieder mit scharfsinnigen Textanalysen und anregenden Kommentaren unterstützt, und als Freundin die Schwachstellen meiner Arbeit auf den Punkt gebracht hat.

Günter H. Lenz, der schon meine Magisterarbeit betreute, hat mir ein großartiges, enorm bestärkendes Gutachten für ein Stipendium geschrieben und meiner Dissertation in den ersten Jahren gemeinsam mit Klaus Milich einen äußerst produktiven Ort gegeben: das Doktorand*innen- und Habilitand*innen-Kolloquium der Amerikanistik an der Humboldt-Universität in Berlin. Der Austausch mit den Kolleg*innen dort war eine große Freude und Bereicherung.

Susanne Maria Weber stand mir jahrelang mit Unterstützung zur Seite und gab mir mehr als einen, vor allem jedoch den entscheidenden Anstoß, die Dissertation wieder aufzunehmen, nachdem sie über Jahre ein Schattendasein neben dem Versuch führte, aus dem wissenschaftlichen Übersetzen nicht nur eine bereichernde, sondern auch eine finanziell tragfähige Beschäftigung zu machen. Für fast ein Jahr ermöglichte sie mir als Gastwissenschaftlerin an der FH Fulda die Arbeit an der Dissertation wieder konzentriert aufzunehmen und neu zu planen.

Großer Dank gilt den beiden Betreuerinnen meiner Dissertation: Andrea Maihofer und Susanne Maurer. Andrea Maihofer hat meinem unterbrochenen Projekt Vertrauen geschenkt, es in Basel in den Gender Studies aufgenommen und schließlich länger als geplant und unter anderem mit genauer Textlektüre und produktiver Kritik unterstützt. Susanne Maurer hat mich über viele Jahre immer wieder solidarisch unterstützt und meiner Arbeit große Wertschätzung entgegen gebracht. Und so war sie auch kurzfristig bereit, das Zweitgutachten für meine Dissertation zu übernehmen. Der Austausch mit den Kolleg*innen im Forschungskolloquium Gender Studies in Basel, das Andrea Maihofer und die ebenfalls extrem unterstützende und solidarische Andrea Zimmermann leitet, hat mich bestärkt und inspiriert.

Nicht erst auf den letzten langen Metern kam mir meine langjährige Freundin und Kollegin Katja Wiederspahn unter anderem mit ihrem genauen und schlaunen Lektorat zur Hilfe. Danke dafür von Herzen! Zu meiner großen Freude hat mich in dieser Zeit außerdem mein Bruder Wolfram Fink mit Textlektüre und Recherchen großzügig unterstützt.

Zahlreiche inspirierende Gespräche und Diskussionen sowie lange Jahre solidarischer Freund*innenschaft verbinden mich mit Kirsten Huckenbeck und Waltraud Ernst, die beide darüber hinaus Kapitel 1 und 2 gelesen und kritisiert haben.

Für wertvolle Diskussionen und die lehrreiche Zusammenarbeit danke ich neben Katja Wiederspahn den ehemaligen Kolleg*innen des queer_feministischen Übersetzungskollektivs und langjährigen Freundinnen Johanna Schaffer und Susanne Lummerding. Kritische Unterstützung habe ich darüber hinaus von Mona Singer erhalten.

Weitere wichtige Gespräche, Diskussionen und Inspirationen verdanke ich der Gruppe gendertalk in Wien sowie Isabell Lorey, Marcella Stecher, Antke Engel und Anne Scheidhauer.

Finanziell wurde diese Arbeit unterstützt durch ein Junior Fellowship des IWM, ein Promotionsstipendium der Heinrich-Böll-Stiftung und privat von Brigitte Oberauer, Marcella Stecher, Gesa Witthöft, Wolfram Fink und nicht zuletzt mir selbst.

Gabriele Lang hat großzügig auf ein Honorar verzichtet, mich in den letzten Jahren meiner Dissertation therapeutisch begleitet und dabei unterstützt, diese abschließen zu können.

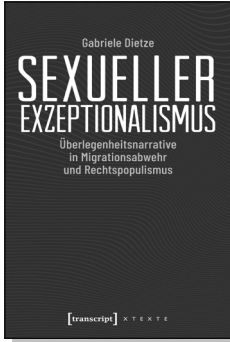
Ines Doujak ist nicht nur seit langer Zeit eine gute Freundin, mit der mich viele spannende und herausfordernde Diskussionen und Projekte verbinden, sie hat mir auch großzügigerweise die grandiose Collage für das Cover dieses Buches zur Verfügung gestellt.

Bei Gabriele Adebisi-Schuster bedanke ich mich für den Buchsatz, den ich mir gewünscht habe und bei Stefan Schoppengerd für das Lektorat dieser Buchfassung.

Gesa Witthöft danke ich für viele Jahre liebevoller Begleitung, Halt in schwierigen Zeiten und den Glauben an mich.

Und schließlich bin ich froh und dankbar, dass ich an meiner Arbeit festgehalten habe und ich es mir wert war, die Dissertation abzuschließen.

Kulturwissenschaft



Gabriele Dietze

Sexueller Exzeptionalismus

Überlegenheitsnarrative in Migrationsabwehr und Rechtspopulismus

2019, 222 S., kart., Dispersionsbindung, 32 SW-Abbildungen
19,99 € (DE), 978-3-8376-4708-2
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4708-6



Michael Thompson

Mülltheorie

Über die Schaffung und Vernichtung von Werten

April 2021, 324 S., kart., Dispersionsbindung,
57 SW-Abbildungen
27,00 € (DE), 978-3-8376-5224-6
E-Book:
PDF: 23,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5224-0
EPUB: 23,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5224-6



Erika Fischer-Lichte

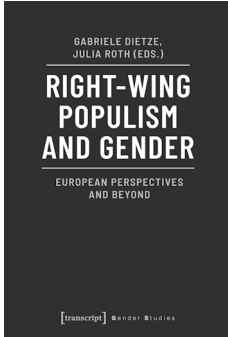
Performativität

Eine kulturwissenschaftliche Einführung

April 2021, 274 S., kart., Dispersionsbindung, 3 SW-Abbildungen
22,00 € (DE), 978-3-8376-5377-9
E-Book:
PDF: 20,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5377-3

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Kulturwissenschaft



Gabriele Dietze, Julia Roth (eds.)
Right-Wing Populism and Gender
European Perspectives and Beyond

2020, 286 p., pb., ill.
35,00 € (DE), 978-3-8376-4980-2
E-Book:
PDF: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4980-6



Thomas Hecken, Moritz Baßler, Elena Beregow, Robin Curtis,
Heinz Drügh, Mascha Jacobs, Annekathrin Kohout, Nicolas
Pethes, Miriam Zeh (Hg.)

POP
Kultur und Kritik (Jg. 10, 1/2021)

April 2021, 178 S., kart.
16,80 € (DE), 978-3-8376-5393-9
E-Book:
PDF: 16,80 € (DE), ISBN 978-3-8394-5393-3



Marcus Hahn, Frederic Ponten (Hg.)
Deutschland-Analysen
Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Heft 2/2020

2020, 240 S., kart., Dispersionsbindung, 23 Farbabbildungen
14,99 € (DE), 978-3-8376-4954-3
E-Book:
PDF: 14,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4954-7

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

